





Germanic
Seminary.

Presented by
The Class of 1891.



K. L. von Knebel's
literarischer Nachlaß
und
Briefwechsel.

Herausgegeben

von

K. A. Varnhagen von Ense und Th. Mundt.

Mit Königlich Würtembergischem Privilegium.

Erster Band.

Mit Knebel's Bildniß.

Leipzig,
Gebrüder Reichenbach.
1835.

Zur Nachricht.

Die Ausgabe von **K. L. von Knebel's literar. Nachlaß und Briefwechsel** wird in **drei Bänden** bestehen. Der zweite und dritte Band wird unfehlbar noch in diesem Jahre geliefert.

Der **Subscriptionspreis** für alle drei Bände beträgt 4½ Thlr. Ct. und wird bei Empfang des ersten Bandes gezahlt; derselbe besteht jedoch nur bis zum Schluß des Jahres 1835, wornach ein **erhöheter Ladenpreis** eintritt.

Den zweiten Band wird der im ersten begonnene Briefwechsel noch ganz ausfüllen und u. A. namentlich die wichtigen Briefe folgender Personen enthalten:

Staatsminister v. Altenstein; **Böttiger**; **Boie**; Fräul. v. Bose; Fernow; Falk; Gleim; Hegel; Herder; Henriette v. Knebel; Lavater; Matthisson; H. Meyer; Kanzler v. Müller; Fr. Nicolai; Oken; Passow; Ramler; Jean Paul Friedrich Richter; Charlotte v. Schiller; Schütz; Voß; Zacharias Werner; Wieland; F. A. Wolf.

Der dritte und letzte Band wird eine Anzahl eigner Briefe von K. L. v. Knebel, seine vermischten Schriften über philosophische und literarische Gegenstände und interessante Auszüge aus seinen Tagebüchern enthalten.

Gebrüder Reichenbach.





K. L. von Knebel's literarischer Nachlaß und Briefwechsel.

Herausgegeben

von

K. A. VARNHAGEN VON ENSE

und

TH. MUNDT.

Mit Königl. Würtembergischem Privilegium.

Erster Band.

Mit Knebel's Bildniß.

Leipzig,
Gebrüder Reichenbach.

1835.

Vorwort.

Die Redactoren der Knebel'schen Schriften unterzogen sich der Herausgabe derselben im Auftrage Seiner Excellenz des Herrn Geheimen Staatsministers von Altenstein, der aus dankbar anzuerkennender Pietät gegen seinen verewigten Freund Knebel die erste Anregung dazu gab, diese literarische Hinterlassenschaft eines der edelsten Geister in einer geordneten Gestalt zu veröffentlichen.

Von eigenen Schriften Knebel's erscheinen in diesem Nachlaß hauptsächlich die Gedichte und seine literarischen und philosophischen Aufsätze, vermischten Skizzen und Tagebuchsblätter, da die Aufnahme seiner größeren Übersetzungen, die selbständige Werke für sich bilden, und unter denen die des Lucrez erst vor Kurzem in einer neuen Auflage ins Publikum gekommen, hier nicht thunlich schien. Die Gedichte sind, obwohl nur in einer sehr spärlichen und strengen Auswahl, aus den handschriftlichen Papieren vervollständigt, und die in den früheren kleinen Sammlungen bereits gedruckten nach einem Exemplar des Verfassers, in dem sich mehrere Änderungen an den Rand geschrieben fanden, verbessert worden. Knebel's Gedichte durften um so weniger hier fehlen, da sie als Ausdruck einer der liebenswürdigsten Seiten seiner Persönlichkeit,

und vielen gemüthansprechenden Eigenschaften, so manche Beiträge zu seiner Charakterschilderung enthalten.

Die gewichtigste Partie des Knebel'schen Nachlasses nimmt sein reichhaltiger und vielseitiger Briefwechsel ein, welcher bereits in diesem ersten Bande beginnt und den unmittelbar nachfolgenden zweiten noch ganz anfüllen wird. Für die gütige und bereitwillige Mittheilung mehrerer von Knebel selbst geschriebenen Briefe gebührt einigen seiner Correspondenten hier ein öffentlicher Dank, namentlich dem Herrn Hofrath Böttiger in Dresden, der eine besonders anerkennenswerthe Gefälligkeit dabei an den Tag gelegt hat.

Berlin, den 12. Juni 1835.

Inhalt des ersten Bandes.

Seite

Seite

Briefwechsel.

K. L. von Knebel's Leben.

Von

Th. Mundt.

Neben den großen Heroen, die aus unwiderstehlicher Nothwendigkeit hervorbringen, und in diesen Hervorbringungen sich selbst und zugleich den eigensten Inhalt ihrer Zeit in die Erscheinung fördern müssen, erzeugt die Natur gern und vielfältig solche Geister, die mehr zum Genießen und Anschauen, als zum Schaffen, in die Mitte ihrer Epoche hineingestellt sind. Sie gleichen dem unschuldigen Zauberlehrling, der in das Reich der Wunder, die sein Meister heraufbeschworen, noch harmlos betrachtend und sich bereichernd miteingehn darf, ohne schon, wie jener, an diese Kunde das Glück des Lebens und den Frieden eingesetzt und verloren zu haben. Denn über die Andern ist es wie eine bindende Macht des Schicksals gekommen, daß sie nur in der Unruhe der selbsteigenen Production zur Genugthuung ihres Daseins gelangen, und ihr Lebelang haben sie den schöpferisch waltenden Gott in ihrem Busen zu dulden, der sie drängt und quält, indem er sich aus ihnen entwindet. Solche schmerzlich süße Befriedigung der innersten Persönlichkeit kennen Die nicht, welche, obwohl berührt von den Musen und begabt von ihnen, doch das Musenhafte sich mehr im Leben und seinen Verhältnissen, als in der zu bestimmten Zielen fortgerissenen Production, hervorzubilden trachten. Zwar ist auch in ihre Seele der Drang gelegt, sich strebend und schaffend möglichst umzuthun und zu versuchen, und wenn gleich sie immer zwischen dem Wollen und Können des Höchsten schwanken, so hat man sie doch oft in der Literatur Einzelnes trefflich leisten sehn. Sie sind Virtuosen des Einzelnen. Aber sie ver-

stehen sich außerdem auf ein noch viel traulicheres Zufriedenleben. Man muß sie vorzugsweise höchst glückliche Naturen nennen. Ihnen gehört der Tag, und dem Behagen der Stunde nachgehend, können sie beginnen, was sie wollen, und wozu jedesmal der süße Zug der Laune sie treibt. Sie siedeln sich behäbig in einer Menge von Liebhabereien an, und die Arbeit und Aufgabe, die sie sich stellen, wird ihnen nicht zum zwingenden Dämon, der die Tage mit ernster Schickung gefangen nimmt. Sie sind immer mit so Vielerlei in sich beschäftigt, daß sie eben so gut Nichts thun können, und sich doch dabei befriedigt zu fühlen vermögen. Vor lauter Dichten und Denken, das wie ein vergnügter Müßiggang beständig in ihnen spinnt, können sie nie zum eigentlichen Dichten und Denken gelangen. Des Morgens stehen sie früh auf, und blicken gedankenvoll zum Fenster hinaus und haben sich stundenlang mit den vorbeisegelnden Wolkenbildern zu unterhalten. Oder sie gehen in ihren Garten, begießen ihre Lieblingsgewächse, und sprechen mit den Blumen und reden ein gemüthliches Wort mit dem schwirrenden Käfer in den Gräsern. Es sind jene anempfindenden Naturen, denen Goethe mit diesem klassischen Ausdruck ein für alle Mal ihre Bezeichnung gegeben hat. Den aus sich producirenden Geistern nimmt die Leidenschaft des Müssens, von der sie in ihren Hervorbringungen getrieben werden, manchen heitern Reiz des gewohnten Hinlebens fort. Sie machen aus Nacht Tag, und aus Tag Nacht, versäumen die Gunst des Augenblicks, überhören den Glockenschlag mancher Stunde der Liebe, und gehen für ihre nächsten Umgebungen und Verhältnisse oft verloren. Dagegen sind jene Andern, die sich mit feinen Fühlhörnern überall anempfinden, recht eigens dazu ausersehn, die vermittelnden Elemente bei bedeutsamen Situationen und Verhältnissen abzugeben, und wenn sie in ergiebige Weltbeziehungen hineingesetzt werden, können sie schon durch ihr Dasein ungemein wirken, wofür sie zugleich die nöthige Selbstverläugnung und Hingebung besitzen. Sie sind Bindegeister,

die mit gefälligem Talent das Persönliche in großen Epochen vermitteln, mit der Grazie eines guten Gesellschafters die spröden Bestandtheile der Geister heilsam zu mischen und zusammenzusetzen verstehn, und den schweren Geburtswehen der Zeiten mit lindernden und geschmeidigen Berührungen beispringen. Es sind accompagnirende Naturen, deren Verdienst und Wirksamkeit nicht nur in der Begleitung, sondern auch in dem richtigen Takthalten besteht, mit dem sie sich den Ideenmächten ihrer Zeit und deren Trägern anschmiegen, und so ein Gleichmaß zu unterhalten wissen, durch welches sie das Neue und Gewaltige schon den gewohnten Kreisen des Lebens und der Gesellschaft zuzuführen und als heimische Gestalt darin einzubürgern anfangen. Die neuen Ideen ihrer Periode, die das daran krankende produzirende Genie nur eben, wie die kranke Muschel die kostbare Perle, von sich ausgeschleudert und noch als bange Wagnisse in die Welt gelassen hat, werden in diesen aufnehmenden Geistern am ersten zu Fleisch und Blut, und treten in die sich bethätigende Wirklichkeit über. Was Jene erdacht, gesät und geerntet auf dem fruchtbaren Lavaboden ihrer Herzen, impfen Diese sogleich ihrer unmittelbaren Bildung ein, bringen es als ein Fertiges an sich zur Erscheinung, und popularisiren es durch die Anwendung auf die menschliche Gewohnheit, die sie ihm in ächt plastischer Verarbeitung der gegebenen Gedanken in sich zu Theil werden lassen. So gewinnen die Ideen der Zeit an ihnen wieder eine Fruchtstätte, auf der sie sich schon als etwas Natürliches geltend machen und fortpflanzen, und auf die Entwickelungslinie des Volkslebens hinausgestellt werden. Als vertraute Freunde und Genossen großer Männer, als Schildträger der glorreichen Vorkämpfer und Helden, als stille, aber tieferregte Begleiter der bedeutendsten Entwickelungsperioden, haben solche weibliche Geister oft unberechenbar auf das Allgemeine zurückgewirkt, und der verschwiegene Hintergrund der Geschichte deckt manches bescheidene Verdienst, das den Sieg, der nach ihm nicht genannt wird, miterringen, ver-

herrlichen und nutzbar machen half. Aber diesen im Stillen und nur durch das persönliche Verhältniß Wirkenden that es eben so wohl, im Hintergrunde zu bleiben, als den Vordergrund einzunehmen, den Helden einzig würdig schien. Es ist ihnen eigen, sich absichtlich mit ihrem Werth zu verhüllen, Das, was sie selbst leisten, im Dunkeln zu lassen, und nur ungern die Bedeutung, die sie für sich und ihr Thun in Anspruch nehmen dürfen, hervorgehoben und namhaft machen zu sehn. Aber beständiger Empfänglichkeit hingegeben, sterben sie alt und gesättigt vom Dasein, und leben sich in Betrachtung und Beschauung rein aus, ehrwürdige Bilder einer ganz ihren Endzweck erfüllenden Existenz.

Ein solches würdiges Lebensbild war Knebel, von dem, neben dem Nachruhm eigener literarischer Verdienste, dessen er nie ganz ermangeln wird, doch noch schöner ist, Das aufzuzeichnen, was er als Mensch und in seinen menschlichen Verhältnissen, in seltenen Kreisen merkwürdig begünstigten Zusammentreffens, gewesen. Seine vermittelnde und geistig anschmiegsame Natur ließ ihn unter Umständen und in Berührung mit den ausgezeichnetsten Geistern, wie es sich nicht zum zweiten Mal an einem kleinen deutschen Residenzort wiederholen wird, eine persönliche Bedeutung für jene Literaturepoche gewinnen, welche in den Zeugnissen dieser Heroen selbst sich am glänzendsten abspiegelt. Mit seltenem Talent des Umgangs übte er hier einen so hervorlockenden Reiz seiner Persönlichkeit aus, daß, obwohl er nur der empfangende Theil war, seine großen Freunde in ihrer ganzen Wesenheit sich ihm erschlossen und eine innige Wechselwirkung mit ihm unterhielten, wie sie es sonst kaum gegen Einander gethan. Und diese weimarische Literaturzeit, deren Anknüpfungspunct er insofern gewesen war, als durch ihn Goethe zuerst jenen Kreisen angenähert wurde, sah man ihn zugleich als den Letzten derselben überleben, und so ein neunzigjähriges Dasein hindurch den verschiedensten Entwickelungsstufen der deutschen Bildung angehören, indem er seine

Jugend schon unter den nächsten Einflüssen Friedrichs des Großen in Potsdam verbrachte. Er war ein Mann von antiker Lebensruhe und deutschem Gemüth, von kräftigem Charakter und vielen einzelnen Talenten; und während seines langen Lebens unablässig bemüht, an sich selbst zu bilden, und in beständiger Reflexion zur Klarheit über die wichtigsten Wahrheiten und Räthsel des Daseins zu gelangen, hatte er, wie es schien, nie Zeit gehabt, sich viel um Schriftstellerruhm zu bewerben, oder, trotz der glücklichen Muße, die ihm meistentheils gegönnt war, dieselbe auf eigene größere Arbeiten zu verwenden. Dem Publikum blieb sein Name ziemlich unbekannt und ungenannt, da er sich auf dem Titel seiner früheren Werke, wie der Übersetzung des Properz, und kleiner Sammlungen seiner Gedichte, nie entschließen mochte, ihn mehr als nur mit den Anfangsbuchstaben anzudeuten, und nur bei seiner Übersetzung des Lucrez ließ er sich bereden, zuerst eine Ausnahme zu machen. So war es ihm in allem seinem Thun und Treiben nie auf etwas Anderes angekommen, als auf das reine Leben, das er wie ein wahrer Weiser zu genießen und bis auf den Grund auszukosten verstand, und diese seltene Kunst zu leben, die er geübt hat, macht den eigentlichen Reiz seines ganzen Lebenslaufes aus. —

* * *

Karl Ludwig von Knebel, einer ursprünglich aus dem Belgischen stammenden Familie angehörig, wurde am 30. November des Jahres 1744 auf dem Schlosse zu Wallerstein im Oettingenschen geboren. Einer seiner Vorfahren, Hanns Knebel, war zu Antwerpen im Jahre 1572 seines Glaubens wegen verbrannt worden, und dieses Ereigniß gab wahrscheinlich den Anlaß zur Auswanderung dieser Familie, welche die Niederlande verließ und sich in Franken ansässig machte. Knebels Vater stand damals in dem anmuthig gelegenen Wallerstein als fürstlicher Kanzler in Diensten. Seine Mutter war eine

geborene Maier aus Baireuth. Der Aufenthalt der Familie an diesem Orte währte jedoch nicht lange, und Knebel folgte in seiner frühesten Kindheit dem Vater nach Regensburg, wohin derselbe von dem markgräflich ansbachischen Hofe als Comitial-Gesandter an den Reichstag berufen wurde. Der Vater war ein ernster, fester, unbeugsamer Mann, von ebenso starker Körpergestalt als unerschütterlichem Charakter. Er soll in seiner Jugend manche abenteuerliche Erlebnisse bestanden haben, wozu ihn theils die Heftigkeit seines Temperaments, die sich auch auf unsern Knebel vererbte, theils die ungewöhnlichen Kräfte seines Körpers verleiten mochten. Bei einer sehr gründlichen wissenschaftlichen und juristischen Bildung, war er nicht minder im Fechten und allen ritterlichen Künsten erprobt gewesen, und hatte bei einem Ehrenhandel einen Stoß in das rechte Auge davongetragen, der ihm dasselbe unbrauchbar machte. Die strenge Rechtlichkeit und Unbestechlichkeit seines Wesens, die ihn auszeichnete, hatte er bald Gelegenheit auf eine entscheidende Art zu bewähren, als es sich in Regensburg, nachdem er acht Jahre in der angegebenen Eigenschaft dort zugebracht, um die Achtserklärung des großen Friedrichs handelte. Beim beginnenden siebenjährigen Krieg dem preußischen Interesse lebhaft zugeneigt, verweigerte er gegen den Willen seines Herrn, des Markgrafen, sein Votum zu dem Bannedict, welches die Reichstagsversammlung gegen den König von Preußen beschlossen hatte. Aller Versprechungen und ansehnlichen Geldanerbietungen des österreichischen Hofes ungeachtet, verharrte er bei seiner Meinung, die er selbst seinem Fürsten gegenüber geltend machte, indem er behauptete, daß er als brandenburg-ansbachischer Gesandter gegen das Interesse des Stammhauses nicht handeln dürfe. Darauf erfolgte zwar durch Antrieb des sehr österreichisch gesinnten ansbachischen Ministers von Seckendorf seine Abberufung von dem Posten in Regensburg, und er wurde als Geheimrath in das Ministerial-Collegium zu Ansbach versetzt. Aber Friedrich der Große ließ dem hochherzigen Eifer des ent-

schlossenen Mannes bald nachher seine besondere Anerkennung widerfahren, und übersandte ihm durch seine Schwester, die verwitwete Markgräfin von Ansbach, das Adelsdiplom (vom 15. Januar 1757), welches der Familie auf Anlaß einer so ruhmwürdigen That erworben wurde.

Jetzt, in Ansbach, begannen eigentlich die ersten Lebensregungen des wohlbegabten Knaben, der zusammen mit seinen übrigen Geschwistern, deren noch fünf waren, mit aller strengen und orthodoxen Sorgfalt des damaligen Erziehungsgeistes herangebildet wurde. Die gründlichste Kenntniß des Lateinischen, das allem Übrigen voranging, war das Steckenpferd der Pädagogik dieses Jahrhunderts, lateinische Verse mußten in Masse auswendig gelernt werden, und dann folgte an Wichtigkeit die Bibel, die zu einer fast militairischen Taktfestigkeit einexercirt wurde. Die Geschichte ward beinahe gänzlich vernachlässigt und nur in trockenen Tabellen dem häuslichen Fleiß nebenher überlassen, da der historische Sinn den ganz an das Familienleben versunkenen Deutschen selbst durch die Thaten des großen Königs und das mächtige Schauspiel eines zur Weltbedeutung sich entfaltenden jungen Staats noch nicht eingeflößt werden konnte. Die Bildung und der Unterricht waren großentheils Gedächtnißsache, statt der Erweckung höherer Intelligenz kam es nur auf die sogenannte Schärfung des Verstandes an, und Alles, was das freiere geistige Leben der Persönlichkeit hätte heben und entwickeln können, blieb ebenso sehr von Seiten der Lehrer, als der überstrengen Eltern unbegünstigt. Es gab damals fast lauter harte und aus Prinzip tyrannische Väter, welche die eigenste Individualität ihrer Kinder eher unterdrückten, als frei lassen mochten, und Knebels Vater schien im Walten seines Familienkreises keine Ausnahme von diesem herrschenden väterlichen Typus zu machen. Die Kinder standen mehr in einem Verhältniß der Furcht, als der Liebe, und noch in seinen spätesten Jahren pflegte Knebel die Zaghaftigkeit, die ihn in Bezug auf den Werth seines eigenen

Thun und Treibens nie verließ, und besonders Lust und Muth zur Veröffentlichung seiner Arbeiten ihm benahm, jenem Einfluß seines Vaters zuzuschreiben, der ihn niemals lobte, niemals aufmunterte, niemals freudig gewähren ließ. Der Vater bekümmerte sich um die Leitung des Unterrichts wenig, der tüchtigen Lehrern überlassen war, nur dafür sorgte er, seiner Sinnesart gemäß, angelegentlich, daß die Knaben auch in allen körperlichen Übungen, als Fechten, Tanzen, Reiten und dergl. unterwiesen und geschickt gemacht wurden. Die fromme Gewohnheit des Zeitalters, nach der die Hausandachten zur Sitte geworden waren, versammelte jedoch alle Sonntage seine Kinder zu einer traulichen Gemeinde um ihn her, wo erbauliche Predigten, und besonders die Bibel in verschiedenen Sprachen vorgelesen wurden, namentlich in französischer und holländischer, welche letztere der Vater aus Erinnerung früherer Jugendjahre, die er als Reisebegleiter eines baireuthischen Prinzen in Holland zugebracht, vornehmlich liebte. Bei solchen Gelegenheiten mußte unser Knebel gewöhnlich den Vorleser abgeben, und verrichtete dies Geschäft mit besonderem Eifer, da er von Natur sehr zur Frömmigkeit und religiösen Andacht geneigt war, und hierin sowohl dem Beispiel seines streng religiösen Vaters, als den gemüthlichen Einwirkungen einer lieben, zartgesinnten Mutter gern folgte.

Unter seinen Lehrern griffen besonders der Privatunterricht des nachherigen Generalsuperintendenten Junkheim, und der fromme lyrische Dichter Uz, der, damals als Justizsecretair, in Ansbach lebte, mit Erfolg in die Bildung des Knaben ein, und zeitigten seine Anschauungen, Gefühle und geistigen Bedürfnisse. Die Wissenslust wurde mächtig in ihm, und die Triebe des Erkennens nach innen wie des Lebensdranges nach außen spannten gleicherweise die Flügel des jungen Geistes an. Nachdenklich und träumerisch suchte er oft unter den Büchervorräthen seines Vaters umher, und las sich zuerst in Reisebeschreibungen, die ihm in die Hände fielen, mit großem Be-

hagen der Phantasie hinein. Diese Vorstellungen erregten sein Verlangen, sich in die Welt hinauszutummeln, und er gerieth einmal auf den sonderbaren Gedanken, mit dem er sich lange trug, Jesuit werden zu wollen, um als Missionnair alle Theile der civilisirten und nichtcivilisirten Erde zu durchstreifen. Einstmals fand er jedoch — es war in seinem vierzehnten oder funfzehnten Jahre — unter einem Haufen zerstreuter Bücher seines Vaters eine Schrift über die Bestimmung des Menschen. Es war die bekannte und jetzt vergessene von Spalding, welche die erwachte Reflexionslust des bildsamen Gemüthes reizte, und mit ihrem salbungsvollen Raisonnement sich so tief in sein Inneres eindrückte, daß er jetzt unaufhörlich mit den hier angeregten Fragen sich auf und niederzutreiben begann. Der Knabe war schon früh an die Frage der Existenz gekommen, aber das flache Niveau jener moraltheologischen Betrachtungen ließ ihn eben nicht auf Abgründe gerathen, die dem Glück und der Heiterkeit der Jugend schon durch innere Zerwürfnisse hätten gefährlich sein können. Von dieser das Räthsel des Menschen aufgebenden Sphinx, die ihm in der Gestalt Spaldings erschienen war, sowie von den religiösen Schriften Jerusalems, und ähnlicher, mit denen er sich eine Zeitlang eifrig zu schaffen machte, wandte er sich jedoch bald unbefriedigt ab, und fand eine neue Wahlverwandtschaft an Young's Nachtgedanken, die ihm sein älterer Bruder in der Ebertschen Übersetzung mitgetheilt hatte. In diese vertiefte er sich fortan täglich und stündlich mit einer eigenen Befriedigung, und spät, wann ihm das Licht auf seinem Zimmer ausging, sah man ihn noch beim Mondenschein bis in die Nacht hinein in diesen Gesängen lesen, die ihm den angeregten Erkenntnißtrieb über die höchsten Gegenstände des Denkens in augenblicklich wohlthuendere Schwärmerei poetischer Gefühle auflösten. Dem dichterischen Zug seines Herzens folgte er überhaupt früh. Kleist's Frühling mit der wunderlichen Vorschlagsylbe war der Gegenstand seiner Liebe und seiner Bewunderung, besonders

weil er etwas von der Kunst der Alten, die er höchlich ehren gelernt, hier in der Muttersprache angewendet wiederfand. Er wußte das Gedicht auswendig und es begleitete ihn auf allen seinen Spaziergängen, die er oft einsam, und von den übrigen Genossen getrennt, in die Umgegenden unternahm. Dies nachdenkliche und sich absondernde Wesen, das ihm bei seinen Geschwistern oft den Beinamen des Philosophen verschaffte, fand sich zum Theil durch die Stellung ein, auf die er in dem ausgebreiteten Familienkreise gewiesen war, indem er, in die Mitte gestellt zwischen ältern und jüngern Geschwistern, dadurch, wie es der Fall zu sein pflegt, weniger der besondern Sorgfalt und Beachtung anheimfiel, und mehr sich selbst überlassen blieb, was ihn zuweilen im Stillen schmerzte und betrübte. So ging, im vielfachen Lernen, Streben und unklaren Ringen, ohne Ziel und bestimmten Plan, die erste Jugend hin, bis in das neunzehnte Jahr, und wenn es den Jüngling in der Einsamkeit seiner Gedanken gemahnte, hinauszutreten in die Welt und selbst etwas Eigenes zu thun und zu vollbringen, schlug von draußen die Kunde von den ganz Europa erschütternden Siegen Friedrichs des Großen an sein Ohr, deren weit erschallender Jubel seine Einbildungskraft befeuerte.

Einer sehr ernsten Jugendneigung muß noch gedacht werden, die ihn in dieser Zeit zu einer nahen Verwandten, einem Fräulein Karoline von der Lith, lebhaft hinzog und nicht ohne heftige Ausbrüche des Gefühls sich geltend machte. Ihr zu gefallen, versuchte er, Idyllen in Geßner's Manier zu schreiben, da das Mädchen eine besondere Vorliebe für die Poesie zeigte und durch ihre Einwirkungen das erwachende Talent des Jünglings zu den ersten Lorbeeren reizte. Aber dies Verhältniß so schöner Gegenseitigkeit blieb ohne Erfüllung, und Karoline wurde einem vornehmen, reichen, geizigen Mann verheirathet, mit dem sie in einer kurzen, unglücklichen Ehe lebte, und bald im Wochenbette starb. Die poetischen Bedürfnisse Knebels suchten sich nun in einem näheren Anschließen an den Dichter

Uz zu befriedigen, der im väterlichen Hause öfter ein- und ausging und des jungen Poeten mit besonderer Vorneigung sich annahm. Uz war im Umgang ein sehr jovialer Mann von beständig heitrer Laune, wiewohl er meistentheils die Zurückgezogenheit liebte, in der er damals, im Verein mit einigen Freunden, zum Zeitvertreib den Horaz übersetzte, den Lieblingsclassiker aller deutschen Schriftsteller des achtzehnten Jahrhunderts, ohne den es bei keiner Gelegenheit abging, und dem Uz auch in der Gestalt, wie sie der Sänger Tiburs von sich selbst entwirft, genau ähnlich gesehen haben soll. Nämlich von mittlerer Größe, rundlicher Figur und dabei leicht beweglichem Körper.

Jetzt nahte die Zeit heran, wo Knebel auf eine Universität geschickt werden sollte. Er hatte im Stillen immer noch seine Lectüre von Youngs Nachtgedanken fortgesetzt, und es war seltsam genug, daß diese, die ihn zu einem geistlichen Leben stimmten, ihn am meisten veranlaßten, nach dem Studium der Theologie zu greifen. Schon hatte er sich mit seinem griechischen Testament fleißig vertraut gemacht und bereits das Hebräische angefangen, als sein ältester Bruder Christian, der in Hessische Dienste getreten war und als Offizier zurückkehrte, sich diesem Entschluß widersetzte, indem er es der Würde der ganzen Familie für nachtheilig hielt, einen Pfarrer zum Bruder zu haben. Dies war den Ehrenansichten eines damaligen Offiziers gemäß, und er bestimmte die übrigen Familienmitglieder, von allen Seiten in unsern Knebel zu dringen, um ihn an der gewählten Laufbahn zu verhindern. Dieser mußte endlich nachgeben, und ließ sich durch seinen Vater nach vielem Widerstreben zur Jurisprudenz bewegen, die freilich von vorn herein wenig Reiz für ihn zeigte.

So mußte Knebel sein Reisebündel schnüren und sich nach Halle begeben. An Studiren und Besuchen der Collegia wurde hier wenig gedacht, da ihm das ganze Studentenleben nicht zusagte und er sich demselben bereits durch eine reifere Ent-

wickelung seines Charakters entwachsen fühlte. Von den eigentlichen Studenten, die ihm zu schülerhaft vorkamen, hielt er sich meistentheils gesondert, und lebte mit einigen Edelleuten, vornehmlich mit zwei Brüdern, Söhnen des Ministers Plotho, mit denen er zusammenwohnte, mehr auf dem Fuß gesellschaftlicher Unterhaltungen. Nur im Sommer kam es ihn zuweilen an, einige Studien zu treiben oder Vorlesungen zu hören, darunter besonders bei dem Philosophen Meier, dem bekannten Wolfianer, der damals einer der größten wissenschaftlichen Vielschreiber war, welche die deutsche Literatur nur überhaupt aufzuweisen hat. Von dieser Seite konnte er für das hinschlendernde Leben, in das er gerathen war, am allerwenigsten eine erkräftigende Geistesnahrung empfangen, und doch würde er sich in diesem zwischen Behagen und Unbehagen getheilten dolce far niente noch länger haben hingehen lassen, wenn er mit dem ihm bestimmten Gelde, das sein Vater ihm sandte, reichlicher ausgekommen, und nicht in stete Mißverhältnisse zwischen Einnahmen und Ausgaben verfallen wäre. Dieser Umstand, der ihn oft in große Beunruhigungen setzte, trug am meisten dazu bei, daß er seine Lage zu ändern beschloß. Sein jüngerer Bruder Leberecht war unterdeß Leibpage bei Friedrich dem Großen in Potsdam geworden, und hatte oft von den günstigen Aussichten geschrieben, die sich seinen Verwandten hier im Militairdienst eröffnen könnten. An diesen Bruder wandte sich jetzt Knebel und erhielt die erfreulichsten Zusicherungen, daß es ihm nicht schwer fallen würde, in Kurzem eine Offiziersstelle zu erwerben. In dieser Hoffnung reiste er bald darauf von Halle ab, wo er sich kaum ein volles Jahr aufgehalten, nachdem er noch in der letzten Zeit daselbst ein sehr werthes Freundschaftsbündniß angeknüpft, das auch für die Folge von Bedeutung und Dauer blieb, nämlich mit Gilbert, dem nachherigen Hoffiscal in Berlin, des bekannten Physikers dieses Namens Vater.

Knebel langte zu Anfang des Jahres 1763, bald nach

beendigtem siebenjährigem Kriege, in Potsdam an, wo er, nachdem er dem Könige vorgestellt worden, in das Regiment des Prinzen von Preußen eintrat, und in kurzer Zeit eine Fähndrichsstelle erhielt. Obwohl er sich mit der Studienlaufbahn, für die ihm seine Neigungen und Richtungen nicht zu passen schienen, aus Überzeugung abgefunden hatte, so kam ihm doch jetzt der Beginn des Militairdienstes nicht anders wie der Eintritt in ein Kloster vor. Und einen klösterlich-militairischen, trübe gedämpften Anstrich mochte das damalige Leben in Potsdam unter Friedrich dem Großen in jeder Hinsicht darbieten, wie sehr auch die imponirende Nähe des Königs und die Bewunderung, welche die Macht seiner Erscheinung und die scharfe, freilich oft schneidende Überlegenheit seines Geistes überall einflößten, besonders bei den Offizieren das erhebende Gefühl eines außerordentlichen Wesens, dem sie angehörten, unterhalten mochten. Aber in dieses Gefühl mischte sich ebenso sehr das der Furcht und einer willenlosen Abhängigkeit, die keine rechte Freudigkeit des Lebens aufkommen ließ und an jeder selbständigen Bezeigung eigener Thatkraft verzagen machte. Der große Gegenstand, welcher Alle vereinigte, befand sich doch zu gleicher Zeit auf einer zu entfernten und abgesonderten Höhe von Denen, die durch Pflicht und Verehrung an ihn gewiesen waren, und es war kein recht menschliches Band vorhanden, welches den strengen Mechanismus der Disciplin gelindert und mit einiger Seele durchwärmt hätte. Gleichwohl erfreute sich Friedrich der Große mit besonderer Vorliebe der Ausbildung seiner jungen talentvollen Offiziere, deren sich damals ein schöner und auserlesener Kreis in Potsdam zusammengefunden hatte. Dazu gehörten, außer Knebel, der bald zum Offizier befördert worden war, vornehmlich Münchow, Winanko, Knobloch und Boguslawski *), die sich in mancherlei poetischen Bestrebungen

*) Vergl. Preuß, Friedrich der Große, Band III. S. 151, wie überhaupt die einsichtsvollen und fleißigen Zusammenstellungen, welche

versuchten und gewissermaßen eine Ramlersche Schule bildeten. Zugleich bestanden unter den jungen Offizieren ordentliche Bündnisse zur gegenseitigen Aufrechthaltung der Frömmigkeit und Sittlichkeit, und wenn man in den Mittheilungen mancher Zeitgenossen über diese Periode liest, muß man erstaunen über den strengen Geist einer ascetischen Tugend und Religiosität, welcher sich, statt sonst üblicher Renommistik des Ported'epée's, mit renommistischer Moral dieser Jünger des Mars bemächtigt hatte. Statt: auf Ehre! wurde nur: auf Tugend! geschworen, auf der Parade unterhielt man sich über die letzte Predigt, in den Wachtstuben lagen nichts als moralische und Moses Mendelssohn'sche Schriften umher, und wie in den Briefen eines potsdamer Offiziers aus dieser Zeit, welche Caroline von Fouqué herausgegeben, erzählt wird, schrieben die Offiziere Sonntags die Kirchenpredigt regelmäßig nach, und dem auf der Wache Befindlichen wurde die Abschrift davon mitgetheilt, um ihn nichts entbehren zu lassen.

Der Lebhafteste in diesem religiösen und sittlichen Eifer war unter Allen Knebel, der sich ein besonderes Geschäft daraus machte, alle sogenannten Freidenker unter seinen Kameraden zu bekehren, und sich des glücklichen Erfolgs dieser Bemühungen nicht wenig rühmte. Dies ist um so merkwürdiger, da er später selbst so rationalistische Anwandelungen in Dingen des religiösen Glaubens hatte, und mit Lucrez, diesem für ihn so bedeutsam gewordenen Autor, hinsichts der naturalistischen Auffassung des Göttlichen mehr sympathisirte, als er es selbst wohl eingestehen mochte. Aber damals in Potsdam, in dieser Atmosphäre der unbedingten Subordination, die auch auf das geistige Leben überging, war unser Knebel in allen Stücken orthodox, am meisten aber im sittlichen Lebenswandel rechtgläubig und lauter. Günstige Umstände hatten ihm hier

---

sich in diesem Bande, S. 326 — 355 über die damalige Periode in Potsdam vornehmlich in literarischer Hinsicht befinden.

die Bekanntschaft einer schönen und interessanten, wiewohl bereits etwas älteren Frau zugeführt, die in Knebel's Tagebuch aus diesen Jahren, welches mir vorliegt, nur mit dem Namen, Madame K., bezeichnet wird. Aus Allem schien hervorzugehen, daß das Verhältniß, welches sich entspann, von Seiten der lebendigen Frau, die mit mehreren Offizieren Umgang unterhielt, nichts weniger als platonisch gemeint war, aber, bei Knebels Tugendliebe, überstieg die Situation niemals gewisse Gränzen, und obwohl er heimlich und ohne Wissen ihres Mannes ganze Abende bei ihr zubrachte, so hielt er sich doch jeden Abend, sobald er nach Hause kam, in seinem Tagebuch, welches er um diese Zeit regelmäßig wie eine Gewissenssache führte, moralische Vorlesungen und machte sich Einwände aller Art. Es hatte für seinen reinen und liebenswürdigen Sinn einen besonderen Reiz, Umgang mit Frauen zu haben, der auf einer bloß gemüthlichen und freundschaftlichen Gegenseitigkeit beruhte, und er hat nachher in seinem späteren Leben öfter dergleichen Verhältnisse anzuknüpfen gesucht, wie sein Briefwechsel zeigt, wo er im Verkehr mit seinen Freundinnen die schönsten Seiten eines harmlos sich ergehenden Gemüths herauskehrt. Gleichwohl muß ihn das stark angezogene Verhältniß zu Madame K. nicht ohne geschlechtliche Beunruhigungen gelassen haben, wie ich weiter aus seinem Tagebuche sehe. Seine ursprünglich zur Zurückhaltung geneigte Natur mochte in Kämpfe mit sich selbst gerathen sein, aber: **virtutem te mihi proposui!** war der Refrain, den er sich jedesmal am Ende ernsthafter Betrachtungen, die er über die menschlichen Geschlechtsverhältnisse anstellte, in sein Tagebuch einzeichnete. Um diese Zeit dichtete er auch das Gedicht: „die Wollust", das für den Göttinger Musenalmanach bestimmt wurde, und Ramler's Beifall erhielt, dem er es mittheilte, obschon dieser die allzu lebhaften und glühenden Farben, mit denen darin die Wollust geschildert war, eher verführerisch, als abschreckend finden wollte. (S. Ramler's Briefe an Knebel im 2. Band.)

Interessant wurden für Knebel die literarischen Bekanntschaften, die ihm sein Aufenthalt in Potsdam, oder auch Ausflüge nach Berlin, die er zuweilen zu seiner Zerstreuung unternahm, verschafften. Die Notabilitäten der damaligen deutschen Literatur, die sich um die nächste Nähe Friedrichs des Großen gereiht hatten, gaben zusammen eine seltsame Periode ab, der man heut nicht ganz ohne ironischen Hinblick gedenken kann. Ramler, der sich schon wie eine Art Jupiter auf dem literarischen Olymp geberdete, und Alles, was ihm von andern Dichtern zu nahe kam, mit der Gartenscheere seiner regelrechten Rhetorik und Grammatik zurecht stutzte (in welcher Weise er z. B. an den Gedichten von Johann Niklas Götze unverzeihliche Sünden beging), kam öfter nach Potsdam herüber. Dann donnerte er den großen König mit seinen hohlen patriotischen Oden an, der meistentheils eine spöttische Prise dazu nahm, und kehrte darauf, Stoff zu neuen Oden in Gedanken, nach Berlin zurück, wo er an der Kadettenschule mit Batteux's schönen Künsten den Geschmack der jungen Leute verdarb. Die Dichterin Karschin, der die Musen so wenig Segen gebracht hatten, daß sie sich noch in ihrem Alter mit Bittschriftenverfertigung abquälen mußte *), erhielt von Friedrich dem Großen jene berühmten zwei Thaler zum Geschenk, die sie bekanntlich mit den Versen: „Zwei Thaler sind zu wenig, Für einen großen König" u. s. w. zurückschickte. **) Nicht minder lustig mag sich Friedrich, seiner ganzen Gesinnung nach zu urtheilen, über Moses Mendelssohn gemacht haben, den er sich nach Potsdam herüberrufen ließ, und dessen philosophirende Raisonnements und Untersuchungen über die Unsterblichkeit der menschlichen Seele unter den damaligen Deutschen Epoche machten. Friedrich Nicolai hatte seine Schrullen für sich, und opponirte in der im Jahre 1764 von ihm gestifteten Allgemeinen deut-

---

*) Vergl. „Eine Correspondenz Goethe's mit Madame Karschin", in den „Schriften in bunter Reihe", herausg. v. Th. Mundt, S. 150.

**) Vergl. Preuß a. a. O.

schen Bibliothek aus Uebellaune und Philisterhaftigkeit ebenso sehr gegen die besseren aufstrebenden Köpfe der Literatur, als Friedrich der Große sie aus Unkunde, Caprize und Consequenz ignorirte. Auch Lessing's unbegriffene Gestalt zeigte sich im Hintergrunde und vorübergehend in Potsdam. Zimmermann, der nachher vor Eitelkeit zu Grunde ging, und in seinem Buche über Friedrich den Großen schon die ersten Spuren dieser Krankheit verrieth, wurde ebenfalls hier gesehen. Aber der große König hatte durch seine nächsten literarischen Umgebungen auf keine besseren Gedanken gebracht werden können, als er sie um diese Zeit in der vielbesprochenen Schrift **de la littérature allemande** mit solcher Wegwerfung geltend machte. Denn seine Ansicht von einer Literaturgestaltung war auf etwas Höchstes gerichtet, das sich in und mit der Blüthe des Nationallebens selbst zugleich als ein historisches Moment darstellen sollte, und indem er sich in diesem Sinne von dem kleinlichen und spießbürgerlichen Thun und Treiben der berliner Gelehrten und Poeten verächtlich abwandte, begegnete es ihm doch auf der andern Seite wie ein tragisches Unglück, daß er die bereits sich zeigenden Anfänge einer solchen Literaturgestaltung in Deutschland völlig übersah, daß er von den Sternen, die über dem kleinen Weimar aufzustrahlen begonnen, sich nichts sagen und deuten lassen wollte, und daß er die Geister, die durch ihn und seine historische Epoche sich am meisten zu einem weltgeschichtlichen Wirken in der Nation aufgeregt fühlten, in eine so ferne und fremde Beziehung zu sich selbst setzte.

Knebel, der besonders mit Ramler in eine freundschaftliche Beziehung gerathen war, verhielt sich nicht ohne Bewußtsein zu diesen geschilderten Literaturverhältnissen, und beschäftigte sich selbst, jedoch nach wie vor ohne bestimmteren und zusammenhängenderen Plan, mit seinen poetischen Launen und Entwürfen, je nachdem ihn tägliches Behagen oder Unbehagen dazu hin- oder abzogen. Er faßte unter Anderm in dieser Zeit die Idee zu einer Theodicee der Empfindung, die er jedoch

niemals ausgeführt hat, und dichtete im Jahre 1773 einen Prolog und einen Epilog für das Privattheater des Kronprinzen, welche in dem deutschen Musenalmanach von 1774 abgedruckt stehen. Mehr Verdienste, als durch seine eigenen Poesieen, erwarb er sich jedoch damals um die Literatur durch den von ihm veranstalteten Wiederabdruck eines Gedichtes, das seitdem, obwohl selbst nicht ohne eigenthümlichen Werth, noch mehr durch die Geschichte seines Erfolges, den es bei Friedrich dem Großen gehabt, berühmt geworden ist. Dies war die Mädcheninsel, von Johann Niklas Götz, einem viel zu wenig gewürdigten Dichter, der als Pfarrer in Winterburg lebte, und Mehreres ohne seinen Namen in die Welt gegeben hatte. Knebel, der ein besonderes Interesse für diesen Dichter gefaßt, ließ auf seine Kosten das genannte Gedicht aus der Schmidt'schen Anthologie besonders und mit lateinischen Lettern wieder abdrucken, und ein günstiger Zufall brachte ein Exemplar davon in die Hände des Königs. Diese Dichtung muß er zur guten Stunde gelesen haben, denn er schenkte ihr eine ungewöhnliche Aufmerksamkeit, und in der Abhandlung de la littérature allemande wurde kein deutsches Gedicht lobender erwähnt und ausgezeichnet, ja die deutsche Sprache erhielt dabei ein gnädiges Lächeln, wie sie sich dessen auf Friedrichs Antlitz sonst nie zu rühmen hatte.*) —

*) Vergl. diese Abhandlung des Königs in seinen Oeuvres publiées du vivant de l'auteur, Tom. III. p. 67., wo folgende Stelle auf die Mädcheninsel von Götz zu beziehen ist: „J'ajouterai à ces Messieurs, que je viens de nommer, un Anonyme, dont j'ai vu les vers non-rimés; leur cadence et leur harmonie résultoit d'un mélange de dactyles et de spondées; ils étoient remplis de sens, et mon oreille a été flattée agréablement par des sons sonores, dont je n'aurois pas crus notre langue susceptible. J'ose présumer, que ce genre de versification est peut-être celui qui est le plus convenable à notre idiome, et qu'il est de plus préférable à la rime; il est vraisemblable qu'on feroit des progrès si on se donnoit la peine de le perfectionner. — Vergl. auch Preuß, a. a. O. Bd. III. S. 349. und Matthisson's Erinnerungen, Bd. I. S. 396 und 397.

Knebel verbrachte zehn Jahre in Potsdam, und fühlte sich am Ende durch die ununterbrochene Monotonie eines Militairdienstes im Frieden, und durch das unerquickliche Einerlei der ihn hier umgebenden Lebensverhältnisse, ermüdet. Schon immer hatte er sich mit dem Entschluß getragen, seinen Abschied nehmen zu wollen, da er ohne Aussicht auf höhere Beförderungen blieb, aber die Verabschiedung war im Heere Friedrichs des Großen nicht minder schwer zu erreichen. Der König ließ ihm eine Civilbedienung anbieten, die Knebel jedoch ausschlug, und so kam das Jahr 1773 heran, ehe er seinen wirklichen Abschied erhalten konnte. Im Oktober des genannten Jahres verließ endlich Knebel Potsdam, entschlossen, lieber von den zwei Louisd'oren, die er monatlich von seinem Vater empfing, kümmerlich zu leben, als sein Dasein länger in einem fruchtlosen Militairdienst zu vergeuden. Besonderer Gunstbezeigungen hatte er sich jedoch von Seiten des Kronprinzen von Preußen, in dessen Regiment er gestanden, bei seinem Austritt zu erfreuen, der ihn, da Knebel nach Weimar zu reisen beabsichtigte, in einem Briefe an die Herzogin Amalie dorthin empfahl.

Knebel begab sich anfänglich nur in der Absicht nach Weimar, um Wielanden daselbst kennen zu lernen. Doch wurde er von vielen Seiten freundlich und zuvorkommend aufgenommen, und von der damals noch an der Spitze der Landesverwaltung stehenden Herzogin Amalie mit vielversprechender Gunst empfangen. Hier in Weimar wehte eine ganz andere Luft, die einem dichterischen Gemüth, wie Knebel, das sich eben den harten Banden militairischer Disciplin entwunden hatte, wohlthuend entgegenkommen mußte. In stiller Pflege regte sich hier ein geistiges Gedeihen, das immer bedeutsamer in das Leben des übrigen Deutschlands übergriff, und unter den Schutz einer großgesinnten geistvollen Frau gestellt war, die das nicht geringere Talent, Talente auf die rechte Art zu begünstigen und um sich zu versammeln, mit so

seltenem Erfolg auszuüben verstand. Auf einem kleinen zusammengedrängten Blüthenpunct in Deutschland sollte ein Gipfel der Nationalcultur erreicht werden, der, nach der unglücklichen historischen Organisation der Deutschen, freilich nur ein literarischer war, und es ist merkwürdig, diese beständige Zerrissenheit der wichtigsten nationellen Interessen hier so faktisch wahrzunehmen, wenn man bedenkt, wie in Potsdam auf dem Thron des großen Königs das werdende historische Element dieser Zeit von der geistigen Seite der deutschen Nationalität und ihrem Fortschritt sich abwandte, während umgekehrt in Weimar, diesem ganz unhistorischen Ort, gleichzeitig jene Seite durch die höchsten literarischen Talente ihre Ausbildung erhielt, aber abgetrennt von politischer Nationalbedeutung, so daß eine volksthümliche Einheit und Gesammtheit der Culturzustände immerdar fehlte.

In einer frühen Zeit des deutschen gesellschaftlichen Lebens war Herzogin Amalie eine feine und anmuthige Gestalt, die, mit einer ungewöhnlichen Gründlichkeit der Bildung, Geschmack, Sinn für das Schöne und Grazie in den Lebensformen vereinigte, wie es in Deutschland, besonders unter den Frauen, noch etwas Seltengesehenes war. Von ihrem Liebling Wieland hatte sie viel gelernt und angeeignet. Einen thätigen und umsichtigen Geist bewährte sie schon in ihrem neunzehnten Jahr, wo sie, als Witwe des Herzogs Ernst August Constantin, die vormundschaftliche Regierung für ihren Sohn übernahm, und mit einem praktischen Sinn, der ihr unter größeren Verhältnissen eine weltgeschichtliche Wirksamkeit hätte verschaffen können, die glücklichsten Anstalten für das materielle Wohl und die geistige Bildung und Veredelung ihres Ländchens traf. Von Wieland, den sie zum Erzieher ihres Sohnes Carl August gewählt hatte, erlernte sie selbst noch in spätern Jahren das Griechische, und mit dem Lateinischen war sie so vertraut, daß sie mehrere Elegieen des Properz übersetzte, die noch handschriftlich vorhanden sind. Der Kreis der ausgezeichnetsten Männer, die sie durch den Reiz ihrer Persönlichkeit gewiß nicht minder als durch ihren

verstehenden und eindringenden Geist um sich versammelte und festhielt, erweiterte sich bald immer glänzender. Herder kam erst im Jahre 1776 nach Weimar, etwas früher Goethe, nachdem kurz zuvor der nachherige Großherzog Carl August die Zügel der Landesregierung übernommen. Schiller war der Späteste, der sich diesem auserlesenen Verein anschloß. Andere Geister, wie Böttiger, Musäus, Bode, Seckendorf, Einsiedel, fanden sich abwechselnd hinzu und rundeten den schönen Kreis aus. Diese Verhältnisse schienen zugleich einigermaßen wichtig für die Begriffe von den Ständeunterschieden in Deutschland. Denn das geistige Verdienst hatte hier auch in seiner Beziehung zur Gesellschaft eine Geltung zu gewinnen angefangen, die bis dahin ihm nichts allgemein Zugestandenes war, und man sah es in eine vertraute Nähe zu Fürst und Thron treten, in der es auf die siegreichste Weise die Vermittelung sonst noch so scharf getrennter Lebenselemente übernahm. Aber aus solchen Verhältnissen hätte in dieser Hinsicht dennoch mehr werden können, als wirklich daraus wurde. Der aristokratische Geist dieser Zeit war noch zu mächtig. Die Genies, welche die demokratische Natur ihres Ursprungs hinauserhoben hatten bis zum genauen Freundesumgang mit Fürst und Fürstin, wurden vielmehr Aristokraten. Sie ließen sich adeln, wurden geadelt, oder mußten geadelt werden. Es war die geadelte deutsche Literaturperiode, und die berühmt gewordenen Männer derselben, die beinahe Alle bürgerlicher Geburt waren, hielten es dann fast für eine Sache des öffentlichen Anstandes, nicht länger als Bürgerliche zu erscheinen, und es wurde ihnen zur Belohnung ihrer Verdienste darin bereitwillig entgegengekommen. —

Während dieser ersten Anwesenheit in Weimar hielt sich Knebel nur vierzehn Tage daselbst auf, und reiste dann nach Nürnberg zu seinem Vater, der dort als Kreisgesandter verweilte. Nicht lange darauf erhielt er jedoch, durch eine Zuschrift des weimarischen Ministers von Fritsch, im Namen der Herzogin Amalie, eine Einladung, nach Weimar zurückzukehren,

und bei dem Bruder des Erbprinzen, dem Prinzen Constantin, die Hofmeisterstelle zu übernehmen. Diesem Ruf, der schon durch den Empfehlungsbrief des Kronprinzen von Preußen an die Herzogin vorbereitet worden war, weigerte sich jedoch Knebel anfänglich zu entsprechen, unter dem Vorgeben, daß er weder für eine solche Stelle, noch für das Leben am Hofe sich geeignet fühle. Aber die Einladungen wurden, mit besonderem Wunsch der Herzogin, in schmeichelhafter Weise wiederholt, und nachdem zugleich einige Intriguen, die sich von anderer Seite her bei Hofe selbst gegen die Anstellung Knebels erhoben, unschädlich gemacht worden waren, entschloß er sich endlich, dem ehrenvollen Antrage zu folgen. Er wurde im Juli 1774 als Instructor des genannten Prinzen, vornehmlich in den militairischen Wissenschaften, mit dem Charakter eines Hauptmanns angestellt.

Kaum war er in dieser Eigenschaft einige Wochen in Weimar gewesen, als eine Reise, welche der Erbprinz Carl August und sein Bruder Constantin nach Frankreich unternehmen wollten, und auf der Knebel mit zur Gesellschaft sein sollte, ihn wieder aus der gewonnenen Ruhe aufscheuchte. Diese Reise wurde noch im December 1774 angetreten, und ging zuerst nach Frankfurt am Main, wo Knebel dem Erbprinzen den damaligen Dr. Goethe, zu so bedeutsam gewordener Bekanntschaft, zuerst vorstellte.*) Von hier begaben sich die Reisenden nach Karlsruhe, welches zunächst der eigentliche Ort ihrer Bestimmung war, indem der weimarische Erbprinz daselbst um die Prinzessin Louise von Hessen-Darmstadt anwerben sollte, welche sich damals in Karlsruhe aufhielt.

Von dem Leben und Aufenthalt an diesem Hofe erzählt Knebel, der für seine Person die besondere Gunst des Markgrafen auf sich gezogen, manches Interessante in seinen Tage-

*) Vergl. Goethe's Werke (Stuttgart und Tübingen 1819.), Bd. 19. S. 318.

büchern, ohne jedoch, nach seiner Weise, einer Genauigkeit der historischen Angaben, selbst in den Namen der von ihm vorübergeführten Personen, sich zu befleißigen. Der damalige Markgraf von Baden, den Knebel als einen sehr „biedern, verständigen und unterrichteten Fürsten" bezeichnet, war jedoch ohne Zweifel mehr als dieses, denn es war kein Anderer, als der nachherige Großherzog Carl Friedrich, der um die Vergrößerung und Bedeutung seines Landes so verdient geworden. Für Knebel faßte er eine solche Vorliebe, daß er sich von ihm öfter auf seinen Spaziergängen begleiten ließ, und ihn meistentheils zu seiner Abendtafel, die er ganz im Familienkreise abzuhalten pflegte, hinzuzog. Auch mußte ihm Knebel aus dem Klopstock vorlesen. Seltsam war es, daß Klopstock gerade zu derselben Zeit nach Karlsruhe kam. Der immer auf hohem Kothurngang auftretende Messiasdichter schien sich jedoch andere Vorstellungen von dem Empfang gemacht zu haben, der ihm hier zu Theil werden möchte. Denn bei aller Gefälligkeit, die man gegen ihn am Hofe hatte, und bei der vorzüglichen Auszeichnung seiner Person, sowohl von Seiten des Markgrafen, als hauptsächlich der obengenannten, poetisch gebildeten Prinzessin Louise, ließ es doch die alte Hofetikette nicht zu, ihn anders denn als einen bloßen Legationsrath zu behandeln. Damit war jedoch Klopstock, der eigentlich der erste unter den deutschen Dichtern war, der auf einen Jupitercultus Anspruch machte, keineswegs zufrieden; er blieb nur wenige Tage, zeigte sich mürrisch, übelgelaunt, und ging so weit, daß er, ohne Abschied zu nehmen, von Karlsruhe wieder fortreiste. Dieß ganze Benehmen sieht der pedantischen Großartigkeit dieses deutschen Dichters recht ähnlich, und man denkt an den Klopstock, der in einer Krankheit auf die Kniee fiel und betete: „Gott, erhalte mich für Deutschland!" —

Knebel sah sich jedoch bald zum Gegenstand der lebhaftesten Eifersucht an diesem Hofe gemacht, da die Gnade des Markgrafen, der an ihm eine ordentliche Liebhaberei gefunden,

mit so sichtlichen Bevorzugungen auf ihm ruhte. Namentlich bewiesen sich die übrigen Reisebegleiter der weimarischen Prinzen deshalb empfindlich, darunter besonders der Graf Görz, der sich schon früher, als es sich um die Anstellung Knebels in Weimar gehandelt, intriguant und feindselig gegen ihn gezeigt, und ihn nun zur Zielscheibe seines Spottes zu machen suchte. Dazu fand er besonders Gelegenheit durch eine Neigung, von der sich Knebel während dieses Aufenthalts in Karlsruhe plötzlich gefesselt fühlte, und die er nicht umhin konnte, in lebhaften Zeichen an den Tag zu legen. Sie galt dem Fräulein von Göchhausen, einer Hofdame der Markgräfin, die seltene Vorzüge vereinigte, von schöner und reizender Gestalt, aufgewecktem und gebildetem Geist, munterm, liebenswürdigem Wesen und dabei umfassend unterrichtet war, wie wenige Frauenzimmer. Sie war eine Straßburgerin von Geburt, und verband mit französischer Leichtigkeit und Grazie einen scharfen Witz, der sie unter ihren Umgebungen allgemein gefürchtet, und bei dem Hofe, an dem sie lebte, keineswegs beliebt machte. Später kam sie als Hofdame an den weimarischen Hof, durch ihre Klugheit und Geschicklichkeit mancherlei Einflüsse ausübend auf die dortigen Kreise, und begleitete, nebst dem chevaleresken Einsiedel, die Herzogin Amalie auf der Reise nach Italien. Ob es Knebeln damals gelungen, jene Pfeile des Witzes, die auch ihn trafen, sich in die eines andern Gottes umzuschleifen, wissen wir nicht zu erzählen, da er selbst in seinen Tagebüchern seine Abenteuer mit diesem Fräulein nur flüchtig erwähnt, und besonders ihren streng moralischen Geist rühmt. —

Die Reisenden setzten endlich ihren Weg weiter fort, um, über Straßburg, nach Paris zu gelangen. Zur Schilderung der Eindrücke, die sich vor diesen neuen Gegenständen bei Knebel geltend machten, möge hier eine kleine, von ihm selbst niedergeschriebene Skizze eingeschaltet werden, die einem jener selbstbiographischen Fragmente, deren sich so viele zerstreute und zerstückelte unter seinen Papieren gefunden, angehört:

„— Es ging nun weiter nach Straßburg, um den deutschen Bären, wie die Franzosen sagen, etwas ablecken zu lassen. Es gefiel mir nicht sonderlich da. Das Zwitterwesen, die Nachäffung französischer Sitten und Art, denen doch immer etwas vom Schwanz nachhängt, erbauten mich eben nicht sehr, den Grafen Görz aber desto mehr, der noch einige altdeutsche ritterliche Familien vorfand. Ich sah und bewunderte nur den Münster, wo ich Goethe's Namen oben angeschrieben fand, und besuchte das Monument des Comte de Saxe. In Madame Schweizinger fand ich eine treffliche Frau. Wir speisten auch beim Gouverneur, wo es mir gefiel.

Nun nach Paris! wo ich mich wieder etwas erholte, weil es weniger französisch war, als in Straßburg. Luft und Kost und Alles bekam mir, sonderlich auch das Wasser der Seine. Ich ward leichter und spazierte nun überall herum. In den ersten Tagen mußte ich die Staatsvisiten der Prinzen mitmachen, doch nachher übernahmen der Graf Görz und der Oberstallmeister von Stein dieses Geschäft allein. Was zu sehen war, sahen wir in Gesellschaft. Auch fuhren wir nach Versailles und sahen da den König und die Königin, als sie in die Messe gingen, und nachher bei Tafel.

Man mag sagen, was man will, aber die Franzosen sind angenehme und gefällige Leute. Diese Urbanität findet man wohl nirgends. Einmal kam ich etwas spät ins Theater. Die Plätze waren besetzt, und ich ging in der Gallerie herum, mir einen Platz zu suchen. Ein paar Stufen waren vor mir, die ich nicht bemerkte. Eine Dame im vordersten Rang sprang auf, und rief mir zu, mich in Acht zu nehmen. Ich wäre ohne diesen Zuruf gewiß auf die Nase gefallen.

Wir wollten die Kirche Notre Dame besuchen. Der Erbprinz ersuchte mich, ihm etwas aus einer Bude zu kaufen. Ich verweilte mich, und konnte nun meine Gesellschaft nicht mehr finden. Ein Herr in einem saubern Pelzrocke kam herbei, und fragte mich, was ich suche? Ich sagte es ihm. Monsieur, je

vous meneral. Ich bat ihn, sich nicht zu incommodiren. Er ließ nicht nach. Unterwegs sagte er mir, es fiele diesen Morgen eine gerichtliche Vertheidigung vor, wobei sich die Duchesse de — persönlich vertheidigen wolle; dieses würde mich, als einen Fremden, interessiren. Er brachte mich nach dem Gerichtshof, blieb die ganze Zeit während des Aktus bei mir, und brachte mich nachher zur Kirche Notre Dame: Vous voilà, Monsieur! machte ein Compliment und empfahl sich. Ich wußte weder seinen Namen, noch sah ich ihn je wieder. Dergleichen begegnete öfters.

Ich bin nicht Willens, die Geschichte von Paris, noch unsre eigne zu erzählen; nur das Wenige, was mir eben auffiel.

Ich lernte in Paris mehrere merkwürdige Männer kennen, darunter besonders auch Villoison. Mit Diderot war ich im Atelier eines Bildhauers zusammen. Er sprach viel, und auch über deutsche Gelehrte. Besonders wunderte er sich, daß man Moses Mendelssohn nicht als Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Berlin habe aufnehmen wollen, und zürnte darüber auf den großen König. Sein ganzer Discours war eigentlich eine Vorlesung.

Ich kam durch Cacault in die Gesellschaft von jungen Geistern, die nachher in der Revolution eine Rolle spielten. Sie zeigten mir ein großes Buch vor, das sie Catastre hießen, in dem die Namen und Ordnungen aller Bürger und Personen aufgezeichnet wären. Sie sagten mir, in Zukunft müsse in Paris Alles gleich sein, B ü r g e r, B a u e r und E d e l m a n n. Sie schwatzten mir noch viel dergleichen vor — ich verstand es aber nicht. —

Wir reisten zu Anfang des nächsten Frühjahres (1775) wieder zurück. Ich begleitete zu Pferde die Wagen bis wenige Stationen vor Straßburg, und fühlte freilich etwas stark die Folgen eines so ungewohnten, angreifenden Postritts. Das Übrige ging ganz gut, obwohl ich so liebe Freunde in Paris

verlassen hatte, und darunter den gelehrten und guten Villoison, der mich fast täglich besuchte.“ — —

Die nächstfolgenden Lebensverhältnisse Knebels möge ebenfalls eine von seiner Hand geschriebene Skizze zu einer Selbstbiographie, die wir an dieser Stelle einschalten, schildern helfen:

— „Im Herbst des Jahres 1775, wenn ich nicht irre, brachte der Herzog seine Gemahlin nach Weimar; in demselben Jahre kam auch Goethe zu uns, den sie in Frankfurt zu einem Besuche eingeladen hatten. Wie ein Stern, der sich eine Zeitlang in Wolken und Nebel verborgen hat, ging er auf. Jedermann hing an ihm, sonderlich die Damen. Er hatte noch die Werthersche Montirung an, und Viele kleideten sich darnach. Er hatte noch von dem Geist und den Sitten seines Romans an sich, und dieses zog an. Sonderlich den jungen Herzog, der sich dadurch in die Geistesverwandtschaft seines jungen Helden zu setzen glaubte. Manche Excentricitäten gingen zur selbigen Zeit vor, die ich nicht zu beschreiben Lust habe, die uns aber auswärts nicht in den besten Ruf setzten. Goethe's Geist wußte indessen ihnen einen Schimmer von Genie zu geben. Er arbeitete dabei Manches zum Vergnügen der Gesellschaft; vorzüglich aber gleich anfangs seine Iphigenie, die ihm Bewunderung und Ruhm gab. Viele fanden in dem Bilde der Iphigenia den Charakter der jungen Herzogin. —

Nicht ganz ein Jahr danach kam auch Herder nach Weimar. Sein Verhältniß mit Goethe — der auch zu seiner Herberufung Gelegenheit gegeben hatte — war, so viel es die Umstände erlauben wollten — ganz gut; nur wollte er dessen Verhältniß zum Herzoge und die damit verbundenen Unregelmäßigkeiten nicht sehr billigen.

Der gute Wieland war nun eine Zeitlang zurückgesetzt, und lebte selbst meist nur in der Bewunderung von Goethe's Genie.

Die Herzogin Amalia, die immer sehr nachsichtig, auch gegen ihre Söhne, war, suchte sich an der Gegenwart solcher

Geister zu erfreuen, und gab alle Gelegenheit, sie zu ermuntern. Sie selbst hatte von Jugend auf — wie es dem Braunschweigischen Hause eigen war — viel Neigung für Geist und schöne Wissenschaften, und beschützte die Künste, wo sie nur konnte.

Die junge Herzogin leuchtete wie ein verdunkelter Stern aus einer für sie noch etwas düstern Atmosphäre hervor.

Die ersten Zusammenkünfte wollten sich nicht schicken, und sie hatte zum Theil wohl Ursache, sich über den Mangel so mancher Schicklichkeiten an ihrem Hofe zu beklagen. Sie ertrug Vieles mit großer Geduld, und erhielt ihre Würde in gleicher Stätigkeit. So kam es denn wohl, daß die Charaktere der beiden Fürstinnen nicht ganz zusammenstimmen wollten, welches Gelegenheit zu mancher Spaltung gab.

Daß dieses auf Personen, die sie umgaben, manchen widrigen Einfluß hatte, läßt sich leicht erachten; doch brach es nie zu heftigen Ausbrüchen aus, woran die Vorsicht der Umgebung, die Moderation der Herzogin, die liebevolle Neigung ihrer Frau Schwiegermutter hauptsächlich Ursache waren.

Man kann nun wohl denken, daß dieser Zustand der Dinge — deren Detail ich nicht weiter berühren mag — der Gesellschaft doch eine etwas verwirrte Richtung gab. Recht und Unrecht zugleich sah man von mehreren Seiten, doch war der Charakter der sie umgebenden Personen meist so gut, daß man statt der Verwirrung mehr Beruhigung zu erhalten suchte.

Unter diesen etwas scheckigten Umständen trieb meist ein Jeder das Seinige. Der Herzog ging fleißig auf die Jagd, und wir Andern, die wir ihm zunächst waren, begleiteten ihn, zumal wenn es nach Ilmenau ging, wo der Herzog in der Herbstzeit jährlich ein paar Wochen zubrachte.

Für meinen Prinzen hatte ich in der Gegend von Weimar einen ländlichen Aufenthalt erwählt; denn da er etwas schwächlicher Constitution war — da er erst sieben Monat nach seines Vaters Tode, der an der Auszehrung starb, zur Welt kam, —

so war es ein Wunder, daß er sich noch so erhielt. Dieses hatte er vorzüglich seiner außerordentlichen Mäßigkeit im Essen, Trinken u. dgl. zu danken. Auch war er ein wohlgebildeter junger Mann, von schlankem Wuchs, in der Gestalt seinem Herrn Bruder unähnlich. Wir wählten das kleine Gut Tiefurt bei Weimar zum Aufenthalt, vertrieben den Pachter aus seiner Wohnung, rissen die Bauergehege hinweg, und bereiteten nach und nach einen angenehmen Aufenthalt in der überaus günstigen Gegend.

Der Prinz beschäftigte sich mit Lesen, Schreiben und vorzüglich mit der Musik. Diese war seine Lieblingsbeschäftigung, und er besaß darin kein geringes Talent. Fast alle Instrumente wurden ihm leicht, ja er erholte sich von einer Unpäßlichkeit durch längeres Musiziren. Unser Garten stand Jedermann offen. Kamen Gäste, die nicht geladen waren, so mußten sie bis 1 Uhr verziehen, welches gemeinlich die Stunde unserer Erscheinung im Garten war. Unterdessen wurden ihnen allerlei Erfrischungen angeboten, und sie, wenn es Bekannte waren, zum Mittagstisch eingeladen. Nachmittags und gegen Abend kam meist Besuch aus Weimar. Die Herzogin Amalia, die damals in Belvedere oder Ettersburg sich aufhielt, brachte gewöhnlich einen Tag der Woche mit ihrer Suite in Tiefurt zu, so wie auch die regierende Herzogin. Goethe war Tage und Wochen bei uns, ingleichen der Herzog. Allen gefiel unsere ländliche Einrichtung. Zuweilen gaben wir Feste, Illuminationen, die sich an der beweglichen Ilm gar artig ausnahmen, u. dgl. Eine Brücke, die ich an einem ausgezeichneten Orte über den Fluß schlagen ließ, und worauf ein Tanzsaal errichtet war, machte den Gästen großes Vergnügen — bis in der Nacht ein gewaltiger Sturmregen kam und sie mit Stumpf und Stiel fortriß.

Alles war sehr einfach, doch anständig, und die Weimarer wußten sich den Aufenthalt nicht genug zu loben. Noch muß ich bemerken, daß Goethe einige dramatische Stücke für Tiefurt

bereitete, die daselbst unter der sogenannten Mooshütte gegeben wurden. Corona Schröter spielte dabei eine Hauptrolle. Herder und Wieland waren häufig bei uns, und Hofrath Albrecht, ein Mathematiker, Stiefsohn des berühmten Jerusalem, wohnte ein Jahr bei uns.

Dieser Aufenthalt in Tiefurt währte drei Jahre, denn auch den Winter brachten wir daselbst zu und gaben Schlittenfahrtsfeste.

Nach der Zeit sollte der Prinz auf Reisen gehn. Es waren Viele, die mir mein scheinbares Glück beneideten, und sich heimlich hinter den Prinzen steckten, um ihn zur Reise zu bereden. Diese wurde bei Hofe beschlossen, und mir nur wenige Tage zuvor Nachricht davon gegeben, und daß sich der Prinz einen Begleiter wählen würde. Ich erstaunte über das aufgedeckte Geheimniß, konnte den Charakter des Prinzen nicht dabei errathen, doch, zumal da ich meiner Aufwartsdienste schon ziemlich müde war — gab ich mich sehr willig darein, und verzichtete auf meinen Antheil an dem Prinzen. Wundern that es mich doch, daß auch Goethe schon länger von dem Geheimniß wußte, und mir nichts davon entdeckt hatte.

Zur Verwunderung Aller aber wurde von dem Prinzen statt der Herren, die es ambirt hatten, der Hofrath Albrecht zum Reisegefährten erwählt. Dieser hatte schon ehemals die Reise nach England gemacht, war ein unterrichteter und gebildeter Mann, doch, wie es sich für einen Mathematiker ziemt, von etwas ernster Natur. Man konnte dem Prinzen Glück wünschen, wenn er ihn zu gebrauchen gewußt hätte. Doch die Sache schlug um. Der Prinz suchte schon in Paris, mit Hilfe einer Kokette, seiner los zu werden, gab ihm einen aparten Reisewagen, und ging mit seiner Schönen nach London, wohin er ihm zu folgen die Ehre hatte."

„Ich ward nun auf Pension gesetzt und brachte noch einige Zeit in Weimar zu. Endlich entschloß ich mich, auf meine

Kosten eine Reise in die Schweiz zu machen. Es war, wenn ich nicht irre, — denn ich schreibe hier Alles aus dem Gedächtniß — im Jahre 1780. Goethe unterstützte mich, so wie auch der Herzog mit Briefen an Lavater und mehrere Andere, und Goethe übernahm meine Geldbesorgnisse.

Ich ging Anfangs Sommer dieses Jahres von Tiefurt ab, kam über Coburg, Bamberg nach Nürnberg, wo ich viele Freunde fand, besuchte unterwegs meine Verwandten und Freunde in Ansbach, nahm von ihnen und dem guten Uz noch Abschied, und kam weiter durch Franken und Schwaben nach Augsburg, von da durch Mindelheim, Memmingen, Wurzach nach Wolfsegg, von da nach Ravensberg und endlich nach Mörsburg am Costnitzer See. Mit gutem Winde kam ich nun zu Schiff nach Constanz, wo ich einige Tage verweilte, um des Sees und der schönen Gegend mich zu erfreuen.

Von Schafhausen aus besuchte ich den Rheinfall, dessen Wasserwuth mich ergötzte, und unter dessen Staubregen ich mir eine Mahlzeit zubereiten ließ.

Nun ging es nach Zürich. Ich gab Goethe's Brief an Lavater noch am Abend meiner Ankunft ab. Ich ward gefällig aufgenommen, doch bemerkte ich, daß mir Lavater, während unsrer Unterhaltung, die wohl eine Stunde dauerte, nicht einmal ins Gesicht sah. Dieß befremdete mich, doch glaubte ich nachher die Ursache zu errathen, weil er vielleicht glaubte, als Physiognomist, mich in Verlegenheit zu setzen.

Vierzehn Tage verweilte ich in Zürich, und erfuhr alle Liebe und Freundlichkeit von Lavater. Die Abende brachte ich meist bei ihm zu. Auch besuchte ich den alten Bodmer, Geßner, Tobler und Andere.

Übrigens aber schien mir die Lebensart in Zürich und überhaupt in der Schweiz viel gebundener, beschränkter, als in dem übrigen Deutschland. Dieß hat Einfluß auf ihre Sitten und Denkungsart.

Über den Züricher-See kam ich nach Schwyz, wo mich

die Wirthin im goldnen Hirsch freundlich bediente, deren Sohn Capitain in spanischen Diensten war. Auch sagte sie mir, es gäbe noch Bären in den benachbarten Wäldern, und man habe kürzlich einen jungen gefangen.

Von Schwyz ging es über den Vierwaldstädter-See nach Fluelen. Unterwegs wurde die Tellscapelle und der berühmte Ort der Freiheitsverschwörung, das Rütli besucht. Das Merkwürdige dieser Gegend findet man in jeder Schweizerreise, und ich berühre nur das Oberflächlichste. Die Überfahrt von Brunnen nach Fluelen ist prächtig. Von Altdorf den Gotthard hinauf nach Stein. Hier besuchte ich den naheliegenden hohen Berg, und fand mich zuletzt über den Wolken. Die Leute in Stein waren meinethalben besorgt und schickten mir Boten entgegen. Nun über die Teufelsbrücke nach dem Urseler Loch. Als ich herauskam, war es mir, als käme ich in eine Geisterwelt, in ein Elysium. Die gräßlichen Felsen unter dem tobenden Geräusch der herabstürzenden Reuß-Fluthen hatten mein Ohr ganz betäubt — und nun beim Heraustreten aus der finstern Höhle friedliche Stille, eine weite grünende Matte, die der Fluß wie eine Silberfluth sanft durchströmte. Das abenteuerliche Schreien schwarzer Krähen in den nahen Felsen, und in der Ferne der ruhige Ort, mit den hinter ihm herunterhängenden hohen Bäumen, dazu der blaue Äther, Alles deuchte mir, ich sei in eine neue Welt gekommen. Ich blieb in Ursern drei Tage, wo mir der Wirth die Namen und Denkzeichen so mancher Freunde an den Fenstern und Wänden der Wohnung zeigte.

Auf dem Gipfel des Gotthards, wohin mich der Geistliche des Hospiz führte, übersah ich die weiten Gipfel der Berge, und schickte meine Wünsche nach Italien, das ich aber dießmal nicht erreichen sollte. Das Heruntersteigen von dem hohen Gipfel wurde mir beschwerlicher, als das Hinaufsteigen. Ich begab mich des andern Tags über Realp und den Furka-Gletscher nach Wallis, und von da über den Grimsel; auch sah ich den Staubbach und manche andere ausgezeichnete Orte. Hierauf

trat ich meine Rückreise an. Über Straßburg kam ich nach Karlsruh, wo ich sehr günstig aufgenommen wurde.

Von da hatte ich meinen Besuch zu Winterburg in der Grafschaft Sponheim bei dem Superintendenten Joh. Nikl. Götz beschlossen, bei dem ich drei Tage blieb.

Endlich machte ich meine Rückreise durch Westphalen, und kam glücklich in Weimar wieder an."

Mit dem weimarischen Hofe war Knebel auch von der Reise aus in beständiger Verbindung geblieben, da er seine Tagebücher und Reiseskizzen dorthin zu senden pflegte, die mit vielem Beifall in den dortigen Kreisen gelesen wurden. Aber er verweilte jetzt nach seiner Zurückkunft nur kurze Zeit in Weimar, indem er, wie bereits früher im Vorbeigehen erwähnt, bestimmter Dienstverhältnisse enthoben und mit dem Charakter als Major, jedoch mit Beibehaltung seines Gehaltes, pensionirt worden war. Er brachte das Jahr 1781 meistens in Jena zu, und begab sich dann zu seinen Verwandten nach Ansbach, wo er das ganze Jahr 1782 hindurch blieb, nur zuweilen nach Nürnberg einen Abstecher machend, um seinen Freund von Holzschuhr, einen biedern, Kunst und Wissenschaften liebenden Mann, zu besuchen.

Um diese Zeit wandelte unsern Knebel die Lust an, in preußische oder ansbach-baireuthische Civildienste zu treten, wozu ihm auch verschiedene Anerbietungen gemacht wurden. Allein es unterblieb auf die dringenden Vorstellungen des Herzogs Carl August, der ihm vorhielt, wie wenig sein poetisches und mehr sich selbst zu überlassendes Naturell für ein streng geordnetes Dienst- und Geschäftsleben geeignet sei, und ihm in dieser Beziehung jenen merkwürdigen Brief schrieb (s. diesen Band, S. 126 flgd.), welcher als ein glänzendes Denkmal großartiger und freier Gesinnungen eines deutschen Fürsten auszuzeichnen ist. Knebel faßte darauf wieder den Entschluß, seinen Aufenthalt in Weimar zu nehmen. Er kaufte sich von

Wieland einen Garten, und verlebte, meist zurückgezogen von der größeren Welt, im traulichen Umgang besonders mit Herder und Goethe, in einem schönen freundschaftlichen Verhältniß mit dem genialen Carl August, und in den Abendkreisen der Herzogin Amalie, mehrere sehr glückliche Jahre. Gleichwohl geschah es ihm oft, daß er sich in den beständig angeregten, und nach Innen wie nach Außen stark in Anspruch nehmenden Verhältnissen, die nicht selten in den vollen Lebensübermuth überlegener Geister umschlugen, nicht wohl fühlen mochte, und sich nach stilleren Zuständen sehnte. In solchen Stimmungen zog er sich dann in die Einsamkeit zurück und mied die Gesellschaft, worüber ihm der Herzog selbst häufige Vorwürfe machte. Denn Knebel war in allen Dingen bei Hofe wie im Umgangsleben des geselligen und literarischen Kreises als eine gute, wohlthuende, vermittelnde und freundlich anstellige Figur gern gesehn und brauchbar gefunden, und Herder nannte ihn öfter einen „menschenfreundlichen Timon" oder auch „seinen lieben weisen Grämling." Herder stand damals wie ein dunkler und halbverhüllter Stern in diesem weimarischen Sonnensystem da. Er war meistentheils melancholisch und unzufrieden, weil er sich in keiner einzigen Lage seines Lebens jemals recht zu finden gewußt und sich immer mit dem Gedanken quälte, daß er seinen eigensten Beruf doch nicht erfüllt habe. Herder gehörte zu jenen schmerzdurchzogenen Individualitäten, die, bei einem unruhigen Streben und Umhergreifen nach allen Richtungen des Geistes und Wissens hin, nimmer glücklich werden und etwas Verzehrendes in ihrer Brust mit sich herumtragen, das zugleich mit den bedeutsamsten und glücklichsten Eigenschaften ihres Schaffens zusammenhängt. So zeigte er sich in seinem vielseitigen literarischen Bewegen, wie im Leben selbst, als getrieben von einem unstäten Feuer, das nur in sehr wenigen seiner Werke, wie in den Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit, zu einem gediegenen Samenkern sich verdichtete. Er war der umfassendste und reifste Geist unter seinen dortigen

Zeitgenossen, doch würde er noch bei weitem mehr gewirkt haben, wenn er nicht in eine beständige Empfindsamkeit seiner Subjectivität verloren gewesen wäre. Den weimarischen Hof erbaute er damals durch schöne Predigten, und gab der liebenswürdigen und geistvollen Prinzessin Caroline, die nachher an den Erbprinzen von Mecklenburg-Schwerin vermählt wurde, den Religionsunterricht. Zwischen ihm und Knebel bestand ein sehr inniges Freundschaftsverhältniß, da Letzterer sich am meisten zu der ernsten und das Gefühl ansprechenden Gestalt Herder's hingezogen fühlte. Herder seinerseits glaubte in Knebel ein bedeutendes Talent zu erblicken, das nur der schärfsten Anregung bedürfe, um nicht in Unthätigkeit zu Grunde zu gehn. Er suchte daher beständig an ihm zu stacheln und anzuspornen, und, wie er war, bald mit seiner liebevollen Dringlichkeit, bald mit hartem Ernst, zum Arbeiten ihn zu veranlassen. Dem Freundeseifer Herder's war es besonders zuzuschreiben, daß Knebel zur wirklichen Ausführung und Vollendung der Übersetzung des Lucrez sich entschloß. Dennoch scheint sich eine Zeitlang eine Spaltung zwischen Beiden eingeschlichen zu haben, vielleicht eben durch jene Andringungen Herder's veranlaßt, die aber bald wieder zur Ausgleichung kam. Mit Goethe fanden öfter Zwistigkeiten und heftige Wortwechsel statt, besonders wann Knebel einmal die Laune hatte zu moralisiren, und Goethe, in Gemeinschaft mit dem Großherzog, ganz dem Übermuth des wohlbehägigen Augenblicks sich ergab. Noch in spätern Zeiten machte Knebel einmal Goethen Vorwürfe über die Wahlverwandtschaften, indem er mit Vielen den beschränkten Wahn theilte, die Tendenz dieses sittlichsten aller Romane als eine unsittliche anzusehn. Goethe antwortete ihm: „ich habe es ja nicht für Dich geschrieben, sondern für die Mädchen!“ Solche Äußerungen, die Goethe im Muthwillen thun konnte, wurden ihm dann oft allzuwörtlich aufgefangen und angerechnet, wie man überhaupt noch heut im ganzen Umkreise von Weimar ähnlichen Anekdoten und Geschichten aller Art begegnet, die,

mit einem einseitigen Herausstellen, gehässige und leichtfertige Züge des Goethischen Charakters festhalten. Zwar ist nicht zu läugnen, daß die rücksichtslose Freiheit, die Goethe im persönlichen Umgang zeigte, nicht selten verletzend wurde für seine Umgebungen. Auch hatte er die Eigenheit, Alles mit sich fortzunehmen, was ihm Behagendes er irgend bei einem Freunde erblickte, und Keiner ließ sich dieß lieber gefallen, als der gutmüthige Knebel, dem Goethe einmal mehr als hundert Stück Albrecht Dürerischer Handzeichnungen, welche jener besaß, von der Stube holte, um sie ihm nie wiederzubringen. Am vertrautesten war Goethe mit dem Großherzog Carl August, dem Zögling Wielands, der den genialsten und schäumendsten Lebensgenuß mit der geistreichsten Erfassung alles Höchsten in Kunst und Welt zu verbinden wußte. Die innige Gemeinschaft und Verbrüderung dieses Fürsten mit jenen auf der Höhe des Lebens stehenden Geistern war in der That ein merkwürdiges Schauspiel, um so mehr, da ein wirklich geistiges Band obwaltete, das eine gewisse gleichmäßige Gegenseitigkeit in einem vertraulichen Herüber und Hinüber unterhielt. Die Zusammenkünfte in Tiefurt gewannen in der Regel einen mehr literarischen Charakter, unter dem Vorsitz der Herzogin Amalie. Jeder mußte etwas mitbringen, was vorgelesen wurde, und diese Beiträge zur Unterhaltung des geselligen Kreises wurden nachher in dem „Journal von Tiefurt" zusammengestellt, das jedoch nur handschriftlich blieb, und noch heut in dem Archiv jenes Schlosses aufbewahrt und gezeigt wird. Doch wurden nicht bloß eigene Sachen, sondern Vieles von alten und neuen Schriftstellern mitgetheilt und gelesen, und Knebel, der vortrefflich vortrug, mit einer schönen kräftigen Tenorstimme, die sich bis in sein spätestes Alter erhielt, war es gewöhnlich, der das Amt des Vorlesers übernehmen mußte. Freier und ungebundener war das Leben und Treiben in Stützerbach, einem Dorfe bei Ilmenau, wohin öfter vertrauliche Wallfahrten angestellt wurden. Hier ließ man, mit Beiseitsetzung aller Eti-

kette, übermüthiger und genialer Laune gänzlich den Zügel schießen, und, unter Anführung des Großherzogs und Goethes, ergötzte man sich an mancher Aventüre in diesem ländlichen Aufenthalt. Ein eigenes vertrautes Tagebuch wurde über die Thaten und Abenteuer in Stützerbach gemeinsam geführt, indem jeder der Theilnehmenden abwechselnd eine Seite davon beschrieb. Unter diesen ist noch der ächte Hofcavalier von Einsiedel zu nennen, ein unentbehrliches Glied in dieser Genossenschaft, der auch sein literarisches Talent, das er in einem nicht geringen Grade besaß, lediglich für das Leben und die Geselligkeit dieses Kreises verwandte, und nur durch seine Übertragungen des Plautus für die deutsche Bühne auch allgemeiner bekannt geworden ist. Bei den vielen kleinen Schauspielen und Opern, die er zur Unterhaltung des Hofes verfertigte, machte er oft den Dichter, Schauspieler und Musiker in einer Person, und zeigte sich überhaupt bei jeder Gelegenheit, wo es galt, mit Grazie und geschicklicher Kunst des Anordnens und Einrichtens auf dem Platze. Dazu war er ungemein vielseitig gebildet und verband mit seinen persönlichen und geselligen Talenten zugleich ein mannigfaches und gelehrtes Wissen. Er war erst Oberhofmeister der Großherzogin Louise, später Präsident des Ober-Appellationsgerichts in Jena. Seine muthwilligen Streiche, die er schon als Page verübte, und wodurch er sich zuerst die Gunst des damaligen Erbprinzen Carl August erwarb, wurden zu sprüchwörtlichen Überlieferungen in der Hofchronik von Weimar, und auf solchen Auszügen, wie in Stützerbach, waren sein Humor und seine epikureische Ausgelassenheit unentbehrliche Begleiter dieser Aventüren geworden. Mehr im Hintergrunde und ohne besonders thätigen Antheil verhielt sich bei Streifzügen dieser Art der immerdar streng-moralische Knebel, der vielleicht nur selten von den Wogen keckerer Lebensansichten und Lebensgenusses sich mit fortreißen ließ.

Um so merkwürdiger war es, daß gerade Knebel zum

geschicktesten Dolmetscher eines Gedichtes auserſehen wurde, deſſen Philoſophie — die Weisheit des Epikur — eine Zeitlang die des ihn umgebenden Lebenskreiſes war, und ſich ihm ſelbſt, beſonders von Seiten der naturaliſtiſchen Auffaſſung aller Gegenſtände des Denkens, in Fleiſch und Blut eingeprägt hatte. Ich meine die Bücher des Lucrez von der Natur der Dinge, mit deren Überſetzung ſich Knebel, dringend aufgemuntert von allen Übrigen, in dieſer Zeit (in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts) zu beſchäftigen anfing, obwohl er erſt nach faſt dreißig Jahren mit dieſer Arbeit, die ſeine beſte und verdienteſte wurde, zu Stande kam, nachher aber noch ſein ganzes Leben hindurch unaufhörlich daran beſſerte, und ſich mit dieſen Ideen zu ſchaffen machte. Es war ſeltſam genug, daß ein Dichter und Denker, wie der epikureiſche Lucrez, deſſen Lehren und Geſinnungen nur eine in der Auflöſung begriffene Menſchheitsperiode bezeichnen, eine ſo große und innere Wichtigkeit bei ſolchen Geiſtern erlangen konnte. Denn Goethe ging einmal ernſtlich damit um, ein ähnliches Werk ganz in der Weiſe des Lucrez zu dichten, wobei er die Knebelſche Überſetzung als Grundlage benutzen wollte.*) Die Andern, und darunter auch Knebel, trugen ſich mit gleichen Entwürfen, um ihre Wahlverwandtſchaft mit der lucreziſchen Natur der Dinge auch in productiven Ergießungen an den Tag zu legen, und Knebel hatte es von dem ganzen Freundeskreiſe gewiſſermaßen wie einen Auftrag der Pflicht überkommen, an die Überſetzung zu gehn, zu der er, nach dem Erfolg der im gemeinſamen Wetteifer gelieferten Proben, als der geeignetſte befunden wurde. Daß ein Buch, wie der Lucrez, worin die unhaltbarſten Gründe gegen die Unſterblichkeit der Seele (ſ. das 3. Buch) blos von phyſiſchen Geſichtspunkten aus geltend gemacht werden, worin der Materialismus ſich ſo

---

*) So erzählt wenigſtens Knebel ſelbſt in einem Briefe an Matthiſſon; ſ. Matthiſſon's literariſchen Nachlaß (Berlin, 1832.) Thl. 3. S. 8.

weit treibt, daß die menschliche Seele der Hand oder irgend einem andern Körpertheil gleichgestellt wird, und selbst aus den physikalischen Lehren vom Weltgebäude, das nur zu einer ganz zufälligen Construction wird, eigentlich nichts als eine wohlgeordnete Verzweiflung, eine verständige Desperation uns anspricht; — daß diese auf die baarste Lebenswirklichkeit hinauslaufende und alle Idealität vernichtende Dichtung dennoch einzelne Züge großer und tiefsinniger Wahrheiten enthalten mußte, um jene Gemüther nicht nur zu blenden, sondern auch zu erheben, kann freilich nicht geläugnet werden. Jene Wahrheiten, die sich mit manchen socialen und ethischen Fragen der neuesten Zeit in Parallele bringen ließen, können jedoch nur erst durch eine Begründung auf christlicher Basis zu ihrem eigentlichen Recht gebracht werden. In der heidnischen Unvermitteltheit ist die Weisheit des Epikur etwas Nichtiges, das zu keinem Ding nütze ist, und an Knebel hatte sich die zu vertrauliche Beschäftigung mit Lucrez, den er als Dichter, Denker und Mensch zeitlebens mit sich herumtrug, nachtheilig genug bewährt, indem er niemals von naturalistischen und materialistischen Auffassungen der höchsten Gegenstände loszukommen vermochte. —

Knebel vertauschte den Aufenthalt in Weimar von Zeit zu Zeit mit Jena, wo er abwechselnd, und mitunter in längeren Fristen verweilte, oder er hielt sich auch hin und wieder in Ansbach auf, um mit seinen dortigen Verwandten einige Monate zu verleben. In einem besonders zärtlichen Verhältniß stand er zu seiner Schwester Henriette, mit der er in allen Lagen und Entfernungen des Lebens einen beständigen Briefwechsel und ein inniges Vertrauen unterhielt. Die Liebenswürdigkeit ihres Charakters und die Bedeutsamkeit ihrer Bildung machte sich nachher in einem ausgedehnteren Wirkungskreise in Weimar geltend, wohin sie einem Rufe der Herzogin Amalie folgte, unter deren Hofdamen einzutreten sie jedoch ausschlug, worauf sie von der regierenden Herzogin Louise zur

Erzieherin ihrer Tochter, der Prinzessin Caroline, ernannt wurde, um deren Ausbildung sie sich sehr verdient machte. Sie muß hier um so mehr erwähnt werden, da sie großen Einfluß auf Knebel's Gemüth ausübte, und mancherlei Härten und Ecken seines Charakters zu mildern Gelegenheit hatte, wie sie überhaupt auch im Kreise der weimarischen Dichter eine gerngesehene Erscheinung war und mit dem Einen und Andern in einem näheren Freundschaftsverhältniß sich befand. Sie starb im Jahre 1816 zu Ludwigslust in Mecklenburg, wohin sie die ihr bald im Tode nachfolgende Prinzessin Caroline, nach deren Vermählung mit dem Erbgroßherzoge von Mecklenburg-Schwerin, begleitet hatte.

An dieser Stelle wollen wir noch eines Familienereignisses gedenken, das damals ein zu großes Aufsehn erregte und von dem Knebel zu bedeutend betroffen wurde, um es in seinem Leben übergehen zu können. Dieß ist die tragische Geschichte seines jüngsten Bruders Max, eines sehr talentvollen Jünglings, der als Rittmeister in den Diensten des damaligen Markgrafen von Ansbach stand, und von dem das zu jener Zeit so beliebte Lied: „Vergiß mein nicht, wenn dir die Freude winket ꝛc." herrührt. Knebel hat über ihn und sein Ende ein Bruchstück niedergeschrieben, welches sich unter den zerstreuten Skizzen zu seiner Autobiographie vorfindet, und das hier, aus flüchtigen Andeutungen so gut als möglich für den Druck hergestellt, Platz finden möge:

— „Mein Bruder Max zeigte schon als Kind vielen Ernst und tiefes Gefühl. Der öfters etwas unzeitigen Züchtigung des Vaters begegnete er mit Widerwillen und zerbrach die Ruthe in Gegenwart desselben. Ich sah ihn als Kind von fünf Jahren einsam auf einem Schemelchen sitzen und Thränen stiegen ihm ins Auge. Bei dieser äußersten Empfindlichkeit mußte ich, der ich zehn Jahre älter war, ihm, soviel ich davon wußte, von dem Bau und der Ordnung des Himmels und der Gestirne erzählen, und er hörte mit Aufmerksamkeit zu. Mit

dieser seltenen Reizbarkeit seines Gemüths vereinigte er starken Muth und kräftigen Willen, dabei waren aber seine Fortschritte im Lernen (welches damals meist lateinische Sprache, Übersetzen ꝛc. war) nicht so merklich, und unsere jüngere Schwester, die dem Unterricht beiwohnte, übertraf ihn meistentheils. Gegen sich selbst und in seinem Betragen übte er eine fast zu strenge Sorgfalt aus, die für sein ganzes Leben von Einfluß wurde. Ordnung und Rechtschaffenheit liebte und übte er auch bei dem kleinsten Vorfall, und mit seiner feinen und zarten Seele kannte er in der Aufopferung für Andere keine Gränzen.

Er kam bei heranwachsenden Jahren unter die Leibdragoner-Garde des Markgrafen *) als Lieutenant und Hofjunker. Sein gutes aufmerksames Betragen und sein geschicktes Zeichnen bei Aufnahme der Manoeuvres erwarb ihm bald die Neigung seines Generals, und nachher die ungetheilte Achtung und das Vertrauen des Markgrafen selbst. Er wurde in kurzer Zeit Rittmeister und Kammerherr.

Der Markgraf schickte ihn in dieser Zeit nach Potsdam, um, mit Erlaubniß des Königs Friedrichs II., die dortigen Manoeuvres anzusehn. Der König bemerkte ihn bald, befahl, ihm in Allem behülflich zu sein, und machte ihm sogar Anerbieten, in preußische Dienste zu treten, was jedoch Max ablehnte.

Nach seiner Zurückkunft spielte die Lady Craven ihre Rolle bei dem Markgrafen. Auch von dieser wurde er gütig aufgenommen.

Die schlaue Frau wußte ihn in manche ihrer Machinationen zu verwickeln, und da sie seinen thätigen, redlichen und zuverlässigen Charakter erkannte, wußte sie ihn in der beinahe ausschließlichen Gunst des Markgrafen zu bestätigen. Sie bediente sich seiner bei Aufführung der von ihr verfaßten französischen Komödien, übergab ihm selbst die Einrichtung dazu,

*) Der damalige Markgraf hieß Christian Friedrich Karl Alexander, ein Neffe Friedrichs des Großen.

und übertrug ihm die besten Rollen. Dafür genoß er auch die Gunst, mit dem Markgrafen und ihr allein die Mittagstafel zu halten. Dergleichen beschwerte ihn nun sehr. Er erwarb sich dadurch den Neid der übrigen Hofleute, der ihm zuletzt unerträglich wurde. Die Lady selbst hatte sich diesen schon längst zugezogen und war allgemein verhaßt.

Dieser Zustand der Dinge konnte nicht lange dauern. Es wurde deshalb ein Plan zu einer Reise nach Italien entworfen, der blos aus der Gesellschaft des Markgrafen, der Lady, meines Bruders und des Dr. Schöpf bestehen sollte. Der Markgraf zeigte sich bei der Ausführung sehr großmüthig gegen meinen Bruder, schenkte ihm eine beträchtliche Geldsumme zur Equipirung und gab ihm täglich einen Karolin Diäten.

Was auf der Reise sich weiter zugetragen hat, kann ich nicht angeben. Es widerfuhren ihm viele Auszeichnungen, und besonders rühmte er sich der freundlichen Zuneigung des alten Königs Ferdinand in Neapel und der Freundschaft Philipp Hackert's, der ihm alle seine Kupferblätter zum Geschenk machte.

Nach seiner Rückkehr aus Italien fand ich in seinen Briefen eine gewisse Gedrücktheit des Geistes und weniger Heiterkeit, als ich erwartet hatte. Ich überlegte unsern Familien-Zustand, und da wir fast sämmtlich noch unverheirathet waren, so nahm ich mir vor, nach Ansbach zu reisen, um meinen Bruder zu einer Heirath zu vermögen. Ich schrieb ihm davon zuvor. Er antwortete mir eben nicht widerstrebend, aber freilich mit einigen besondern Bedingnissen. Die hauptsächlichste war, daß er eine Frau von untadelhaftem Charakter mit hinlänglichem Vermögen wünschte. Die Zeit strich hin. Ich rüstete mich indessen zu meiner Reise nach Ansbach, wo ich durch persönliche Gegenwart meine Wünsche zu erfüllen glaubte.

Es war Anfangs Mai im Jahre 1790. Als ich nach Nürnberg kam, weiß ich nicht, welche Art von Schwermuth mich befiel. Ich setzte meinen Weg nach Ansbach fort. Es war etwas schwül, und als ich auf die Höhe kam, von wo

aus man Ansbach übersieht, ging die Sonne unter dicken Wolken in blutiger Gestalt unter.

Ich war betroffen und prophezeihte mir einen nahen Unfall. Ich kam nach Ansbach in meiner Mutter Haus, und fand meinen Bruder am breiten Tische sitzen, wo er einen Entwurf zu einem demnächst auszuführenden Manoeuvre für seinen Chef zeichnete. Er war still und in sich gefaßt; doch durch meine Ankunft eben nicht sehr bewegt.

Er sprach von unserer Angelegenheit, empfahl mir aber vor Allem, nach Triesdorf zu gehen und dem Markgrafen daselbst meine Aufwartung zu machen. Ich sagte ihm, daß ich einige Zeit hier zu bleiben gedächte, sein Andringen war aber nachdrücklich. So brachten wir einige Tage zu bei unserer trefflichen Mutter und unserer lieben und guten Schwester Henriette, die es an keiner Herzlichkeit fehlen ließ.

In einsamen Stunden unterhielt ich mich mit meinem Bruder über unsere Umstände, und vorzüglich über die seinigen. Ich fand ihn tief betrübt, doch gab er keine Merkmale, als daß ihm zuweilen Thränen entflossen.

Mir schien eine Veränderung seiner Lage nothwendig. Ich schlug ihm eine Reise vor, und da ihm der Markgraf immer äußerst günstig und gewogen war, so konnte es ihm an Mitteln nicht fehlen. Diesen Vorschlag schien er jedoch immer etwas abzuwenden und beharrte nur auf meine zu machenden Visiten.

Ich ging also nach Triesdorf, fand den Markgrafen, wie immer, zuvorkommend gnädig, und wurde auch vor Tafel der Lady präsentirt. Diese war ein schlankes wohlgewachsenes Weib, schon in Jahren etwas vorgerückt, nicht ohne Anstand. Der Hof war ziemlich ungenirt. Obrist Schlammersdorf spielte bis zur Tafel in demselben Zimmer auf dem Clavier. In dem kleinen Wohnzimmer, wo ich mich zuerst befand, sah ich auf dem Tische einen Folioband mit etwas lubriquen Zeichnungen liegen. Noch bemerkte ich, daß die Lady bei jeder Gelegen-

heit dem Markgrafen den Aufenthalt in seinem Lande unangenehm zu machen suchte. So beklagte sie sich über Tische, daß man in diesem Lande nicht einmal gutes Trinkwasser bekommen könnte; das wäre doch in England ganz anders u. s. w.

Ich beurlaubte mich nach der Tafel und kam zur Zufriedenheit meines Bruders nach Ansbach zurück.

Es gingen noch wenige Tage hin. Ernst und innere Trauer schienen bei meinem Bruder zuzunehmen, doch gab er keine Ursache an.. Meine Schwester, die es wohl bemerkte, suchte jede Gelegenheit, seinen Sinn zu erheitern.

Eines Tages (es war der 9. Mai 1790) beredete mich mein Bruder, mit ihm eine Visite bei Frau von Fitz=Gerald zu machen. Es war die Gemahlin des Hofmarschalls und bewohnte meines Vaters ehemaliges Haus.

Es war ein warmer Tag. Wir gingen Nachmittags um vier Uhr fort. Meine Schwester bemerkte, daß er vor dem Weggehen noch ein damals beliebtes Abschiedslied sehr sorgfältig auf ihrem Flügel gespielt habe. —

Wir waren bei Frau von Fitz=Gerald sehr freundlich aufgenommen, wie er denn überall bei den Frauen sehr beliebt war. Er sprach kein Wort, und wir empfahlen uns wieder.

Als wir aus dem Hause waren, schlug er noch eine Promenade vor nach dem Beckenweiher, der auf einer Höhe nahe an der Stadt liegt. Ich stellte ihm vor, daß es schon etwas außer der Zeit sei, und daß wir zu unserer Mutter zum Thee zu kommen versprochen hätten. Er drang aber darauf. Indem wir nun auf der Straße so dastanden, bemerkte ich, daß an meinem Schuh die Schnalle losgegangen sei. Ich sah darnach, und die erst gekaufte Schnalle war mitten von einander gesprungen. Ich zeigte ihm nun, daß es unmöglich sei, mit ihm weiter zu gehen. Er suchte aber auf möglichste Weise den Schuh zu befestigen und drang immer lebhafter darauf, daß ich mit ihm gehen sollte. Ich ließ mich endlich bereden. Wir gingen den Weg nach dem Hügel ganz munter und suchten

unterwegs die Steinchen auf, die eine ehemalige Fluth hieher gespült zu haben schien.

Als wir an den Tannenwald kamen, der die Höhe einschließt, fand ich das grüne Moos an den Bäumen so hübsch, daß ich einige ihres Schmuckes zu berauben suchte. Er selbst irrte von mir hinweg und brachte einige Stücke.

Als ich mich etwas mehr in den Wald vertiefte und ihn abwesend fand, rief ich nach ihm: — „gleich! gleich!" — erhielt ich zur Antwort — und plötzlich hörte ich einen starken Schuß nicht weit von mir fallen. Ich lief hinzu — und fand —, noch kann ich es nicht ohne Wehmuth und Thränen niederschreiben! — meinen Bruder todt im Grase liegen. — Wuth bemächtigte sich meiner, — denn ich glaubte, er sei von fremder Hand gefallen. Ich rannte durch den Wald. Ich schrie: Mörder! Mörder! fand keine Waffe bei mir! — Ich wollte den Mörder mit den Zähnen zerreißen — kein weiterer Laut! —

Als ich aus dem Wald herausgekommen war, sah ich zwei Bauern, die pflügten. Ich rief ihnen zu, und fragte, ob sie Niemand aus dem Walde hätten herauskommen sehen? — Niemand. —

Sie sahen meinen Jammer, und ich bat sie nun, mich nach dem Orte hinzuführen, wo mein Bruder todt läge. — Sie führten mich hin — und als ich nun den Leichnam sah, ruhig hingestreckt, das Pistol in einer über der Brust zusammengefalteten Hand haltend — da stürzten die Thränen hervor. — Eher konnte ich nicht weinen. Die Wuth hatte mich zu sehr gefaßt. Nun erkannte ich erst sein Schicksal — durch sich selbst! —

Wer mag das Übrige ausreden? — Die Männer begleiteten mich theilnehmend zur Stadt. — Ich lief zum Minister, zum General — konnte vor Thränen kaum ein Wort sagen. — Es war Nacht. — Letzterer schickte sogleich ein Commando Dragoner nach dem Walde, den Leichnam abzuholen. Man begeg-

nete ihm mit der äußersten Sorgfalt und Achtung. Regengüsse stürzten vom Himmel unter Blitz und Donner. —

Wie aber die Nachricht meiner Schwester beibringen? — Sie liebte diesen Bruder vor Allen, und er sie. —

Sie nahm es männlich auf. — Wir beredeten uns sogleich, unserer guten alten Mutter nichts von dem Vorfall zu sagen. Unter Regengüssen, Blitz und Donner, die von derselben Stelle der Anhöhe herabkamen, wo ich den Leichnam verlassen, nahmen wir mit anscheinender Heiterkeit das späte Abendessen ein. Wir gaben ein Übelbefinden vor, das unsern Bruder auf dem Wege befallen hätte, weshalb wir ihn in die Wohnung eines Freundes hätten bringen müssen.

Mein Bruder wurde ehrenhaft, unter Begleitung seiner Schwadron, zu Grabe gebracht, unter Thränen und Mitleid der Meisten derselben, um die er sich durch Vorsorge und Liebe so verdient gemacht hatte. Der Schmerz um ihn war allgemein, und der Markgraf ließ sogleich die Manoeuvres einstellen, die von meinem Bruder angeordnet waren, und die er vorher aufgezeichnet hatte. Ein Beweis, wie sehr ihn seine Untergeordneten ehrten und liebten, ist der, daß die Verheiratheten von ihnen allen ihren männlichen Kindern seinen Namen Max bei der Taufe beilegen ließen.

Auch fand ich, als ich nach einiger Zeit das Gewölbe unseres Familien-Begräbnisses, worin der Sarg meines Vaters und Bruders stand, besuchte, auf letzterem eine Menge von Blumen liegen. Ich fragte den Todtengräber, was dieß zu bedeuten habe? — „Ja," sagte er, „es kommen fast täglich Personen her, die den Sarg des seligen Rittmeisters mit Blumen bestreuen, so lieb haben sie ihn gehabt." — —

Bereits im vorgerückteren Alter, im Jahre 1798, verheirathete sich Knebel mit dem Fräulein Louise von Rudorf, einer Berlinerin, die als Kammersängerin am weimarischen Hofe sehr beliebt und ein besonderer Günstling der Herzogin Amalie war,

welche vornehmlich diese Verbindung wünschte. Knebel erhielt zu seiner Einrichtung vom Hofe ein Anlehen von 1500 Thalern, das ihm nachher von seiner Pension allmälig in Abrechnung gebracht wurde, und erwählte darauf das reizende Bergstädtchen Ilmenau zu seinem Aufenthalt, wohin ihn schon früher oft, bei seinen naturwissenschaftlichen Liebhabereien, mineralogische und oryktognostische Ausflüge geführt hatten. Hier verweilte er, in romantischer Zurückgezogenheit, bis zum Jahre 1805, wo er für immer seinen Wohnsitz in Jena aufschlug, und sich dort in einem anmuthig gelegenen Gartenhause, in dem sogenannten Paradiese, zu behaglich philosophischer und musenhafter Lebensweise einrichtete, im Umgang mit den Wissenschaften und mit den Freunden, die ihn bald hier aufsuchten, bald einen unablässigen Briefwechsel mit ihm pflogen, und worunter in diesen späteren Jahren besonders Goethe, dann der verdiente Kanzler von Müller, der Landrath von Lynker und manche Andere gehörten.

Den stillglücklichen Faden seiner Tage zu einer seltenen Länge ausspinnend, saß Knebel hier in seinem Hause im Paradiese, auf dem Kopfe Wieland's berühmtes Käppchen, das er von dem Freunde ererbt und ihm zum Andenken trug. Sein Zimmer wurde hier zur Reunion der ganzen klassischen deutschen Literatur, denn unaufhörlich sprachen von nah und fern Besuche ein, um den liebenswürdigen Greis zu ehren, und jede Diele ist hier von Fußtritten hochberühmter Männer getreten. Knebel verstand sich auf die Kunst, alt zu sein, nicht minder als auf die, zu leben. Es gibt Naturen, die gerade in ihrem Greisesalter am liebenswürdigsten sich herauskehren, und auf dieser Stufe des Lebens etwas Dauerndes darstellen, das nicht verwelken zu können scheint und oft wieder wie zu neuen anmuthigen Lebensblüthen sich ansetzt. Von der Vergangenheit vollgenährt und gesättigt, und von keinem unruhigen Drang mehr in die Ferne der Zukunft getrieben, gehört ihnen recht das Schaffen und Walten in der unmittelbarsten Lebensgegenwart

zu eigen, und sie prägen und arbeiten den Inhalt des Daseins noch mit emsiger Betriebsamkeit zu reinen und gediegenen Formen aus, indem dabei unvermerkt das Räderwerk ihrer Tage mit kraftvollen Schlägen abläuft. So war Knebel, der mit dem größten Behagen und Genuß des Alters die unablässigste Geschäftigkeit vereinte, auf Alles, was vorging in Literatur und Leben, mit gespannter Theilnahme die Blicke gerichtet hielt, und kaum einen Tag hingehn ließ, ohne etwas zu dichten, zu übersetzen, oder Auszüge aus Gelesenem niederzuschreiben, und das meistentheils ohne alle Absicht auf Veröffentlichung oder andere Zwecke, als die seiner eigenen Befriedigung, seines Zeitvertreibs und seiner Laune. Von seiner ausgebreiteten Lectüre, die Knebel bis auf seine letzten Tage in allen Sprachen unterhielt, liefern seine zahllosen Memoranden- und Excerptenbücher merkwürdige Beispiele, so wie nicht minder die vielen Übersetzungen, die er sich aus alten und neuen Schriftstellern aller Völker anfertigte, von seiner unermüdlichen Lust und Emsigkeit, sich zu beschäftigen, zeugen. Unter ganzen Stößen solcher Papiere finden sich von ihm Übertragungen aus Plato, Pindar, Horaz, die ganze Psyche des Apulejus, Bruchstücke aus Ossian, Fragmente vom Macchiavelli, eine Novelle des Cervantes, sehr Vieles von Lord Byron, und manches Andere; aber es ist meistentheils so wenig ausgearbeitet, oder so sehr nur für die eigene Unterhaltung, mit subjectiver Färbung, unternommen, daß es für den Abdruck ungeeignet scheint, wie denn vornehmlich Knebel's Übersetzungen der Neueren schon deshalb nicht als vollgültig anerkannt werden möchten, da sie, bei seinem eigenthümlichen Widerstreben gegen den Reim, fast sämmtlich reimlos gemacht sind, und mithin den Charakter des Originals mehrfach verwischen.

Das Hauptverdienst, das sich Knebel als Übersetzer erworben, beruht auf seinen Übertragungen des Properz und des Lucrez. Erstere erschien bereits im Jahr 1798 (Leipzig, bei Göschen), wurde jedoch, ungeachtet vieler Vorzüge ihrer wohl-

lautenden und geschmeidigen Form, von ihm selbst später als ungenügend erkannt und freilich auch durch Vossens Übersetzung sehr in den Schatten gestellt, während es Knebeln in seinen eigenen Elegieen weit besser gelang, die Weichheit und Gedankenzartheit des römischen Dichters zu erreichen. Die Übersetzung des Lucrez wurde jedoch sein Meisterwerk (zuerst: Leipzig 1821 bei Göschen; zweite vermehrte und verbesserte Auflage ebendaselbst 1831), und ist durch die Grundsätze, von denen Knebel in Behandlung deutscher Sprache und Verskunst dabei ausging, auch in allgemeinerer literarischer Beziehung wichtig. Knebel war nicht, wie Voß, der Ansicht, daß der deutsche Hexameter nach den strengen metrischen Gesetzen, die sich in den antiken Sprachen anwenden und befolgen ließen, geregelt werden müsse, sondern hielt vielmehr einen freieren, zwangloseren und leichter gefügten Bau dieses Verses, in Anpassung der eigenthümlichen Sylbenverhältnisse unserer Sprache, für angemessen. Den gewichtigen Ausdruck, welchen in den alten Sprachen der Hexameter durch die Bestimmtheit und Schwere der Sylben erhält, gab er auf zu erreichen, und meinte, daß der harmonische Ausdruck des Verses in der deutschen Sprache theils durch den Accent, theils durch die richtige Wahl und Ordnung und Stellung der Worte ersetzt werden müsse.*) Bei zweckmäßiger Behandlung des Hexameters hielt er jedoch diesen Vers von bedeutender Wichtigkeit für die Ausbildung unserer Sprache und Poesie, und glaubte, daß sich dieselbe gerade durch ihn gehoben und einen poetischen Vortheil über die andern neueren

---

*) S. einen Brief Knebel's an Matthisson, in des Letztern „Literarischem Nachlaß," Bd. 3. S. 12, und einen Brief an Böttiger, zuerst abgedruckt in dem „Literarischen Notizenblatt" zur Abendzeitung 1834. Nr. 34, wo Böttiger seinem alten und vieljährigen Freunde Knebel durch einen trefflichen Aufsatz über seine Verdienste als übersetzer ein würdiges Todtenopfer darbringt. — Vgl. auch das Vorwort zu der übersetzung des Properz, S. XII folg.; und einen Brief Knebel's an Ch. G. Schütz, in dessen von seinem Sohne F. K. J. Schütz herausgegebenem Briefwechsel, Bd. I. S. 364.

Sprachen erlangt habe, während er dagegen die Nachahmungen der südlichen Sylbenmaße, wie überhaupt die Richtungen der romantischen Schule und ihre Chorführer, entschieden haßte. Interessant und hieher gehörig ist, was Böttiger, am angeführten Orte, über diese Bestrebungen Knebel's um die metrische Bildung der deutschen Sprache erzählt: „Als Frau von Staël den Winter zwischen 1803—4 in Weimar zubrachte und dort die Vorstudien zu ihrem Werke über Deutschland machte, wurde ihr in Beziehung auf das Vermögen unserer Sprache, die Distichen der alten Sprachen wiederzugeben, viel vorgesprochen. Sie erwiederte darauf immer mit ungläubigem Lächeln, das müsse wie die Fuhre auf einem holperichten Knüppeldamme sich ausnehmen. Da rieth Knebel, der damals auf dem Thüringer Waldgebirge in Ilmenau lebte, aber sich von Allem fleißigen Bericht erstatten ließ, man möchte ihr doch nur Schiller's Distichon recht ins Ohr deklamiren:

Jn dem Hexameter steigt des Springquell's flüssige Säule,
Jm Pentameter drauf fällt sie melodisch hinab,

und sie ersuchen, den Sinn in zwei Alexandrinern zu fassen. Es geschah. Und ob ihr gleich ihr damaliger Reisegefährte, Benjamin Constant, der eben den Wallenstein übersetzte, redlich als Hebammenarzt diente, die geistreiche Frau scheiterte mit ihren Versuchen, worüber denn Knebel keine geringe Freude hatte. Dabei verblendete er sich selbst keineswegs über alle Schwierigkeiten, unter welchen unsere reiche, ursprünglich aber sehr starre und widerspenstige tudeske Muttersprache geschmeidig und flüssig gemacht werden könne. Er klagte bitter über den Mangel an Spondeen, da uns die Position fehle, über den Ueberfluß einsylbiger Hauptwörter im Gegensatz des Griechischen (Fluß, Krieg, dort ποταμος, πολεμος), über das Hemmende der überall rechts und links hinpurzelnden Vorwörter und Flickpartikeln u. s. w., aber er bestand festgläubig auf ein unwandelbar zu befolgendes Indermittesein zwischen dem oft Ohrenzwang erregenden Hammerschlag einer durch Voß und sein

Normalbuch über die Zeitmessung begründeten Schule und der aufgelöst hinschlotternden Zerflossenheit und Regellosigkeit unserer Hexametristenschaar. Dabei leitete er alles Unglück von der nur immer ans Schreibe- und Lesepult gefesselten, stumm hinbrütenden, klang- und sanglos nur für's Auge, nicht fürs Ohr dichtenden Poeterei. Vorgelesen, laut deklamirt müsse werden in unsern geselligen Kreisen. Die Verwahrlosungen, wiederholte er immer, gingen schon von unsern Schulen und von den früh erziehenden und das Organ des Kindes bildenden Frauen aus. Man solle in allen Gynäceen rufen: ist denn keine Cornelia da? Jean Paul's Levana, die wohl noch vor ihrer Entstehung in schönen Abendstunden mit Herder und Knebel besprochen worden war, wurde dabei mit Lob erwähnt.“ — —

Von seinen andern Übersetzungen ist noch die von Alfieri's Saul zu nennen, nach welcher diese Tragödie auf dem weimarischen Theater aufgeführt wurde. Knebel schenkte das Manuscript seiner Gattin zu ihrem Geburtstag, die es drucken ließ (Ilmenau, 1829), obwohl es damit nur in sehr wenigen Exemplaren ins Publikum gelangte. Aus seinen kleineren lyrischen Übersetzungen hat Knebel in die Sammlung seiner Gedichte, die er im Jahre 1815 (Leipzig, in Quart) veranstaltete, hier und da Manches untergestreut. In dieser Gedichtsammlung, eine wie begränzte Auswahl auch darin getroffen, so wie in einer späteren, ebenfalls anonym herausgegebenen Sammlung von Gnomen und Sprüchen in Distichen, unter dem Titel „Lebensblüthen“ (Jena, 1826)*) ist jedoch bereits das Bedeutendste enthalten, was Knebel als lyrischer Dichter zu leisten vermocht hat, und die Nachlese aus seinen späteren Jahren hat nur eine geringhaltige Ausbeute geliefert, indem es meistentheils

*) Es erschien nur das erste Heft davon; zu einem zweiten fand sich unter Knebels Papieren nur sehr wenig Neues vor, das in der vervollständigten Zusammenstellung seiner Gedichte in diesem Bande nachgetragen wurde.

nur Gelegenheitsgedichte und flüchtige Ergüsse bei persönlichen und häuslichen Anlässen waren, zu denen sich seine Muse verstehen wollte. In Gelegenheitsgedichten aber war Knebel unerschöpflich und unermüdlich, denn Jedem, der ihm einmal als freundlicher Gast auf die Stube kam, hat er wohl einige Verschen des Grußes und der Erinnerung auf ein Papier geschrieben, und hierin schildert sich eine sehr gemüthliche und gutmüthige Seite seiner Persönlichkeit. In ähnlicher Weise brachte er auch dem Hausberg bei Jena, den er aus seinen Fenstern täglich vor sich sah, als einem alten lieben Freunde und Genossen unaufhörlich poetische Ständchen, und hat diesen Berg gewiß zwanzigfach in kleineren und größeren Strophen besungen. Knebel machte es sich freilich in seinen Gelegenheitsgedichten außerordentlich bequem, und trug wenig Anstand, meistentheils das Allergewöhnlichste in Gedanken und Ausdruck zu geben, wenn es ihm nur zum wohlgemeinten Zeichen des augenblicklichen Gefühls diente, und darum ist wenig für eine weitere und öffentliche Mittheilung dabei untergelaufen. Dennoch bereitete er sich tagtäglich unendliche Mühe mit allen seinen Gedichten, und nichts glich dem arbeitsamen Behagen, mit dem er daran feilte und sich zu schaffen machte, indem er sich oft das kleinste zehnfach abschrieb, zuweilen blos mit der Verschiedenheit eines einzigen Wortes, mitunter nur auf einem andern Papierformat, oder mit rother statt schwarzer Tinte. Dieß selbstbeschauliche Thun und Treiben, das ihn das Kleinste mit einer gewissen emsigen und ihn beglückenden Wichtigkeit verrichten ließ, zeigte sich auch in der Führung seiner Tagebücher, in der er besonders in früheren Jahren so genau und behaglich minutiös war, daß er einmal bei Schilderung eines Gastmahls, dem er beigewohnt hatte, sich die Stellung der Schüsseln darin abzeichnete. Im letzten Jahrzehend seines Lebens beschäftigte er sich in einsamen Stunden der Selbstbetrachtung vornehmlich damit, Skizzen zu seiner Selbstbiographie niederzuschreiben, zu der er vielfältig und mit gewiß zehn verschiedenen Anfängen

ansetzte, ohne je damit zu einer fertigen und zusammenhängenden Darstellung zu gedeihen, weshalb, da auch die Fassung derselben nur für das Brouillon berechnet war, hier blos einzelne Bruchstücke daraus mitgetheilt werden konnten.

Der Knebeln eigenthümliche Mangel an Selbstvertrauen hinderte ihn überhaupt mehrfach an literarischen und eigenen Arbeiten, und ließ ihn das Meiste, was durch eine zweckmäßige und sorgsame Ausführung eine eigenthümliche Bedeutung hätte erlangen können, nur zu eigener Laune und zur Ausfüllung einer müßigen Stunde auf das Papier werfen. In einem Gefühl solcher ihn selbst hemmenden Organisation seines Charakters schrieb Knebel einmal folgende Stelle in sein Tagebuch:

„Mein Leben ist bloßes Stückwerk, aus mannigfaltigen und verschiedenen Theilen zusammengesetzt. Zum eigentlichen Schriftsteller bin ich nicht geboren. Der gegenwärtige Augenblick macht zu viel Eindruck auf mich, und zu viele zerstreute Gedanken hängen sich diesem an. Dazu kommt noch die Laune, die Unzufriedenheit mit mir selbst. Der Augenblick scheint mir nicht wichtig genug, ich warte auf das Bessere — und darüber verfliegt Zeit und Gelegenheit. Und doch möchte ich gern etwas aus meinem Eigenen produziren. Aber was? wozu? Wem hilft es oder nützt es? — Ein Schriftsteller muß gleichsam von seiner eigenen Produktionskraft besessen sein. Er muß hervorbringen — zur Zeit oder Unzeit. Das Übrige wird sich nach seinen Einsichten und Kräften schon fügen. Aber zu strenge Sorgfalt und Überlegung vertrocknet ihm gleichsam die Tinte in der Feder.

Wer der Welt nicht mehr angehört, hat ihr auch nichts zu sagen. Und dann, wenn man überlegt, was schon Alles geschrieben ist, daß wir selbst nicht den zehnten Theil — vielleicht nicht den hundertsten — von dem kennen und gelesen haben, was Schönes und Vortreffliches in der Welt existirt — und wie wenig solches bisher gefruchtet — so scheint uns unsre Bemühung auch noch etwas zu sagen, beinahe überflüssig. Nur

blos wissenschaftliche Untersuchungen scheinen von einigem Nutzen zu sein. Denn was die Werke der Einbildungskraft betrifft, so ist darin Kenntniß und Geschmack so verschieden, daß bei den meisten der Vortheil, den sie daraus ziehen, sehr zweideutig scheinen möchte." —

Dagegen ist ein anderes Blatt bemerkenswerth, das Knebel nur wenige Wochen vor seinem Tode aufgezeichnet:

Widersprüche.

Am Karlstage, den 24. Januar 1834.

„Ich bin eigentlich zu einem Poeten geboren. Die Widersprüche Anderer gegen einen Gedanken oder Begriff, den ich mir selbst festgesetzt hatte, reizen mich gewaltig, und ersticken in mir alle Vorstellungskraft. Vorzüglich wenn sie mit einiger Heftigkeit vorgetragen werden. Dieses reizte auch Goethen so oft zu einer harten Behandlung gegen seine Gegner." — —

Von Knebel's philosophischen und religiösen Ansichten und Überzeugungen, die sich großentheils auf die Weltansicht des Lucrez zurückführen, ist schon oben im Vorbeigehn andeutungsweise die Rede gewesen. Seinem Grundcharakter nach war Knebel so sehr Materialist, daß er sich oft stark dazu neigte, auch das Denken im Menschen nur als eine besondere Beschaffenheit und Eigenschaft der Materie anzusehen, zu der sie sich bei der höchsten Verfeinerung ihrer Organisation erhebe, obwohl er auch zu andern Zeiten wieder Anwandelungen des Gemüths hatte, die sich gegen jene Richtungen in ihm sträubten. Strengen rationalistischen Anschauungen und Zersetzungen stellte sich bei ihm oft auf der andern Seite eine gewisse Natursentimentalität entgegen, wie denn Knebel zugleich ein schwärmerischer Wanderer über Berg und Thal und durch die grüne Waldeinsamkeit war, und einen gemüthlichen, man könnte sagen, persönlichen Umgang mit der Natur führte. Die Berge, von denen das reizend gelegene Jena in einem romantischen Panorama umgeben ist gewähren beim Sonnen-Auf- oder Unter-

gang, vornehmlich aber bei der Mondbeleuchtung, einen ganz eigenthümlichen Anblick; sie färben sich mit einem Schimmer, und nehmen eine Gluth an, die durch Malerfarben unmöglich herzustellen sein würde, und sich besonders von Knebel's Zimmer aus in ihrer vollen Wirkung beobachten ließ. Dann durfte bis spät in die Nacht hinein kein Licht angezündet werden, und Knebel saß mit seinen Freunden zu einem traulichen Kreise vereint in dem vom Wiederschein der herüberleuchtenden Gluth durchstrahlten Zimmer. In das Anschaun dieser in Gold und Purpur getäuchten Bergspitzen verloren, pflegte er alsdann wohl auszurufen: „das kommt aus der Ewigkeit!" So konnte ihn auf der einen Seite die populairste Gefühlsvorstellung beschleichen, während er dann wieder auf der andern, nach der Richtung seines Verstandes hin, mit scharf geltendgemachten Zweifeln an der Unsterblichkeit der Seele sich trug, dem Gedanken an eine naturalistische Auflösung des menschlichen Daseins in die Elemente sich hingab, und die Erkennbarkeit Gottes in Frage stellte. Hierin bewies er sich jedoch nur als der Sohn seines Jahrhunderts, und man muß die Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit an ihm hochschätzen, mit der er in seinen philosophischen Skizzen und Aufsätzen*), die er sich meistentheils als Resultat täglicher Betrachtungen in seine Tagebücher einzeichnete, über diese Dinge klar zu werden strebte und sich selbst nie zu genügen vermochte. Bemerkenswerth sind aber vor Allem seine Ansichten über das Christenthum, an dem er mit großer Schärfe die Seite, die nur auf ein Jenseitiges hinweist, als eine negative und überlebte sich hervorhob, ohne jedoch in wahrhaft philosophischer Speculation den rechten Vermittelungspunkt zur Ausgleichung und Bewältigung dieser Widersprüche finden zu können. Denn sein Philosophiren geschah überhaupt meistentheils auf dem Wege des Raisonnements, zu dem er sich nach momentanen Stimmungen und Anlässen getrieben fühlte, und daher das

*) Sie erscheinen im dritten Bande dieses Nachlasses.

Gefühl der Ungenügsamkeit und Resultatlosigkeit, das ihn beständig beunruhigte, und worüber er selbst an einer Stelle seines Tagebuchs vom Jahre 1812 folgendes Bekenntniß abgelegt hat:

— „Früh schon reizte mich der Gedanke, alles mein Dichten und Trachten darauf anzuwenden, die Natur des Menschen und seinen eigentlichen Standpunkt in dieser Welt auszuforschen. Ich las gerne und viel philosophische und moralische Schriften aller Art, aber kein Schriftsteller wollte mich gänzlich befriedigen. Was der eine sagte und mit Gründen behauptete, dem widersprach gar oft der andere, und seine Gründe schienen mir auch etwas für sich zu haben. Gar viele konnten sich von Vorurtheilen nicht los machen, und die Weisesten schienen mir aus Furcht Manches zu verschweigen und zurückzuhalten.

Ich selbst, als mich öfteres Betrachten näher zur Sache hinzuleiten schien, fing an, mich vor den Resultaten zu scheuen, die meine Betrachtungen für die Meisten haben könnten. Deshalb schrieb ich nur einzeln, und ohne Absicht sie jemals öffentlich zu machen, die Bemerkungen auf, auf die mich meine Gedanken hintrieben. Das Meiste ließ ich unvollendet, und Vieles hab' ich schon davon verbrannt — auch ist wohl Mehreres noch zu vernichten.

Das Traurigste meiner Erfahrung ist, daß ich nun fühle, daß die Menschheit überhaupt nie zu einem ganz richtigen Gesichtspunkt ihres Daseins kommen kann, noch kommen darf.

So schwankt es immer hin und her, von Meinungen zu Meinungen, von Irrthümern zu Wahrheiten, von Einbildungen und Träumen zu einer gegründeteren Lehre.

Unser Wissen besteht immer im Einzelnen, der Weiseste hat seine dunkeln Flecken, und ist sogar genöthigt, sich über das Leben zu täuschen." — —

In Knebels persönlichem Charakter, der im Ganzen einen liebenswürdigen und Jedermann gewinnenden Grundzug hatte,

lagen die mildesten und die härtesten Elemente dicht nebeneinander in einer eigenthümlichen Mischung. Von vorherrschend cholerischem Temperament, erschien er oft im eigentlichsten Sinne wie der gutherzige Polterer, und doch war wieder Alles von ihm zu erlangen, wenn der Moment, der seinen Zorn erregt hatte, vorübergegangen war. Denn von Natur war Knebel äußerst gutmüthig, so daß er Alles wegschenkte, was er nur besaß und was dem Andern gerade fehlte. Wer ihn besuchte und etwas sehr lobte, das er bei ihm sah, mußte es gleich mit sich nehmen, wo es denn nicht fehlen konnte, daß diese Gutmüthigkeit auch vielfältig gemißbraucht wurde. Zuweilen gab sie aber auch zu komischen Auftritten Anlaß.

Einmal besuchte Knebeln im Winter ein Fremder im Frack. Knebel war der Meinung, der Fremde sei überhaupt im Frack gereist, und lief ihm daher, als derselbe weggehen wollte, geschwind nach, ihm einen Rock aufnöthigend, weil er bei der kalten Witterung so nicht reisen könne und dürfe. So viel dieser nun auch versicherte, er habe seinen Mantel im Gasthofe zur Sonne zurückgelassen, es half ihm Alles nichts, er mußte den Rock mitnehmen, den er nachher heimlich, ohne daß es Knebel wissen durfte, in das Haus zurücksandte.

Dieser Freundseligkeit, die ihm eigen, traten dann zu Zeiten wieder Züge entgegengesetzter Art, besonders aber eine unbändige Heftigkeit, zu der er sich hinreißen lassen konnte, in den Weg. Wieland bemerkte einmal an der Abendtafel bei der Herzogin Amalia, daß Knebel einen hervorstechenden Zug zur Grausamkeit habe. Knebel schrieb dieß in sein Tagebuch und setzte dazu: „es ist nicht ganz unwahr, weil eine gewisse Strenge und Anspannung in meinen Ideen vorhanden, welche durch harte Erziehung und durch die Allmacht entgegenwirkender Vorurtheile und Thorheiten zum Theil abgestumpft, zum Theil widrig und ekelnd geworden sind. Ein sanfter und feiner weiblicher Umgang — denn der männliche ist so selten und thut noch seltener diese Wirkung — ist mir deshalb beinahe

nothwendig. Jener Zug erbt sich übrigens von meinem Vater, der mich oft erschreckt und eingeschüchtert hat." — —

Knebel war sehr unruhig, und konnte besonders in früheren Jahren kaum fünf Minuten hintereinander still sitzen, oder sich auf einem und demselben Punkt verhalten, eine Unstätheit, die sich auch geistig in dem mannigfachen Ausgreifen seiner Bestrebungen nach vielen Einzelnheiten hin kund that. Die natürliche Lebhaftigkeit seines Geistes hatte daran einen großen Antheil. Sie ließ ihn oft possirlich erscheinen, indem er die Gewohnheit hatte, mit allen leblosen Dingen, die ihm vor Augen traten, zu sprechen und in eine persönliche Unterhaltung sich einzulassen. Wenn er sich z. B. einheizte, was er immer selber verrichtete, so hielt er zuvörderst förmliche Anreden an die Stückchen Holz, ehe er sie den Flammen übergab, erzählte ihnen, was ihm den Tag über gerade in Gedanken lag, machte sie zu Vertrauten seiner Leiden und Freuden, und spedirte sie dann in den Ofen. Diese Aufgewecktheit erhielt sich ihm bis in sein späteres Alter; nur in den letzteren Jahren hatte die Schärfe seines Bewußtseins abzunehmen begonnen. Besonders war es sein Gedächtniß, das ihm in den letzten zehn Jahren untreu wurde, so daß er oft durchaus nicht auf Dinge gebracht werden konnte, die ihm den Tag zuvor begegnet waren. Seltsam war es jedoch, daß von zehn Uhr Abends an jedesmal eine Erhöhung seines ganzen Wesens einzutreten pflegte. Alsdann sprach er zusammenhängender, lebhafter, Bilder und Ausdrücke flossen ihm in Fülle zu, und seine den Tag über stumpf geschienenen Geisteskräfte hatten ihren vollen Ton wiedererlangt. Bis um zwei Uhr blieb er in der Regel, zu jeder Zeit seines Lebens, auf. Auch ohne nach der Uhr zu sehen, legte er sich jedesmal regelmäßig um diese Stunde nieder. Sein Lager war einfach und soldatisch, und er versicherte, nie in seinem Leben einen unangenehmen Traum gehabt zu haben.

Knebel liebte es, reichlich zu leben; guter Wein wenigstens mußte immer im Hause sein, ohne den er nicht wohl

existiren mochte. Gleichwohl verstand er nie selbst für sich zu sorgen oder zu berechnen, wenn ihm etwas fehlte oder er nicht ausreichte, da er keinen Begriff von ökonomischen und finanziellen Verhältnissen hatte, und für seine häusliche Einrichtung ebenso unpraktisch war, als für die Geschäfte des Staatsdienstes, denen er sich bei einer so vorwaltenden Subjectivität niemals hatte unterordnen können. Mit seinen Umgebungen und seinen Leuten pflegte er in einem muntern, zuweilen selbst spaßhaften Tone umzugehn, theils ihre Zuneigung zu erwerben, theils sie williger zu ihren Verrichtungen zu machen. Im geselligen Umgang sah man ihn überhaupt meistentheils heiter, aufgeräumt, gesprächig und liebenswürdig. Nur war es ein eigenthümlicher Zug an ihm, daß er die von Natur Unglücklichen gern von sich entfernt hielt.

Knebel nahm bis in seine spätesten Lebensjahre hinein regen Antheil an der Zeit, besonders in politischer Hinsicht, und achtete mit Aufmerksamkeit auf alle Zeichen und Erscheinungen am Horizont des Tages. Er war liberal in Meinung und Denkungsart, jedoch gemäßigt und nie an ein Extrem der Ansichten sich hingebend. Den Fürsten, mit denen er in Berührung kam, hat er oft sehr freimüthige und kecke Äußerungen gethan, was um so ehrenwerther war, da Knebel in seiner äußern Stellung sich niemals unabhängig befunden.

Knebel starb im eigentlichsten und schönsten Sinne des Wortes am Leben. Er hatte eine lange und glückliche Existenz, der Zeit gegeben worden war, sich nach allen Seiten bis an die äußersten Gränzen auszudehnen, in einem regelmäßig waltenden Prozeß erschöpft, und das gewohnte Maaß menschlicher Jahre fast überstiegen. Er verschied am 23. Februar 1834, Vormittags, mit dem verhallenden Glockenschlage der zehnten Stunde, in seinem neunzigsten Lebensjahre. Sein Geist blieb während seiner ganzen Krankheit heiter und kräftig; öfter sprach er zu seinen ihn besuchenden Freunden von der Beruhigung, die ein reines, sittliches Verhalten im Leben und Tod gewähre;

auf eine gute natürliche Moral komme Alles an, nur müsse man sich hüten, daß kein schwarzer Strich ins Leben komme. Einer Freundin, die ihn fragte, ob er viele Schmerzen zu dulden habe, erwiederte er: „Ei nun, die Natur ist weise überall, sie weiß, was sie thut; es kommt auf den Amboß an, auf den die Schläge fallen, und ich kann schon etwas aushalten."

In den letzten Tagen phantasirte und delirirte er häufig, aber seine Phantasieen waren meistentheils heiter. Zu andern Stunden erschien sein Bewußtsein wieder sehr geschärft, und mit seinem vertrauten Arzte, dem Geheimen Hofrath Stark, unterhielt er sich öfter mit voller Klarheit und Lebhaftigkeit des Geistes über die wichtigsten religiösen Gegenstände. Unter Anderm behauptete er einmal, schon die Alten hätten mitunter sehr helle und erhabene Ansichten von der Gottheit gehabt, und citirte zum Beleg eine Stelle des Luzian: Jupiter est quodcunque vides, quocunque moveris. Sodann äußerte er: die Kraft, die in uns denke, schaffe und wolle, könne unmöglich mit dem Körper untergehn, sie werde sicher im großen Haushalt der Natur irgendwo wieder verwendet und zu höherer Reife ausgebildet werden; wo, wie, in welcher Form? — das sei nicht zu ergrübeln, genug daß man fest hoffen dürfe, es werde die Seele fortdauern. Und diese Äußerungen Knebel's sind um so merkwürdiger, je mehr sie, im Angesicht der Endkatastrophe seines Lebens, von der Skepsis seiner früheren Jahre über diese Gegenstände abwichen und einem positiveren Gehalt der Ansicht sich zuwandten.

Nicht minder behielt er bis zu seinem letzten Augenblick den Sinn für die Verhältnisse des wirklichen Lebens rege. Auf Anlaß hervortretender Unbeholfenheit seines neuen, vom Lande herbeigenommenen Bedienten sprach er lange und lebhaft, wie unrecht es sei, wenn Landgeistliche sich nicht eifrigst um die praktische Bildung der Jugend bekümmerten, wodurch sie weit mehr als durch bloße dogmatische Vorträge und ascetische Vorschriften nützen könnten. — —

Knebel's Leichenbegängniß war eine erhebende Trauerfeier für die ganze Stadt. Nichts war einnehmender und rührender, als das Bild des friedlich entschlummerten Greises im Tode zu sehn. Die eigenthümliche plastische Schönheit seines Kopfes, der eine ächt antike Bildung zeigte, erschien durch den Ernst und die Ruhe des Todes zu einem ungemein ansprechenden und würdevollen Ausdruck verklärt. Das schneeweiße Gesicht, dessen kräftige und klare Züge immer die biederherzigste und treueste Gesinnung verrathen hatten, schien wie aus cararischem Marmor gebildet. — —

K. L. von Knebel's

Gedichte.

I.

Hymnen.

1

Hymnus an die Sonne.

Hymnenvoll ist die Seele, sie soll sich in Hymnen ergießen!

Wie er dem Schooße des Meers entsteigt der gewaltige Titan,
Sein viellockiges Haupt mit neuen Strahlen umwunden!
Erde schweiget, es schweiget das Meer, es schweigen die Lüfte,
Und ein heilig Gefühl durchdringt die Pole des Weltalls.
Lebenerwecker, komm! o komm, du freundlicher Tongott,
Sing dein unsterbliches Lied an der blauen Schale des Himmels!
Dein erwartet Natur! Es schliefen alle die Saiten,
Alle die Töne verstummten, die du nun wiederum aufweckst.
Wie erwachet die frohe Musik! wie tönt sie begeisternd
Über Länder und Meer und Städt' und duftige Seeen,
Schattige Berge! Dein Strahl, er zieht von der Stirne des Felsen
Lieblich den Schleier herab, und übergießt ihn mit Purpur.

Um mich erwacht der Gesang des regen Waldes. Der Reiher
Schwinget den schweren Flug und schlägt dir entgegen den Fittig;
Vom Rohrdommel erschallt aus düsteren Teichen dein Loblied,
Und aus grünender Saat aufschwirrend singt es die Lerche.
Brüllend verläßt den Anger der Hirsch und suchet den Hain auf,
Und aus lachendem Thal, wo alle die Freuden sich sammeln,
Dringt der beseelte Ton von tausend Stimmen zu dir auf.

Aber was ist dein herrlicher Strahl dem begeisterten Menschen!
Allbelebendes Licht und allerquickende Wärme,
Ohne dich wäre die Welt ein dumpfes finsteres Chaos,
Ginge den grausen Gang in ungeregelten Pulsen!
Alles erhält Bewegung durch dich, und Leben und Bildung,
Und den schimmernden Reiz von tausend Farbegestalten.

Zeitenmesser, du, Ordner der irdischen, himmlischen Dinge,
(Der in gewandten Kreisen das Jahr am Himmel herumführt,
Und durch geringe Beugung der Zeiten Wechsel vollendet)
Treibst den Favonius an, am frühen Morgen des Jahres,
Daß er die Erd' entschließt, und mit ihr wartende Keime.
Willig befolgt er sein Amt, und lockt mit wärmendem Hauche
Glänzende Saaten hervor, und brütet schwellende Knospen.
Mit ihm zugleich erwacht das Reich der Schönheit und Liebe;
Ihren goldenen Stuhl umtanzen die fröhlichen Stunden.

Feuriger dringst du den Äther hinan, und schaffest den Sommer.
Kaum verbergen uns noch die verbreiteten Schatten des Ulmbaums
Vor dem brennenden Strahl. Er reifet die goldenen Ähren,
Kochet süßer die Frucht der balsamduftenden Staude.

Langsam schreitet und träg der schwerbelastete Herbst nach;
Schüttet sein Füllhorn aus; es laben sich Menschen und Thiere.
Fröhlicher lacht auf Hügeln, bekränzt vom luftigen Weinstock,
Bacchus liebliche Frucht. Sie weckt zu Gesängen und Reihen,
Unter dem Tanz erschallet der Ruf dem Gotte des Weinbaus.

Selber den Winter besuchest du noch, und leihest ihm Leben:
Wann der glänzende Tag von Bergen und Höhen daherstrahlt,
Überall die Natur mit dem Leichentuche bedecket
Ausruht unterm Gewand, und neues Leben bereitet.

Sonne! dein hoher Strahl herrscht ewig über dem Weltall,
Und du rufest Geschlechter hervor, und siehst sie vergehen;
Fern von der Eos äußerstem Rand bis an die Gestade,
Wo du die feurige Gluth in Abendmeeren versenkest;
Dort von der Wüste brennendem Sand bis hin zu dem Himmel,
Der mit starrendem Eis die traurigen Fluren umfesselt,
Giebst du Allem Gedeihen und Wuchs und schmeichelndes Wohlsein,
Und es beten die Völker dich an, und jauchzen dir Wonne.

Ewiger Quell des Lichts! du nie versiegbarer! Mich auch
Hat dein Funken erweckt zu flüchtiger Dauer des Lebens,
Und du hast es beseelt mit mannigfaltigen Freuden:
Aber es wird vergehn, und du bleibst. Wechselnde Zeiten

Hauchen über das Rund, auf dem mein Wesen entstanden,
Wiederum neue Geburt, und neues Vergehen der Dinge.
Freue dich deines herrlichen Lichts, o goldene Sonne!
Tritt aus Wolken hervor, und verbirg dich wieder in Wolken;
Alles irdische Wesen ist Spiel. Doch, wenn du erwärmend
Künftig den leisen Strahl durch stille Zypressen herabsenkst,
Streu' auf den Hügel ihn aus, der meine Asche bedecket,
Und erwecke Gefühle, die schönsten Blüthen der Menschheit.

Hymnus an Selene.

Dich auch will ich begrüßen im feiernden Tone des Liedes,
Holde Gespielin der Nacht, Vertraute schweigender Stunden,
Führerin jenes Chors, das nächtlich leuchtet am Himmel,
Glänzender Spiegel des Tages, du helle Knospe der Erde!

Zwar die Veränderlichste von allen bist du; denn immer
Wechselt die hohe Gestalt, und zeigt und bildet sich anders:
Aber du bist die Schönste, der Himmelstöchter die schönste.

Hat sich der müde Tag nun unter Rosen begraben,
Und die Fackel des Lichtes der unteren Erde gesendet,
Steigst du empor an der Bühne des Himmels, ein glänzender Lichtball,
Und umwebest mit Gold die breiten Säume des Äthers.

Immer herrlicher wächst der glänzende Strahl, bis er endlich
Über des Waldgebirgs erhabenen Gipfeln hervorbricht,
Und ins dämmernde Thal die lichten Fluthen ergießet.
Wundergestalten verbreiten sich hier, in der Näh', in der Ferne;
Strecken in Riesenschatten sich aus, umschweben des Waldsees
Schimmerzerflossenen Duft, und leuchten und sprühen in Funken
Von dem gießenden Bach, und lauschen im düstern Gesträuche.

Welch ein magischer Glanz erfüllt und begeistert die Gegend!
Kommst du selber herab von deinem Himmel, o Göttin?
Unter der Fichten hohem Gewölb' erblick' ich mit Schauder
Schon dein Drachengespann. Wie funkeln die quellenden Augen,
Und der schuppige Leib! Wie leuchtet der goldene Wagen!
Selige Göttin, komm! in deinen Armen ist Friede,
Und der bezaubernde Wahn, und Vergessenheit irdischer Dinge.

Einsam hast du nunmehr den Thron des Himmels bestiegen,
Herrschend über die Welt. In unverrückter Heitre
Sitzest du da, und sendest herab die thauigen Strahlen,
Oder versammelst um dich den Hof lichtglänzender Wolken.
Feierlich nahen sie sich in weitumkreisenden Haufen,
Huldigend still, o Königin, dir! Oft schickst du den Westwind
Unter sie, und er verjagt ihr dünnzerfließend Gewebe,
Führt sie in buntem Glanz an deinem Lichte vorüber.
Dann auch scheinest du selbst ein leichteres Spiel zu beginnen,
Schlüpfest unter sie hin, und erscheinst und verbirgest dich wieder.

Wer kann alle sie singen, die Freuden, die du gewährest?
Zahllos sind die Geschenke der Ewigen: sie zu verehren
Ist der Sterblichen Pflicht, zu preisen in ewigen Hymnen.

Groß ist über die Welt die Macht des herrlichen Titans,
Und er rufet die Wesen hervor, und belebet sie alle:
Aber den Zepter der Nacht verlieh er der Schwester, damit sie
Milder dieselbe beherrsche. Wer würde die Einsame loben,
Wer ihr finsteres Reich und die dunkeln verlassenen Schatten,
Wann nicht sie sie erfreute mit Licht, sie durch Wechsel ergötzte?
Immer gehorchend folgt sie daher dem Winke des Bruders,
Leihet von ihm den schimmernden Glanz; doch hat sie den Einfluß
In sein mächtiges Reich durch sanftere Wechsel erhalten;
Ändert der Winde bewegliches Chor, gebietet den Stürmen,
Und läßt heitere Luft und milde Regen hervorgehn.

Muse des denkenden Mannes, du, meine Freundin, wie oftmals
Hängt mein Blick noch an dir in mitternächtlichen Stunden!
Auf von den Schatten der Erde, den trüben verworrenen Schatten,
Ziehst du mich hin zu Gefilden des reinen ätherischen Himmels:

Leite mich oft zu dir in die lichtdurchwallleten Fluren!
Bist du auch, wie sie sagen, ein Land, mit Bergen und Thälern
Ausgeschmücket, und gleich der niedern bewohneten Erde:
Führe mich hin von dem Schutt der schon veraltenden Erde,
Künftig hinauf zu dir, in die neubelebeten Sitze:
Führe mich, wenn du sie hast, in die stillen Auen des Friedens!

Hymnus an die Erde.

Und schon neigete sich am westlichen Himmel die Sonne,
Warf den Schimmer von Gold auf die gegenstehenden Berge,
Lichtete auf den entferneten Hain, und setzte den Busch in
Flammen; Eichen und Buchen und zarterblassende Birken.
Duftende Hauche beleben die Wiesen; es rauschet der Bach hin
Unter silbernem Flor, und purpurn glühten die Felder:
Als an dem Hügel ich lag, entgegen der blühenden Landschaft.

Sei mir, Erde, gegrüßt, in jeder Veränderung lieblich!
(Also sang ich vom Hügel hinab dem lauschenden Thal zu)
Heiliges Land, ich umfasse dich knieend! dich, Mutter und Freundin,
Geberin alles des Guten, das je in das menschliche Herz kam!

Wie sie die Kinder zu tausenden nährt, und mächtigen Umschwungs
Um das glühende Meer der Sonne, die jährliche Laufbahn
Sicher vollendend, sie ruft zum glänzenden Lichte des Tages!

Siehe, wie freuen sich nun die Schaaren lebendiger Wesen
Alle; die aus dem Grund aufsteigen der salzigen Meerfluth,
Oder in Flüssen schwärmen, die Luft mit dem Fittich durchstreichen,
Oder im stillen Hain mit Liedern den Morgen begrüßen.
Aber das breite Land erfüllst du mit mancherlei Wesen
Anderer Art; die schreitenden Tritts durch die Fluren einherziehn,
Weide suchend, und bald die düsteren Haine durchschweifen,
Oder in Klüften wohnen, auf Bergen, in Höhlen des Raubthiers.
Allen giebst du Gedeihen, ernährst und beseligest alle,

Bietest gefällig dar die reichlichen Gaben des Lebens,
Und es schwillt dir die Brust, mit Segen sie alle zu füllen.

Aber vor allen wandelt der Mensch auf geheiligter Erde
Still und gedankenvoll: dein Preis, allzierende Mutter!
Hast du vom Himmel herab den Samen zu diesem erhalten,
Oder bildetest du aus den inneren Kräften des Busens
Selbst ihn zur hohen Gestalt? Du vermähltest an selbigem Tage,
Als er entstand, den Himmel mit dir. Er faßte dich, Mutter,
Und sah auf mit strebendem Blick zum leuchtenden Vater:
Beide beglücktet ihr ihn; du gabst ihm die irdische Herrschaft,
Und er sandte von oben herab des Geistes Gewalt ihm.

Siehe, wie schmücken durch ihn sich Auen und Saaten und Felder!
Fröhlicher lacht auf den Hügeln der Weinstock; Blumen im Thale
Gaukeln durch ihn; mit lieblicher Frucht umhängt sich der Obstbaum,
Und die glänzende Flur umziehen die duftenden Stauden.

Höher doch steigen empor mit Glanz die gethürmeten Städte,
Sie, durch den menschlichen Witz. Er baute die goldenen Tempel;
Säulen streben empor und stützen die ewigen Lasten,
Ewiger Gottheit herrlichen Sitz. Es flammen Altäre,
Weihrauchwolken tragen zum Himmel die frohen Gelübde,
Frohe Gelübde des würdigen Sohns der Erd' und des Himmels.

Ja wie erhobst du, Erde, durch ihn dich zur göttlichen Ansicht!
Sieh, ein anderes Reich bläht auf von Erkenntniß und Wahrheit,
Ordnung und Recht. Was bindet die Kraft des menschlichen Geistes,
Über die Sphären hinaus sich zu schwingen in Wüsten des Äthers,
Dort die himmlischen Bahnen zu ordnen, und hier auf der Erde
Ebenmaaß und Gesetz in Sitten und Handlung zu bringen?
Was krönt herrlicher dich als des Menschen Tugend und Weisheit,
Als der Freundschaft heiliges Band, als zärtliche Liebe,
Großmuth edler Seelen, gekränkter Empfindungen Nachsicht,
Unzuerschütternder Muth, und die nimmer verlöschende Treue? —

Laß an dem rauschenden Rand der Meeresgestade mich hingehn,
Und vernehmen zu hohem Gesang den mächtigen Aufruf!
Wellen schlagen dein Lob; dir brausen die finsteren Tiefen

Würdiges Lied; es wälzen sich fort vom fernesten Aufgang
Bis zu dem Niedergang, von des Nordpols eisiger Scheitel
Bis zum entgegenstrebenden Pol, aufbrüllende Wogen
Mächtiger Oceane, die doch nicht füllen den Schooß dir.

Große, Lebendige, du! Du hauchst aus dir selber die Dünst' auf,
Dir zum Gewand, und kleidest dich an mit purpurnem Prachtschmuck.
Oft auch hüllst du dich ein in düstere Wolken, und Schrecken
Fahren aus ihnen; du selbst erbebst unter feurigem Blitzschlag:
Hauchst sie dann wieder hinweg, und fröhlicher lacht dir der Himmel.

Aber der Boden wankt, des tieferschütterten Erdbaus
Säulen zittern, es stürzen der Mauern erhabene Zinnen;
Schlünde des Abgrunds reißen sich auf, es brechen aus ihnen
Wilde Flammen hervor; der Gipfel des tobenden Bergs dampft,
Stößt die Flammen von sich; ein prasselnd fressender Gluthstrom
Wälzt sich aus feurigem Schlund, und furchtbar rollen die Donner:
Zagend stehet der Mensch, und Kummer erdrücket das Herz ihm;
Und das Meer speit Flammen zurück, und der Ozean glüht auf:
Also regt sich und ras't im gewaltigen Zorne die Brust dir.

Führe mich weg von hier, von diesem verzehrenden Anblick,
Wo die Natur mit sich selbst in wildem empörendem Kampf liegt;
Führe mich weit, allgütige Mutter, zu jenen beglückten
Friedlichen Auen, wo thront der ewige Frühling, wo linder
Säuseln die Lüfte vom thauigen Hügel, wo Himmel und Erde
Sich in süßem Verein mit duftenden Armen umschließen.
Dort an der stillanplätschernden Fluth des schimmernden Meeres
Will ich wandeln und weilen; dein Lob, o Göttliche, singend:
Bald von dem überhangenden Fels am schroffen Gestade,
Unter dem hohen Akkord der mitaufbrausenden Wogen;
Bald an den Hügel geneigt, in leiseren Tönen, von Palmen
Eingewieget, gelabt vom duftigen Marke des Pisangs,
Unter dem frohen Gewirr fantastischer bunter Gestalten;
Hier des Lebens Genuß in süßen Entzückungen einziehn.

Ist mir doch nicht vergönnt, so licht noch die Tage zu spinnen,
Weil ein träges Alter bereits mir die Glieder beschleichet;

Seid auch ihr mir gegrüßt, ihr vaterländischen Lauben,
Dämmernder Hain, du, trotzender Wald! In eueren Schatten
Will ich ruhen, und will dir, liebende Mutter, zuletzt noch
Willig bezahlen den Dank, den von deinen Kindern du forderst.
Mag ein geringer Hügel mir dann die Gebeine bedecken,
Immer noch sproßt ein Blümchen hervor, den Freunden gefällig:
Aber vor allen für dich, geliebte Schwester! die freundlich
Immer mein Leben geschützt, es mit süßer Sorge getragen,
Und den trüberen Stunden die lieblichsten Blumen gereicht hat.

Hymnus an den Geist der Natur.

Fragment.

.... Höre mich, Geist des Guten, und wende zum Guten das Schicksal!
Nur aus dem Herzen kommt was Glück uns bringet und gut ist.
Gieb, daß ich ohne Verblendung und Wahn, nicht frevelnd noch thöricht,
Messe der Dinge Werth nach richtigem Maaß und Verhältniß.
Laß mich verstehen dein Wort, und öffne das Herz und den Sinn mir,
Daß, vor eitlem Schall, ich vernehme die Stimme der Wahrheit.
Wann in dem ernsten Hain ich in früher Dämmerung walle,
Sende den goldenen Strahl, der herzerquickend mich anlockt:
Führst du mich dann zurück in die enge Wohnung, so laß noch
Still durchschimmern den Tag, was du mir am Morgen verliehen.
Winde bewegen die Zweige, mit düsterem Rauschen sie beugend;
Aber der Stamm steht fest zu immer erneuetem Leben.
Oft hat ins Bittere selbst, ja selbst in die Stürme des Schicksals
Eingehüllt die Natur Erquickung und Heilung des Lebens.
Nur aus Nacht erhebt sich der Tag, aus Dunkel die Helle,
Und das Lieblichste strahlt aus einem Kranze von Dornen.
Zügle die Leidenschaft durch höheres Maaß von mir selber,
Daß ich mich ihnen nicht gleich, noch unter die Dinge mich setze.
Oft entbrennt im Gemüthe, was an sich edel und gut ist,
Aber zu mächtig gereizt, durch Zauber oder durch Abscheu,
Bricht es die Schranken hindurch, und macht sich zum Bilde des Schreckens.

Weiserer Sinn gebeut, sich selber vor allem zu ordnen;
Höher die Dinge nicht, als eigene Schicklichkeit achten.
Laß den lebendigen Hauch, der sich oft entzündet im Herzen,
Mich zu höherer Kraft, zum Gefühle des Schönen, erwecken.
Heile mich von dem Wahn, ein irrendes Leben zu suchen
Im Geräusche der Welt, in mannigfachem Geschäfte,
Wo die Seele sich leicht verwirrt in Dünkel und Ehrgeiz;
Oder, umhergetrieben, sich selbst verlieret und schwach wird.
Lenkerin meines Thuns sei du, o weise Natur, selbst!
Laß mich in jedem Menschen dein heiliges Wesen verehren,
Und um geringe Flecken nicht Freund' noch Fremde verachten.
Rechten kann nicht der Mensch mit dem Menschen in seinem Gemüthe;
Was der heute beging, begeht wohl morgen er selber,
Oder er hat es begangen: Geduld gebührt mir und Sanftmuth.
So wie die Bäum' im Wald', und so wie die Blumen auf Wiesen
Neben einander stehn, emporgeschossen in Freude,
Sich mittheilend die Blüthen, die süßen Gerüche des Lebens,
Also stehen die Menschen, der süßen Nähe sich freuend.
Aber wie wilde Fluthen, vom heftigen Sturme getrieben,
Über einander stürzen: die Woge verschlinget die Woge,
Die sich am Felsen verspritzt, hinschäumt zuweilen an's Ufer,
Also rasen die Menschen, und treiben sich einer den andern.
Reißt die Woge mich hin, und soll mich verschlingen der Fluthschwall,
Wecke den Geist in mir, der aufrecht stehe dem Leben,
Und dem tobenden Sturm die ruhige Heitre gebiete.

Heil'ge Natur! was dir ansteht, ist heilsam und recht mir.
Laß das Gute mich stets auf deinen Wegen nur finden:
Aus dir ist alles, und in dir, zu dir kehrt alles zurücke.

Hymnus zum Schlusse der Jahreszeiten,

von Thomson.

So sind nun diese, wie sie wechselnd folgen,
Nichts anders als der vielgestalte Gott.
Des Jahres reger Kreis ist voll von Dir,
Allmächt'ger Vater! — Fort im holden Lenz
Gehst Du, mit Huld und Anmuth ausgeschmückt:
Weit prangt die Flur, balsamisch haucht die Luft;
Es wiederhallt in Bergen, lacht im Hain,
Und Freud' und Lust ertönet überall.

Der Sommer kommt heran, umstrahlt von Licht
Und Deiner Glorie. Die Sonne strömt
Vollendung auf das hochgeschwoll'ne Jahr.
Laut spricht oft Deine Stimm' im furchtbar'n Donner,
Spricht säuselnd lieblich oft in hohlen Winden,
Am Bach, im düstern Hain: am frühen Morgen,
Am Mittag, oder wann die Sonne sinkt.

Voll ausgeschüttet ist im Herbst Dein Segen;
Du breitest aus ein Fest für alle Wesen.

Wie schauervoll erscheinst im Winter Du!
Auf Stürme Sturm und Wetter; rund um Dich
Ein Wolkenmeer, ein majestätisch Dunkel!
Du fährst einher auf Wirbelwindes Flügeln;
Die Erde beugt sich ehrfurchtsvoll vor Dir,
Und die Natur erbebt vor Deinem Hauch. —

Geheimnißvolles Rund! welch' tiefer Sinn,
Und welche Götterkraft erscheint in Dir!

Einfach in Folge, doch so weis' gemischt,
So anmuthsvoll, so lieblich durchgewebt;
Schönheit und Ueberfluß im Kunstverein,
In schönster Harmonie durchs ganze All;
Wo Schatten sich in Schatten sanft verliert,
In unmerkbarer Folge stets entzückt.

Jedoch der Mensch, der Unaufmerksame,
Geht hin im rohen Sinn, und achtet nicht
Die starke Hand, die diese Sphären rollt:
Die in den Tiefen wirkt, durch Dünste dann
Den schwelgerischen Schatz des Frühlings treibt,
Den Flammentag herab vom Himmel schießt,
Die Wesen alle nährt, die Stürme schleudert,
Und durch den holden Wechsel Leben schaffend,
Der Erdgebornen Aller Herz erfreut. —

Natur, merk' auf! Vereine, was nur lebt,
Im weiten Tempel dieses Himmelsraums
Tief zur Anbetung! Feuriger Gesang
Erheb' sich allgemein von jeder Zunge!
Ihr lauten Winde, athmet sanfter Ihm,
Durch dessen Geist ihr frische Kühle haucht!
O, sprecht von Ihm in einsam dunkeln Schatten,
Wo über'm Fels die träge Fichte schwankt,
Den stillen Ort mit heil'gem Schauder füllt!

Und ihr, ihr Winde, die ihr donnernd ras't,
Weithin die Welt erschüttert, hebt empor
Den stürmischen Gesang; sprecht laut Ihn aus,
Ihn, dessen Macht euch solche Kräfte gab!

Stimmt an sein Lob, ihr Bäche! Weckt in mir,
Wann sinnend ich an euern Ufern walle,
Den hellen Lobgesang! Ihr tiefen Ströme,

Die ihr vom Felsen stürzt; du sanft're Fluth,
Die sich durch Wiesenthäler krümmt; und du,
Erhab'nes Meer, du weite Wasserwelt,
Voll Wunder, töne sein lautschallend Lob!
Es steigt und sinkt die Fluth, auf sein Gebot.

Ihr Kräuter, Blumen, Früchte, bringet Ihm
Den süßen Weihrauchdampf! Sein Odem haucht
In euch, und seine Hand schmückt eure Wangen!

Neigt euch, ihr Wälder! woget Ihm, ihr Saaten!
Und athmet euer stilles Lied ins Herz
Des Ernters, wann er heim bei'm Mondlicht geht!

Die ihr des Himmels blaues Rund bewacht,
Wann tief versenkt in Schlaf die Erde liegt,
Ihr Sterne, gießt den mildsten Strahl Ihm aus,
Beim Silberklang der hohen Engelsharfen!

Du, Quell des Lichts, erhabnes Bild des Schöpfers,
Der weitumher den Ocean des Lebens
Ausgießt von Welt zu Welten, schreibe Du
Mit jedem Strahl sein Lob den Himmelshöhen! —

Der Donner rollt; tief beuge sich die Welt!
Der feierliche Hymnus schallt von Wolk'
Zu Wolke. Blökt vom Hügel wieder auf,
Ihr Heerden! und du, moosbewachsner Fels,
Nimm auf den Laut! Ihr breiten niedern Thäler
Antwortet ihm: der große Schäfer herrscht,
Es naht heran sein leidenloses Reich!
Erwacht, ihr düstern Wälder; frohe Haine,
Bringt Ihm ein endeloses Lied! und wann
Der müde Tag sich nun zur Ruhe senkt,

Und euer zwitschernd Chor zum Schweigen bringt,
Dann fülle du, o süße Sängerin,
O Philomela, du, mit deinem Reiz
Die Schatten; lehre noch die Nacht sein Lob! —
Du aber, dem die ganze Schöpfung lacht,
Das Haupt, das Herz, die Zunge, von dem Allen,
Mensch! kröne du mit deinem Lobgesang
Den allgemeinen Hymnus! Sei es nun
Bei den Versammlungen in großen Städten,
Wann tiefer Orgelton die Stimm' erhebt,
Und im vereinten Chor das Herz entzündend,
Die heil'ge Flamme hoch zum Himmel trägt:
Sei's, daß du mehr im ländlichen Vergnügen
Die stillen Schatten suchst, den heil'gen Hain
Zum Tempel machst; laß stets des Hirten Flöte,
Das Lied der Hirtin, mit dem Hauch des Seraphs
Und mit des Dichters Leier, Ihn, den Gott,
Den hohen Gott der Jahreszeiten preisen! —

Mir aber, könnt' den holden Gegenstand
Ich je vergessen; wann der Lenz erblüht,
Und wann der Sonnenstrahl die Fluren bräunt,
Der Herbst begeisternd glänzt, der bleiche Winter
Vom Nordwind starrt, — dann soll auch mir die Zung'
Erstarren, soll der Pinsel meiner Hand
Entfallen: todt den Freuden, nie sich mehr
Der Lebenspuls in meinem Herzen regen!

Und sollt' des Schicksals Schluß mich hin verbannen,
Wo kaum der Erde noch ein Grün entsproßt,
In unbekannte wilde Gegenden;
Hin wo der erste Strahl der goldnen Sonne
Die Ind'schen Berge säumt, und wo sie dann
Im Abendmeere flammend sich vergräbt;
Was soll's mir gelten? Gott ist überall,
In leerer Wüste, wie in menschenreicher Stadt,
Wo nur sein Odem haucht, ist Freud' und Glück. —

Und wann zuletzt die feierliche Stunde
Herannaht, den geheimnißvollen Flug
Zu andrer Welt beschwingt, gehorch' ich kindlich.
Mit neuer Kraft die neue Wunderwelt
Besing' ich dann. Wohin ich immer wandre
Und wo ich bin, umfängt mich seine Liebe
Allgegenwärtig. Sie, die jene Welten
In ihren Kreisen hält; aus scheinbarm Uebel
Stets neues Gute bringt, und Bessers stets,
In unabsehbarm Fortschritt. — Doch mein Geist
Verlieret sich im Glanze seiner Größe,
Des Unaussprechlichen. Drum schweige, Lied!
Und sinne schweigend würdiger sein Lob! —

II.

Elegieën.

Die Stunden.

Stunden hat der Tag nicht allein; den Morgen, den Abend,
Und den heißen Mittag, und die verschwiegene Nacht:
Stunden hat auch das Jahr; das Leben selber hat Stunden,
Und mit der Stunde des Tags eilt es auf Flügeln davon.

Als Aurora, die goldne, von ewigen Flammen entzündet,
Sie, die Unsterbliche, sich ihrem Gemale verlobt,
Bat sie die Götter, auch ihm unsterbliches Leben zu schenken;
Und sie gewährten den Wunsch, ewiges Leben ward ihm;
Aber nicht ewiges Glück; denn dieß vergaß sie zu bitten.
Memnons Erzeuger, im Arm rosiger Liebe gepflegt,
Wird ein alternder Gott: Was nützt die Dauer der Jahre,
Ohne der Jahre Genuß? Ewig verzehrt er sich selbst.
Ähnlich ist unser Loos; der Zeit verheerende Sichel,
Was sie an Jahren läßt, mäht sie an Freuden uns ab.
Träume vergangener Zeit, wohin doch seid ihr entflohen?
Die ihr den dürren Sand mir oft mit Blumen bedeckt;
Oft, in Wolken gemalt, mit süßen Bildern mich täuschtet,
Wann ich, vergnügt mit dem Tag, froher den kommenden sah.
Ist es der Dinge wahre Gestalt, wenn nackt und entblättert
Nur ein trauriger Dorn unserem Auge sich zeigt?
Nichts kann ewig bestehn; auch dieß, was Leben wir nennen,
Ist ein wechselndes Rad immer erneuter Gestalt.
Unreif noch zur Geburt liegt tief im Schooße der Mutter
Eingeschlossen das Kind, fast einem Wurme noch gleich;
Drängt es sich dann hervor zum glänzenden Lichte des Tages,
Schmachtet und dämmert es auf unter Gewimmer und Schlaf.
Fröhlicher hüpft der Knab' und führt sein gaukelndes Leben,
Von dem Momente beglückt, von dem Momente betrübt:

Aber der rasche Jüngling vertauscht sein eigenes Dasein
Gegen fremdes Geschick, wenn ihn die Liebe bethört.
Ist nun das Alter des Mannes zur hohen Reife gestiegen,
Drücket des Geistes Spur tiefer den Dingen er ein;
Ehre täuscht ihn und Namen; ein immer wachsend Verlangen
Treibet ihn hin nach dem Ziel, welches er nimmer erreicht.
Nach und nach entblättert sich nun der Stamm, und die Zweige
Sinken; matt und entstellt endet der zitternde Greis.
Auch mir eilet die Stunde mit schnellerem Fittig vorüber;
Meinen Schläfen entsproßt Blüthe des Alters bereits.
Mit den Locken des Hauptes entfallen Freuden und Freunde;
Nur dem schattigen Baum eilet der Wanderer zu;
Geht an dem hohen Stamm der trockenen Fichte vorüber,
Die sich im goldenen Strahl wärmender Sonne noch letzt.
Sei mir indessen vergönnt, am steilen Hange des Felsen,
Fernhin horchend des Pans göttlichbezauberndem Lied,
Meine Seele zu weiden; wenn ringsum schweigen die Hügel,
Und mithorchend der Hain leise die Wipfel nur regt.
Auch sei mir es vergönnt, zu besuchen die lieblichen Gründe,
Wo der schellende Klang weidender Rinder mich lockt:
Dort am Falle des Stroms, der zwischen Blumen herabstürzt,
Schöpf' ich das Leben aus ihm, wie er sich lebend ergießt.
Immer verjüngt wie er, von der Abendsonne vergoldet,
Fließe mein Leben noch hin unter der Büsche Gesang.

Philomela in Tiefurt.

(1794.)

Hast du die Klagen gehört, die jüngst vom einsamen Aste
An den Ufern der Ilm Philomela tönte? Mir kamen
Einige Laute davon; vernimm von ihnen den Nachhall! —

Wie so blätterlos ist der Hain! Wie leer das Gesträuche!
Keine Stimm' ertönt, als nur der Raben und Elstern
Heis'res Geschrei. Es klettert und pfeift die diebische Meise

An den Orten, die sonst nur meine Lieder erfüllen.
Ach, wohin ist der Geist der Liebe geflohen? Wo ist er! —
Und wo soll ich ihn finden? Wer wird ihn wieder erwecken?
Wenn wir umher im Kreise der schattigen Ilmen und Pappeln
Saßen und uns erweckten zu zärtlichen Liedern: ein Ton sucht
Lockend den andern; es schlägt von der Brust antwortenden Sängers
Lauter die Liebe zurück aus Herz des Rufenden; wechselnd
Streitet im brünstigen Zwist der Gesang: es schallet vom Felsen,
Schallt aus dem Haine zurück: es hebt der hellere Bach sich
Liebeschwellend empor; von athmenden Blüthen und Zweigen
Haucht balsamischer Duft umher durch die Lüfte, und leise
Regt sich die schweigende Nacht mit thaubefeuchteten Schwingen.
Aber der Menschen holdes Geschlecht; wie seh' ich sie traurig
Jene Gefilde durchwandeln! — Wie fremd am Blick und von Ansehn!
Wohin kehrt sich ihr trüberes Aug'? Ach, hin zu den Scenen
Voll des Mordes und Bluts! — O ruft die Sinne zurücke!
Warum sie tauchen in Gräul und Elend der Menschen? Wer wird euch
Künftig erwecken die Brust zu sanftern, holdern Gefühlen?
Wird dann das beste Glück des Lebens, die Freiheit, so theuer
So mit Strömen des Bluts erkauft? Wer wird sie erkennen,
Wer die schmalere Grenze, wo Recht sich scheidet vom Unrecht?
Blicke des Argwohns begegnen dem Freund aus dem Auge des Freundes;
Jedes festere Band des Lebens knüpfet und löst sich
Nur durch Unwill' und Wuth. Ich sehe den stilleren Weisen
Einsam wandeln; sein Haupt deckt trüber Tiefsinn; es hänget
Zitternd über demselben das Schwert der Entscheidung; ihm tönen
Nicht mehr die Lieder ins Ohr der zarten Liebe, der Freundschaft,
Der erweckten Natur, des süßen traulichen Umgangs.
Und das blühende Mädchen! Ihr Hauch belebte die Wüste,
Wenn die Wüste beleben sich könnte. Von ihrem Gesange
Übersteigen die Strahlen die meinigen. Wäre zur Blume
Sie des Haines geschaffen, kein Blümchen glich ihr an Reize,
Keines an himmlischem Glanz noch Duft. Sie senket ihr Auge
Nieder vom nackten Gipfel der hoch erhabenen Ulme
Auf das verödete Land, und in sich ersterben die Strahlen. —

Also sang vom schwankenden Ast weissagend der Vogel,
Und der Nordwind verstummte; es nahten sich lindernde Weste.
Aber es schwebt' in der Höh' mit ausgespreiteten Rudern,

Und mit gierigem Aug' ein Geier, dürstend nach Blute.
Dieser ersah den lieblichen Sänger, und stürzt von der Höhe,
Faßt und drückt ihn gewaltig mit krummgespitzeter Klaue,
Reißt ihm die blutende Brust auf, und hackte begierig sein Leben.
Nicht ein leiser wimmernder Laut ward weiter gehöret;
Es entfloh die Seele mit stiller Wehmuth von dannen.

Die Wälder.

(1799.)

Loben sich andere doch das reiche Leben in Städten,
Und der Menge Gewühl, und den besuchteren Park:
Nimmer ermüd' ich, das Lob der stillen Thäler zu singen,
Und den einsamen Gang, und das beschattete Moos.
Hier erholt sich der Mensch; die eitlen Sorgen entfliehen;
Ruhig, wie die Natur, kehret die Seele zu sich.
Einst, so sangen die Dichter der Vorzeit, führten die Menschen,
Unter dem goldnen Saturn, ähnliches Leben auch hier:
Reichthum kannte man nicht, noch der Ehrsucht eiserne Schwerter,
Noch des Gerichtshofs Zwang, noch der Verfolgungen Wuth:
Unter dem eigenen Baum verlebete jeder die Tage,
Frei, wie die Gegend umher, und wie der Himmel beglückt.
In welch andere Zeit hat uns das Schicksal gestoßen!
Kaum erblick' ich in ihr Ordnung gesitteter Welt.
Räuber verwüsten die Erde, und tragen die heiligen Namen,
Freiheit und Brüderschaft, frech an der Stirne zur Schau:
Morden Bruder und Freund; der Freiheit heiligen Namen
Morden sie; Menschenrecht ist nur ihr spielendes Wort.
O verderbliches Volk, voll schlauer Sitten und Künste!
Wie so weit ist umher durch dich verpestet die Welt!
Freiheit nennt ihr? o ihr, des Lasters gedungene Knechte!
Wahnsinn und Eitelkeit flimmert von eurem Panier.
Sucht die Herrschaft der Welt, und erobert Fluch euch und Haß euch:
Unter der Länder Ruin grabt euch den tiefern Ruin.

Unterdrücker! Wie soll die Muse doch eurer verschonen,
    Die ihr Niemand verschont, Recht und Gesetze nicht kennt?
Opfert die Schaaren nur hin, die eure Schande noch deckten!
    Unter Strömen von Blut habt ihr die Lorbeern ersäuft.
Aber was klag' ich euch an? was klag' ich die fremdere Schuld an?
    Hier, hier, wurzelt der Keim unsers Verderbens, bei uns.
Knechtschaft gebietet man nicht, als dem, der Knechtschaft verdienet:
    Welch unwürdiges Loos traf dich, mein mütterlich Land!
Konntest du nie dich empor zu eigenen Kräften erschwingen?
    Kennst du kein ander Gebot, als wann der Herr dir befiehlt?
Wo sind die tausend Arme, wo sind sie die Male des Schlachtfeld's,
    Die du oft muthig erhobst, blutig dir oftmals errangst?
Aber wozu? Ein träges Gestirn hängt über dem Haupt dir,
    Läßt dir des Fleißes Verdienst, raubt dir des Geistes Genuß.
Reiß der Bande dich los, der seelenschändenden Bande!
    Dränge dich muthig hinan; rette die Ehre der Zeit!
Aber was seh' ich? Sie selbst, die deiner Kräfte sich rühmen,
    Denen du willig folgst, hin in die Schlachten, zum Tod,
Knechten mögen sie mehr, als eigenen Kindern, gebieten,
    Und der Vater des Volks sieht in dem Volke nur Raub! —
Schweig, o Muse! verhüll' das Gesicht! was stimmst du für Saiten?
    O wie schallt mir der Ton widrig vom Felsen zurück!

Seid mir ewig gegrüßt, ihr thaldurchirrenden Bäche;
    Und du, steigender Wald, hohen Gedanken geweiht!
Tragt mich näher hinan zu euerem Himmel, ihr Berge!
    Daß ich die reinere Luft athme, der Sümpfe befreit.
Hier, an den Rücken gelehnt der ewig alternden Eiche,
    Trotz' ich, den Göttern so nah, Jupiters Donnergeschoß.*)

*) Dieses Gedicht wurde zuerst in dem „Neuen Teutschen Merkur" (1801. 11. St.) abgedruckt, und daselbst von Knebel mit einer Anmerkung begleitet, die zu charakteristisch ist, um sie nicht auch hier wieder aufzunehmen. Der Dichter sagte: „Gegenwärtiges Gedicht wurde zu einer Zeit verfertigt, wo die französische Nation, die so viel von sich erwarten gemacht hatte, immer, in ihrer eignen Wahl, von einer häßlichen Herrschaft zur noch schlechtern überzugehen schien, und, durch die trefflichen Friedenshändler zu Rastadt, die teutsche Nation mit verachtendem Uebermuth verhöhnen ließ. Wem hätte da die brennendste Geißel des Unwillens und der Satire zu heftig scheinen sollen? Uebrigens scheut sich der Verfasser nicht, seine wahre Vorliebe für eine Nation zu bekennen, die so seltene Verdienste und Eigenschaften besitzt." — D. Red.

Der Hügel.

Redende Wälder! Du Säulengang, mit schattigen Büschen
    Oben bekrönt! o nehmt wieder gefällig mich auf,
Da mich die Freunde verlassen! Es ändern die Scenen des Lebens,
    Was dich am Morgen beglückt, dünkt dir am Abend ein Traum.

Über den steigenden Wald erhebet sich einsam der Hügel,
    Nackt, sein breiteres Haupt ringsum mit Tannen bekränzt:
Tausendjähr'ger Porphyr ummauert den moosigen Rücken,
    Und blickt unter'm Ruin grauer Vergangenheit vor.
Hier ergehet sich oft im einsamen Irren die Muse,
    Von dem begleitenden Chor ihrer Gesänge geschützt.
Dahin leit' ich den Fuß. Willkommen, ihr traulichen Orte!
    Und du, sicherer Hain! meinem Verlangen getreu.
Seid ihr von allen allein, nur ihr, mir endlich geblieben?
    Ihr die Zeugen des Glücks, ihr die Vertrauten des Leids?

Wie still athmet der Hain! Wie leise wallen die Winde!
    Welch ein schimmernder Glanz drängt sich vom Hügel auf mich!
Ist kein Laut, kein Odem in euch, mein Sehnen zu stillen?
    Dringt kein menschlicher Ton in mein verlangendes Ohr? —
Horch, wie lispelt's im Laub! was starrt durch die regeren Zweige?
    Täuscht's mich, oder es tönt menschliche Stimme zu mir! —

„Glaubst du so ganz dich allein auf diesem besonneten Hügel?
    Hier in der weiten Natur glaubst du kein Wesen um dich,
Das theilnehmend dich fühle, das deine Töne vernehme,
    Das mit menschlichem Laut menschlichen Lauten entspricht?
Siehe, dein Bruder bin ich! Ein allgebietendes Schicksal
    Riß von dir mich hinweg, als ich zur Seite dir fiel.
Noch ertönen in mir die jammernden Klagen, die Seufzer,
    Die du erhubst; mir tönt noch dein Geschrei durch den Wald.
Doch dir verstummte der Wald, und des Schicksals Strenge. Du gingest,
    Suchtest den Deinen nur Trost, wand'st sie zum Leben noch auf;
Nimmer vergeß ich es dir. Nun such ich die einsamen Wälder,
    Die ich so innig geliebt, wo ich so tief dich betrübt;

Neue Hoffnungen dir in die Seele zu hauchen, des Lebens
Neues Verlangen: denn reich ist an Geschenken die Zeit.
Fragst du, woher die Stimme dir kommt? welch fremdes Geheimniß
Aus entfernter Welt hieher zu dir mich gebracht?
Wisse: das Ganze bewohnt Ein Geist; die innere Flamme
Treibet zu neuer Gestalt immer die Wesen hervor:
Alles belebet sich stets; doch in unterschiedlichem Maße
Hat sich der weckende Hauch durch die Naturen vertheilt:
Grünt in der Pappel auf, und blüht in der duftenden Staude,
Regt sich empfindend im Thier, denkt in dem menschlichen Geist.
Aber, was in dir gewohnt, weicht wieder zu minderen Kräften,
Schwingt aufs Neue sich dann auf zu begeisterter Kraft:
Und so verbleicht nicht ganz der eh'mals mächtige Schimmer.
Schau die ganze Natur; sieh nur die Wesen um dich:
Könnte dir ihre Gestalt so tief an das Innerste sprechen,
Wäre nicht geistige Kraft irgend den Kräften verwandt?
Die ist der abgeschied'nen, doch immer noch lebenden Seelen:
Jede suchet und schmückt sich mit dem eignen Gewand,
Wohnet bald hie bald da; bald hoch in dem glänzenden Äther,
Bald in der Eiche Haupt, bald in dem rieselnden Bach:
Und so war ich auch oft dir nah im grünenden Stamme;
Aber dein dringendes Flehn hat mich zur Stimme gebracht.
Nun vernimm noch von mir die Worte der warnenden Freundschaft;
Denn noch athmet in mir zärtliche Sorge für dich:
Zürne dem Schicksal nicht, wohin dich auch immer die Fluth treibt;
Nur nach zweifelnder Fahrt suche dir eilend den Port.
Ist dein Wunsch dir versagt, dem Vaterlande zu dienen,
Folge dem sicherern Ruf; ehre die Menschheit in dir.
Zweifelhafter Natur ist das, was dir Andere geben:
Reichthum suche, du kannst's, nur in der eigenen Brust,
Und verschmäh' unrühmlichen Glanz und eitles Geschäfte:
An dem sumpfigen Ort steuret der Schiffer umsonst.
Ach! ich selber erfuhr's! Bereit, auch das Schwerste zu tragen,
Sank an dem trägen Pfuhl matt mir die Hand und das Haupt.
Nur mit zufriedenem Sinn magst du fortnähren das Leben,
Wann du den Guten getreu scheinen dir lässest ihr Licht.
Liebe die Deinen! vielleicht ersetzet dir künftig das Schicksal,
Was an mir du verlorst, in einem zärtlichern Bild."

Also die Stimm' und schwieg. Eiskalter Schauder befiel mich,
Und unnennbar Gefühl drang durch mein inn'res Gebein.
Endlich rief ich: „o bleib, geliebter Bruder! des Herzens
Naheverwandter Ton, bleibe nur du mir zurück!"
Doch kein weiterer Laut: nur fernere Töne vernahm ich,
Wie vom klagenden Bach nächtlich der Wandrer sie hört;
Oder wie hoch umwipfelt des Waldes einsame Tochter,
Wann sie der Lenz umlaubt, girret ihr zärtliches Lied.
Aber wie nach Gewittern sich zeigt an Spitzen der Masten,
Oder an Thürmen vielleicht, hohes aufglimmendes Licht:
Bläulich steigt es empor, und steht; ein Wunder den Menschen,
Und ein bedeutender Wink ihres noch künft'gen Geschicks!
Also sah ich am Gipfel des Baums die steigende Flamme,
Als ich, verwirrt in der Nacht, wich von dem heiligen Ort.

Adrasten.

Glaube mir, was in der Welt Gesetz und Sitten wir nennen,
Ist auf so leichten Sand nicht, wie du wähnest, erbaut;
Alles ist Ordnung und Maß; sonst könnt' es ja nimmer bestehen.
Sieh nur das wachsende Kraut, sieh nur der Thiere Geschlecht;
Immer ein Gleichgewicht muß jedes der Wesen erhalten;
Die Elemente sogar, Wasser und Feuer und Luft.
Hebt es sich auf, so siehst du sie bald im schrecklichen Kampfe;
So, daß die Erde zerbirst, wüthend zerstört der Orkan.
Auch daß du athmest und lebst, verdankest du weisen Gesetzen,
Und der Moment, der sie löst, löset dein Wesen zugleich;
Giebt, was jetzo du bist, an andere Dinge zur Ordnung;
Denn in der Welt ist's Eins, Leben und Ordnung und Sein.
Eben so ist's in der inneren Welt, in der Seele des Menschen;
Auch sie ist durch Verein von Elementen erbaut,
Deren gemessener Bau erweckt die Gefühle der Wahrheit;
Schon in des Kindes Brust reget nach ihr sich der Trieb;
Immer schwebet in uns die lebendige Schale, die wäget,
Mißt und denket und fühlt, Wahrheit und Regel und Recht.

Leidenschaften erregen die Brust, bestürmen das Jünglein,
Das, nach des Geistes Gesetz (glückt es) sich wiederum fügt.
Und so wohnet ein herrschend Gesetz in unserer Seele;
Das, befolget, uns Glück, widrig, die Strafe gebeut.

Nah an dem heiligen Fluß von der Göttin Ganga benennet,
Wohnt ein Menschengeschlecht reiner an Sitten und Geist.
Ihren Ursprung leiten sie her von des Himmels Gestirnen,
Und kein älteres Volk hat noch die Erde gekannt.
Früchte der Bäume, der Saat, sind einzig ihnen die Nahrung:
Denn vor des Thieres Blut scheut sich erschrocken der Geist;
Weil er in andrer Gestalt sein eigenes Wesen erblicket,
Und in verwandter Natur ahnet unsterbliche Kraft.
Liebliche Kinder der Sonne, des sanftumleuchtenden Mondes,
Welch ein himmlischer Thau hat euch die Seelen getränkt?
Hat sie mit innigem Reiz den Blumen zu Schwestern vermählet,
So, daß ihr wandelndes Loos fast auch das eurige ist?
Unter den Blüthen des Hains und den Ambra hauchenden Lüften
Fasset der höhere Geist reiner das himmlische Maß;
Sieht mit schärferem Auge des Schicksals fliegende Wage,
Wo auch der leiseste Hauch wendet der Sterblichen Loos.
„Rein ist, sagen sie, Gott; sein Wesen selber ist Güte;
Leidenschaften und Zorn kennet der Ewige nicht:
Aber er straft durch sie selbst, durch ihr eigenes Schicksal die Bösen;
Schmerz und Betrübniß sind Folgen unrichtiger That:
Ja die Hölle selbst ist ihnen ihr böses Bewußtsein,
Deren brennende Gluth nimmer im Herzen erlischt."

Die Wege des Lebens.

Zwiefach zeigt sich der Weg, der hindurch uns führt durch das Leben,
Und zu verschiedenem Loos öffnet sich doppelt die Bahn;
Hier zu dauerndem Glück, und dort zu Noth und Gefahren;
Aber am Eingang täuscht irrend den Sucher die Wahl.
Schmal erhebet sich hier der Pfad, verwebet mit Dornen,
Auch manch zackiger Fels schrecket des Wanderers Blick;

Aber hat einmal der Fuß die steile Höhe gewonnen,
Lächelt, mit Blumen geschmückt, himmlische Wonne dich an.
Nah und gemächlicher ist die breite Bahn, die sich aufthut,
Und sie schlinget sich hin, lockend zu süßem Genuß;
Doch es verwandeln sich bald die Blumen in stechende Dornen,
Unter Grauen und Nacht wachen Gefahren und Noth.
Glücklich, wer einmal den Pfad des Lebens, den wahren, gefunden;
Seiner Seele vertraut, und ihn entschlossen verfolgt!
Immer leuchtet ihm hoch sein Stern am glänzenden Mittag,
Und verbirgt er sich auch, bricht er nur schöner hervor.
Suchst du jedoch mit Fleiß die richtige Weise des Lebens,
Nimm, was die Muse mir jüngst sorgsam und kundig vertraut.

„Auf unsicherer See schwimmt oft das Leben der Menschen,
Und der leiseste Hauch ändert die richtige Fahrt:
Darum lenke dein Schiff mit Sorgfalt, gerüstet mit Weisheit,
Und mit Erfahrung gekrönt; denn auch das Leben ist Kunst.
Tritt nun der Morgen hervor mit goldenen Gaben geschmücket,
Greife nach seinem Geschenk, doch mit geweiheter Hand:
Rufe die Götter an; von den Ewigen kommt dir der Segen,
Und zu dem rechten Gebrauch stärken die Kräfte sie dir.
Munter schreite zum Werk, und verachte den emsigen Fleiß nicht;
Nur durch emsigen Fleiß schaffen die Bienen ihr Gold.
Welcherlei Art des Geschäftes das ordnende Schicksal dir zutheilt,
Suche das rechte! nur das giebt dem Bemühen den Werth.
Sei dir selber der Mann; es kränkelt die Hülfe des Fremden;
Immer erhältst du nur halb, was du von Andern erhältst.
Liebe den Freund, doch suche dir den, der gütig und ernst ist;
Wen dein Fehler nicht kränkt, nimmer hat der dich geliebt.
Gieb dem Leben sein Recht, und erhalte den munteren Sinn dir,
Daß der Sturm nicht zu früh beuge den kränkelnden Stamm.
Immer noch blüht ein Blümchen versteckt dem wackeren Manne,
Und sie blühen auch dir, wenn du sie duldend erhoffst.
Viel verändert der Tag, und viel die Bewegung der Menschen,
Und ein männlicher Sinn trotzet auch naher Gefahr.
Selten erwächst in den Gärten der Menschen die edlere Palme,
Aber des Hochmuths Dorn wuchert verwüstend umher:
Meide den widrigen Strauch, und pflege die edlere Pflanze,
Nimmer verwildert ihr Laub, immer mit Früchten gekrönt.

Merke dir noch: in des Menschen Gemüth hat selbst die Natur schon
Eine Wage gelegt, Unrecht zu messen und Recht:
Was du an diesem gewinnst, erhebet dir leichter die Seele,
Und es verschwindet vor ihr drückender Sorge Gewicht;
Doch so gering du auch nur des Unrechts Schale beschwerest,
Hebt die Reue der Zeit kaum dir die Lasten hinweg."

Also die Muse, die ernste, die Lehrerin. Unter des Felsen
Hochgewölbeter Nacht lehrte die Worte sie mich.
Und ein lieblicher Strahl der früherwachenden Sonne
Fiel belebend herab auf den zerfressenen Fels.

An der Quelle der Ilm.

Auch hier wohnen die Musen! auch unsere Fluren besuchest
Du, o mänalischer Pan, wechselnd den hohen Gesang!
Oft ertönet dein Lied vom waldumrauscheten Hügel,
Oder am einsamen Bach, oder vom luftigen Fels:
Dann erlernen die Fichten das Lied, am Bache die Erlen,
Und vom Felsen ertönt's lieblich in's schallende Thal:
Nymphen tanzen im Hain, die ziegenfüßigen Faunen
Klimmen aus Schluchten hervor, horchend dem neuen Gesang.
Oft auch versuchen sie selbst, auf mindergelehrigem Rohre,
Nachzuahmen den Ton, den der Unsterbliche sang.
Jüngst belauscht' ich ihn selbst. Er saß am tieferen Abhang,
Wo schon rascher die Ilm zürnt über Kiesel hinweg;
Und so begann er: „O sei mir gegrüßt, du liebliche Nymphe!
Keine von allen versagt dir den gefälligen Kranz.
Nicht mit Perlen und Gold hast du dir die Stirne gezieret;
Aber der schöne Gesang hat dir die Lippe beglückt.
Sieh, wie erheben sich schon mit Stolz die benachbarten Berge,
Und wie zittert das Haupt freudiger Tannen empor!
Nicht des Parnassus Höhen, mit delphischem Lorbeer umkränzet,
Nicht den Pindus, und nicht Tmolus beneiden sie mehr:
Obgleich diesem von Gold die Adern glühen, und jener
Unter den Schatten des Thals Chöre der Musen verbirgt.

Alles verändert die Zeit, und alle Gestalten der Dinge;
Auch der friedlichste Gott läßt sein Arkadien nun;
Läßt den lyceischen Hain und des Ladons silberne Fluthen,
Wo im säuselnden Rohr Syrinx, die schüchterne, klagt;
Sucht das entfernete Land und die rauhbewachsene Gegend,
Wo ihm den heimischen Ton irgend die Quelle noch rauscht.
Und da fand ich dich hier, geliebte Nymphe, im Schatten
Einer Ulme: du nahmst glücklich den Namen dir auf;
Denn mit holderem Grün hast du dir die Schläfe gezieret,
Als vom erblaßten Haar Daphnens der Sänger sich löst.
Rein, wie Kastaliens Quell, strömt dir die Urne: o netze
Weithin fließend die Flur mit dem kastalischen Thau,
Daß dem begeisterten Aug' elysische Haine hervorblühn,
Und zu weicherer Ruh' locke der Rasen umher;
Neue Blumen entsprießen, und neue Blüthen der Zweige,
Und mit dem duftenden Hauch Aura die Lieder verweh'!
Was ist süßer als holder Gesang, die Geschenke der Musen?
Die nur erfreuen das Herz, und sie beleben den Sinn.
Wann ich den offenen Halm mit gebogener Lippe durchirre,
Dann eröffnet sich mir weiter die horchende Welt:
Fichten steigen von selbst herab, mir Kränze zu bringen,
Und zu den Sternen empor flieget der hohe Gesang.
Nimmer würde der Mann, der im Herzen träget die Musen,
Ihren erhabnen Gewinn tauschen für irdischen Preis;
Denn ihm erschallen bei Nacht und Tag die entzückenden Weisen,
Und sie scheuchen von ihm jegliche Sorge hinweg;
Machen die Jugend beglückt, und beglücken noch späte das Alter,
Reichen für jedes Geschick heilende nährende Kraft;
Zwiefach genießt er durch sie die Geschenke des Lebens, und endlich
Hebt ihr Fittich ihn auf, hin zur ätherischen Flur."

Also vernahm ich das Lied des doppelgestalteten Gottes:
Oder täuschte mein Ohr irgend ein lieblicher Wahn?

Herders Tod.

Den 18. December 1803.

Fließe lindernder Vers! du kannst nicht nehmen die Schmerzen,
Aber die Töne vielleicht mildern die leidende Brust.
Herder ist todt! — doch sprachst du es aus! und reißest vom Herzen
Einen blutenden Theil mir mit den Worten hinweg.
Heute noch lebt' er mit uns; die goldenen Ströme der Worte
Flossen zu uns, das Herz wuchs mit dem mächtigen Strom.
Brechet die Zweige vom Rande der Ufer, und streuet die Blumen,
Ehe sie welken; er fließt nimmer, der goldene Strom!
Ruf ihn, Gattin! ihr Kinder ruft! ihr Freunde versuchet
Jegliche Hülf. Es lebt, wahrlich es lebet der Mann!
Hört ihr die Stimme nicht? vernehmt ihr sein sanfteres Wort nicht?
Nein, er verließ uns nicht; immer noch ist er bei uns:
Noch bestieg er ihn nicht den reinen ätherischen Himmel,
Den er im Geist bestieg mit der Unsterblichen Chor. —

Aber was hilft es, das Ohr den ermüdenden Klagen zu stopfen,
Und der Täuschungen Flor sich um das Auge zu ziehn?
Herder ist todt: so will's das Geschick. Es spielet gewaltsam
Mit dem würdigsten Sein, wie mit dem leichtesten Nichts.
Darf sich dein grausames Spiel, o Schicksal, also ergötzen,
Daß es das Göttliche würgt, wenn es von Staube sich nährt?
Sieh, es liegen gebeugt vor dir, die Wahrheit, die Menschheit,
Wissenschaften und Kunst, jegliches seltne Verdienst;
Flehen das Leben des Mannes, der Allen Leben und Schutz war:
Aber ein taubes Ohr schließet den Klagen sich zu.
Wo blüht künftig der Hain, den seine Schritte betraten,
Wo er die goldene Frucht himmlischer Weisheit uns brach?
Wer erforschet mit ihm der Wahrheit ewige Spuren,
Unter das Menschengeschlecht tausendgestaltig zerstreut?
Wer belebet die Blüthen des Geistes? den Honig der Musen,
Wer hat ihn reiner gefaßt? wer hat ihn edler verwandt?
Wem erglühte das Herz beim Anblick fremden Verdienstes,
Fremder Tugenden mehr? Allen ein Lehrer und Freund.



Weise lernten von ihm, und selbst auch das lallende Kind spricht
  Nur die Worte, die er freundlich dasselbe gelehrt.
Ernste Bescheidenheit, Wahrheit, Vernunft und Freundschaft und Tugend,
  Traurend über den Freund, eilen verlassen davon.

Ach, ich sah ihn! die Herrschaft des Geistes, die Ruhe der Seele
  Wuchs, als der Körper sich schon trennte vom heiligen Band.
Reiner glänzt es aus ihm: so steiget die goldene Sonne,
  Sich von dem trüben Gewölk lösend, zum Himmel empor.

Theurer Schatten, so lebe denn wohl! die einsamen Tage,
  Die mir das Schicksal noch gönnt, bleiben dir künftig geweiht,
Nimm der Liebe Geschenk; sie glaubt nicht mehr dir zu geben,
  Als den geringen Zoll eines gerührten Gemüths.
Wenn der Frühling erblüht, so wollen wir Blumen dir brechen,
  Und mit dem sinkenden Blatt sinkt dein Gedächtniß uns nicht.
Deiner Lieder belebender Hauch, die schönen Gebilde
  Deines Geistes, sie sind um ums, und leben noch fort.
Zwar ich dacht' und hofft' es gewiß, des ermüdeten Herzens
  Letzten Wünsche dir einst scheidend noch anzuvertraun:
Dir an Jahren so gleich, obgleich nicht ähnlich an Kräften,
  Hofft' ich von dir zuletzt sterbend ein Lebewohl.
Doppelt zerreißt das Schicksal mir nun den Faden, und stürzt mich,
  Ehe der Abend sinkt, tief in die Schatten der Nacht.
Und, ihr Theuren! die schwer des Geschickes Schlag nun erschüttert:
  Gattin, die jedes Verdienst von dem Verdienten getheilt;
Mutter und Freundin, wie wenige sind, an Geist und an Herzen!
  Kinder, die ihr mit Recht liebend den Vater beweint:
Ihn, den besten der Väter, der Herz und Seele für euch war,
  Tragt das gemeinsame Loos nicht mit gewöhnlichem Muth!
Stärkt euch unter einander! die fest vereinete Kraft gilt.
  Seht auf des Vaters Bild! Tugend gebeut es und Fleiß.
Wird kein Künstler damit den parischen Marmor beseelen,
  Bleibt doch ewig dieß Bild tief in des Edleren Brust.

III.

Vermischte Gedichte.

Die Wollust.

(1767.)

Freund, die Sirene singt. In lächelnden
Geberden naht sie sich, die Gauklerin.
Ihr Auge winkt dir schmeichelnd; bald hat sie
Dich wiederum vergessen, wirft sich hin
Aufs Rosenbette, scheint vom Purpurglanz
Des weiten Marmorsaals, und vom Gesang
Der Saiten und vom süßen Blüthenduft
Berauscht, zu schlummern. Doch nicht lange! denn
Sie springt von ihrem Lager auf, und schießt
Den scheuen schnell zurückgezognen Blick
Nach dir, der sie verräth, doch mit dem Pfeil,
Dreimal in Gift getaucht, dein Herz durchbohrt.
Dann hüpft sie tändelnd zu dir hin, gießt sich
Dir schmachtend in die Arme, tanzt mit dir
Ihr Zauberlabyrinth phantastisch durch,
Bestrickt mit jedem Schritt dein mattes, schon
Umschlungnes Herz noch mehr. Du fühlst entzückt
Den zephyrsanften Arm, den Busen, der
Gehobner, pochender an deinem rast.
O Tugend! eitles Schattenbild! wo bist
Du? wer entschwört dieß Aug' dem Zauberbann,
Womit, ach allzumächtig! es der Arm
Verrätherischer Lust umwunden? Schon
Erstirbt die Seel' auf deinen Lippen, schon
Verlischt das Aug', die Hand sinkt, nicht Ein Ton,
Der von der matten Brust die Zung' erreicht',
Der durch dein taubes Ohr zum Herzen dräng'!

Du sinkest hin in der Ungöttin Schoos
Berauschet; Liebesgötter scheinen dir
Ein Freudenfest zu feiern, scheinen dich
Mit Rosen zu bestreun, indeß sie dich
In ihre Arme schließt und feurig dich
An ihren Busen drückt, wo du entschläfst,
Und Seligkeiten träumst und Götterlust.

So schläfst du nun, und denkst nicht, welche Qual,
Wie manches herzzerfolternd Elend dir
Das Schicksal aufbewahrt. Zwar schläft sie noch
Mit dir den süßen Schlaf, die schreckliche
Nachtvolle Hydra, Reue; aber bald,
Bald wird sie fürchterlich zugleich mit dir
Erwachen. Sieh! Schon sträubt sie ihn empor,
Den Schlangenhals! Schon schwillt den Purpurkamm
Die Wuth! Schon tödtet ihr entzündetes
Giftrothes Auge! Dreimal spitzet sie
Die scharfe Zung', und nun — nun fällt sie dir
Ans Herz! — So lebe wohl hinfort, o du
Des Lebens süßes Glück, o Ruhe! du
Der Unschuld sichere Begleiterin,
Leb' ewig wohl! Nicht die gerungne Hand
Des Frevlers ruft dich mehr, kein Schluchzen, kein
Der glühend heißen Wang' entquollner Strom,
Nicht alle Mörderwuth der tobenden
Verzweiflung. Tugend, die verscherzt Einmal,
Läßt feilen Dirnen gleich, um schnöden Preis,
Sich nicht zurückerdingen. Schau! Sie stehet da,
Furchtbar gerüstet, und ihr Rachschwert blitzt
Auf dich Verderben. Sprich! Wo sind sie nun,
Die süßen Götterfreuden? Wo die Lust,
Für die du so bereit des Lebens Glück
Vertauschetest? Wo ist sie? Wo entschläft
Im rosenweichen Arm der Göttersohn,
Und träumet Seligkeit und Himmelslust? —
Des Lasters Kettenklang tönt in dein Ohr,
Wohin du gehst. Statt goldner Träume, Nacht,
Qual und Verderben, Schrecken und die Wuth

Der Furie, die dir ihr Natterngift
Ins Antlitz speit.

So wachet über dir
Die Reue, mit zerfleischtem Angesicht
Und nimmermattem Thränenauge; drückt
Der Geißel spitzen Dorn tief in dein Mark,
Und löset in ein Meer von bittrer Gall'
Die süßen Tropfen Lust auf. Doch vielleicht,
Vielleicht entschlummert einst ihr müdes Aug'!
Vielleicht entsinkt der Hand der rasenden
Verfolgerin die Schreckensfackel! O,
Wie schwer zu kämpfen den verlaßnen Kampf!
O des zu sauern Sieges nach der Flucht!
Denn tausend Schlangenwege krümmen sich
Zum Laster, Ein Pfad steigt zur Tugend auf.

Otaheiti.

(1787.)

Lichtet die Anker, und ziehet die Tau' an, und löset die Segel!
Nach Otaheiti hin eilt mein geflügeltes Schiff:
Oder ist eine der seligern Inseln im friedlichen Meere,
Zeiget mir dorthin die Bahn, steuret mir dorthin den Mast:
Denn ich bin müde des Lebens Hefen hier länger zu trinken!
Auf und verlaßt dieß Gestad', suchet die freundliche Bucht,
Wo die Welle des Meeres gelinder rauschet, ihr Spiegel,
Trunkener Bilder voll, leiser am Ufer zerfließt.
O wie selig, allhier des langermüdeten Lebens
Süße Vergessenheit, dir, Brust der Natur, zu entziehn,
Unter Kokospalmen und Pandang! wie säuselt gelinde
Durch den gefiederten Hain kühlender Zephyre Hauch!
Und wie zerfließet in Gold des Himmels glänzender Saphir!
Leicht, wie mit Schmetterlingsflug, fliegt der Gedanke umher:

Gleich dem bunten Geschöpf, mit allen Farben der Sonne,
    Gaukelt er lustig umher, saugt den ätherischen Duft.
An die korallene Klippe, die weithin im Meer sich verbreitet,
    Hängt ein Muschelgeschlecht zierlich sein farbiges Haus;
Und du glaubest, wann du hinschaust von des schimmernden Meeres
    Teppich, ein Feenreich sei hier in Grotten erbaut.
Aber was braucht es des Zaubers? hier, fieh an dem holden Gestade
    Einen holderen Blick! Welche Gestalten sind das?
Reizende Mädchen; sie bringen, in Körben von Kokos geflochten,
    Einen gewürzreichen Duft seltener Früchte dir dar:
Hier, des Pisangs gezuckerte Feige, des göttlichen Brotbaums
    Allernährende Frucht, Äpfel von Purpur und Gold,
Wurzeln der Yams, und milde Batatten; vor allen der Palme
    Köstlichen Kern, der Natur reichstes und bestes Geschenk.
Liebliche Töchter, des lieben, des ganz glückseligen Eilands,
    Sagt, hat die Sonn' aus Neid euch ihrer Strahlen beraubt?
Hat die Erd' euch selbst mit der bräunlichen Farbe geschmücket?
    Hat mit dem purpurnen Kleid schamhaft das Meer euch bedeckt?
Traget nicht Sorge der dunkleren Farbe; sie hüllet nur Reize
    Edleren Ansehns ein, in ein bescheidnes Gewand.
Oft ermüdet der Glanz der allverblendenden Sonne,
    Lieblicher leuchtet die Nacht unter dem Schimmer des Monds;
Lieblicher glänzt am rankenden Stock die purpurne Traube;
    Braun, Philomele, bist du, die du den Himmel entzückst!
Wandelt ihr am Gestad', und schwimmt durch die silbernen Fluthen,
    Nie sah das Ufer, die Fluth trug nie ein reizender Bild.
Nicht so biegt mit gefälligem Reiz das zärtliche Rohr sich,
    Als die zarte Gestalt holden Umarmungen weicht.
Wo, wo führt ihr mich hin? zu welchen Grotten und Lauben?
    Welch ein flüsternd Geräusch, welch ein balsamischer Duft,
Kündet mir an mein neues, mein seliges Leben? o nehmt mich
    Hin, wo der sprossige Baum halb schon den Himmel erreicht,
Und die breiten Äste zur Erde senket! da will ich,
    Unter euerem Schutz, friedliche Wohnungen bau'n.
Heiter kommt hier der Tag von der Berge duftigen Höhen;
    Heiter kommt mir die Nacht, süßer Entzückungen voll.
Hier soll der Liebe Stern am ganzen Himmel mir glühen;
    Auch die Freundschaft erbaut hoch sich den heil'gen Altar;

Rein die Flamme, sie nähret vom Thau allbeseelter Natur sich,
Lebet durch ihren Hauch, wird nur verzehret durch ihn;
Aber ihr Wesen bleibt, und dringt von Geschlecht zu Geschlechtern,
So, daß dem seligen Volk selbst sie den Namen hier giebt.
Freundschaft, hier steht dein Altar, so blüht in ewigen Festen
Unverletzt von der Zeit dauernd dein Name noch fort!

Phantasie.

Dunkler als der Tag, heller als die Nacht, scheint das klare Mondlicht;
Von der Berge Höh'n steigen dämmernd auf schimmernde Gestalten;
Tropfen lichten Thau's senken sich herab auf die stillen Fluren,
Und der Wälder Graun theilt mit süßer Macht Philomelens Klaglied.

Oben am Olymp reißt sich mächtig auf tiefer Welten Abgrund;
Weder Aug' noch Ohr findet suchend hier der Gedanken Ende;
Ewig dreht das Rad ungemeßner Zeit alles Daseins Fülle,
Und verschlingt in Eins den zu schnellen Raub irdischer Gestalten.

Wo die Düfte wehn, dorten an der Wand lichterhellter Buchen,
Such' ich, wie verscheucht von des Meeres Fluth, Lina's stille Hütte:
Schöner als der Nacht schimmerreicher Stern glänzt bei ihr der Friede,
Und das süße Thal, und das Mondenlicht, wird um sie noch süßer.

Die Grazien, beim Bade der Mädchen.

Wer sind jene drei Wesen? sie sehen den badenden Mädchen,
Sanft an einander gelehnt, unter dem Ahorne, zu.
Diese durchwühlen die gläserne Fluth, und plätschern, und sprengen
Sich den reinen Krystall über die Schultern von Schnee:
Andre fangen, in Muscheln geschöpft, den kühlenden Strom auf;
Andre gießen die Fluth schwarzbrauner Locken ihm zu.

Welch ein Leben, welch süße Bewegung! gelinder und holder
Beugt der Narzissenwald nicht sich dem spielenden West:
Also schwanken, vom Thaue getränkt, die zärtlichen Rosen;
Also glimmert der Mond über dem schuppichten See.
Aber jene dort athmen so süß den lächelnden Blick hin,
Daß du schwörest, ihr Aug' schaffe die Scene voll Reiz.

An Herder.

Zum Abschied den 30. Juli 1788.

Mit dem reinesten Strahl trafst du das Herz mir;
Statt des lindernden Balsams drein zu gießen,
Hauchtest du von des Äthers Samen, hauchtest
Mir entfernterer Dinge hohe Gluth ein!
Was für Blüthen und Blumenfrüchte der schon
Halbvertrocknete Acker künftig bringet,
Diese alle erwachsen dir zum Kranze,
Den mein regerer Geist mit festerm Bande
Zu durchflechten sich wünscht, um ihn dem glücklich
Wiederkehrenden auf die Stirn zu drücken.

Wahrheit und Natur.

An Herders Geburtstage.

Wer zum Bunde mit der Wahrheit und Natur dir
Sich verlobt hat, der verachtet des Gewalt'gen
Stolzes Drohwort, und die angelegten Tücken,
Und die Meinung und den Widerspruch des Pöbels.

Denn er weiß es, daß vom Schicksal uns ein Ziel steht,
Das wir früher oder später doch erreichen.

Und wer davor nicht zu scheuen sich gewöhnt hat,
Achtet wenig, was ihm Zufall oder Glück droht.

Auch er selbst hat sich gesteckt den hohen Zielpunkt,
In dem Einklang mit Natur und mit der Wahrheit;
Und ein Band hält in Gemeinschaft ihn der Edlen,
Welche waren, welche sind, und die noch kommen.

Und da Einmal nur zu leben uns vergönnt ist,
Warum suchst du, o mein Herz, nicht, gleich dem Vogel,
Der im Strahle seines Gottes sein Gefieder
Siegend ausspannt, mit dem Flügelschlag den Äther?

Es erhebet sich mein Geist zu jenen Sphären,
In der Seelen reinem Äther will ich wallen:
Sei es Täuschung, sei es Liebe, die mich fortreißt,
Wo der Freiheit hoher Flug schwebt, dahin streb' ich.

In den Lüften weilt der Adler; nur die Meise
Hüpft und picket im Gebüsch und niedern Sträuchen;
Jedes sucht sein eignes Leben; wer bekannt ist
Mit den Seelen, dieser sucht das Land der Seelen.

Immerwährend überfließt sie goldner Lichtthau,
Und er breitet sich in dem aus, was erkannt wird;
Nicht dem Tage folgt die Nacht, und nicht die Eine
Sonne strahlt nur in den Wiederschein der Dinge;

Sondern neue Wonnen quellen unaufhörlich,
Und erquicken die Bewohner jenes Lichtraums:
Wie die Bienen um die süßen Honiglager
Sich erfreuen und erglänzen im Geschäfte;

Was die Eine sucht, beglücket auch die Andre;
Ewig trunken von dem Nektar junger Blüthen,
Ewig taumelnd in dem Glanz der Balsamlüfte:
Unter Blumen jenes Äthers wallt mein Herder.

Das Gürtelband.

An Frau von S.

(1793.)

Laß Dir ein Mährchen erzählen an Deinem uns festlichen Tage,
Das vielleicht, wenn der Sinn Dir gefällt, Vergnügen Dir bringet.

Sah nicht jüngst ich ein Band, von Gold und Seide gewirket,
Von der reicheren Hüfte herab zur Ferse dir fließen?
Davon nahmen die Fäden das Wort, und redeten also:

Goldfaden.

„Nein, ich trag' es nicht länger, mit diesen seidenen Fäden
Hier in Gemeinschaft zu stehn! sie sind doch geringerer Herkunft
Weit als ich: ich stamme vom Zepter des Jupiter selber:
Gold ist Neptuns Dreizack, und golden die Krone des Pluto."

Seidenfaden.

„Mir gebühret die Ehr'! ich bin nicht gegrabenes Gold nur,
Aus den Klüften der Erd' und dem rohen Felsen erscharret:
Ein lebendig Geschöpf ernährte zu feinerem Stoff mich,
Zog mich aus seinem Busen, und spann mich mit Kunst und Geschicke:
Seitdem tragen die Könige mich und die Herren an Festen;
Weit gefäll'ger bin ich, als dein so beschwerlicher Reichthum."

Leinenfaden.

„Was erzählt ihr euch hier, und sprechet von euren Verdiensten?
Bin ich der Erde nicht, des Wassers, holdester Sprößling?
Hat nicht die thauende Nacht mich erzeugt? der strahlende Himmel
Siehet mit Wohlgefallen auf mich. Die goldenen Fäden
Unterstütz' ich allein; sonst würd' ihr nichtiger Schimmer
Bald verschwinden. Ich halt' und trage sie höher zum Glanze,
Und verberg' mich bescheiden, verlange nicht selber zu schimmern."

Also besprachen die drei sich unter einander. Was kam nun?
Zürnend trennten sie sich, und rissen, und wollten nicht weiter.
Nun lag ohne Zierde das Band und ohne Gestalt da:
Das dir in stolzer Schöne vorhin umgürtet die Hüften,
Hatte nicht Form noch Werth; verachtet fiel es zur Erde.

Fabel.

Verstand und Glück sind meist im Widerspruch;
Sie konnten sich seit Anbeginn der Welt
Nie gut zusamm'n vertragen. Eins verachtete
Das Andre; bis zuletzt sie beide sich
Auf ewig von einander trennten.
Nun reiste der Verstand die Welt herum,
Und Niemand wurde ihm gewogen: Freunde
Des Glückes zeigten sich doch überall.
Da kam er bald in Noth. Hui, dacht' er bei sich,
Bin ich nicht selbst ein Thor! Denn Thoren zeigen
Sich überall, und diese leben noch
In Wohlstand und im Überfluß; und ich,
Ich Armer! quäle mich in Noth beständig.
Ich will doch auch wie jeder Andre leben!
Allein wie fang ich's an? Die Kaufmannschaft
Ernährt doch am gemächlichsten den Mann!
Ich will ein Kaufmann werden. Womit aber
Mach' ich den Handel? Mit Verstand! Das ist
Mein Capital: ein andres hab ich nicht.
Wohlan denn, hier ist ein Verstandeskram!
Wer kaufen will, der kaufe! Kommt herbei! —
Doch Niemand kam. Der Eine sagt: ich habe
Verstand genug; was, Henker, soll ich kaufen!
Der Andere: Zu was nützt denn das Ding?
Zu weiter nichts! man lebt weit glücklicher
In dieser Welt, wenn man es nicht besitzt.
Genug, es kam so weit, daß dem Verstand

Sogar von hoher Obrigkeit zuletzt
Der angemessenste Befehl ertheilt,
Und eingeschärfet wurde: fort den Unfug
Nicht mehr zu treiben, und den Laden gänzlich
Zu schließen. Nun ging eine Zeitlang zwar
Er noch hausiren, kam von Haus zu Haus,
Von Schloß zu Schloß, doch Niemand wollte sein;
Es brauchte Niemand seine Waare: Ja,
Zuletzt wies man ihn gar verächtlich ab.
Bin ich nicht dumm! dacht' er nun bei sich selbst;
Zu was soll auch den Leuten meine Waare?
Weiß ich's nicht selbst! — Ich muß es anders fassen!
Vielleicht gelingt der umgekehrte Handel mir! —
Nun bot er Narrheit aus, und mancherlei,
Und viel. Es kaufte Jeder; Jeder eilte
Herbei, noch mehr zu haben von der neuen,
Der seltnen Waare: und so ward Verstand
Durch Thorheit wieder in die Welt gebracht.

An das Vaterland.

Vaterland, — wenn du es bist! — so helfen denn Lehren
Nichts? so muß die Ruthe des Geißlers
Dir auf dem Rücken ruhn? Trauriges Loos, wenn der Arzt uns
Zu den Unheilbaren schickt!

Ist keine Rettung da? ist es umsonst,
Daß Väter dich, daß Weise dich belehren?
Thut nicht jedes Blatt des großen Königs
Deinen Unverstand dir dar?

Umsonst! Lehre hilft nicht, auch nicht der Schade,
Der sonst Narren klug macht. Ihnen heißt
Verblendung Licht; sie häufen Unsinn,
Den, ach, selbst der Purpur noch glänzend macht!

Fahre denn fort! und wenn du nun am Rande
Deines Verderbens bist, so sage dir selbst:
Daß dem Unverständigen sein schlimmstes
Schicksal die eigene Thorheit ist.

Lied der Hoffnung.

Immer ein Strahl der Hoffnung
Leuchtet im Leben uns vor;
Selten ist der Olympus
Ganz mit Wolken bedeckt.

Mögen düster die Wolken
Unsern Himmel umziehn,
Aus der düsteren Wolke
Springt ein Flämmchen hervor

Und umleuchtet des Himmels
Schattenbelastete Nacht,
Öffnet weithin die Bahn uns,
Wo sich der Schritt verwirrt.

Regere Kraft des Geistes
Sieget über Natur;
Ist sie richtig gewendet,
Dringen die Strahlen hervor.

Nur unmäßige Kraft wirkt
Immer zerstörend; sie macht
Um sich schwärzer das Dunkel,
Flammt das Lichte zu Brand.

Fodre nicht mehr von dem Schicksal,
Als es zu geben verheißt;
Allzubemühete Sorge
Raubt ihm den Willen hinweg.

Leise wandelt die Wirkung
Allbeseelter Natur
Durchs unendliche Ganze:
Nirgend ruhet sie aus,

Nirgend schlummert's: was todt ist
Einem blöderen Sinn,
Legt zum fruchtbaren Keime
Sich im Unendlichen an.

Hoffe, dulde, und hoffe!
Alles Lebendige hofft:
Ist der Tag, der dir aufgeht,
Anders, als hoffend, dir schön?

Licht gesellt sich zum Lichte,
Und zum Trüben das Dunkel:
Viel' der Freuden versammeln
Sich um ein heitres Gemüth.

Wie mit Strahlen des Blitzes
Tritt der Mensch in die Welt;
Und der leitende Blitzstrahl
Führt ihn durch's Leben hindurch,

Und wo selber der Blitzstrahl
Aufhört weiter zu winken,
Glimmet er fort noch in Andern:
Hoff' in Andern für dich!

An das Schicksal.

Den 30. November 1809.

Unsichtbare, der Alles entkeimt, was gut und was bös ist,
Was nur den Menschen erfreut, was auch den Menschen betrübt:
Leben und Tod, und Leiden und Lust, Verachtung und Liebe,
Was zu dem Freund uns führt, was auch von Freunden uns trennt;
Oft den Geist zum Äther erhebt und auf Wolken ihn setzet,
Oft in des Tartarus Nacht senket den traurigen Blick:
Deiner verborgenen Huld vertrau' ich mich gänzlich, o Göttin!
Wende das Widrige weg, gieb das Gedeihliche nur.

An Goethe.

Kränze jeglicher Art hast du dir geflochten, und keine
Blume, kein Zweig, der ziert irgend ein dichtrisches Haupt,
Oder den Pallas ertheilt dem trautesten Liebling, ist fremd mehr
Deiner Scheitel; dir gab sein ihm geheiligtes Laub
Jeglicher Gott im glänzendsten Schmuck: es strahlt von der Stirne
Herrlicher, als an der Brust Zeichen verschwendrischer Gunst:
Nimm dir anjetzt, was der Frühling gebiert, die Blümchen der Erde,
Dich zu erwecken zur Lust, nimm dir von Veilchen den Kranz!

Unserm ehrwürdigen Griesbach.

An seinem Geburtstage den 4. Januar 1810.

Heil dem Manne, der vom Kreise
Seiner Lieben froh umschlungen,
Heut' die erste seiner Sonnen
Freudelächelnd wieder sieht!

Er begrüßt die vor'gen Tage,
Die ihm Leid und Freude brachten;
Rüstet sich zur fernern Reise,
Unverdrossen in dem Lauf.

Da, wo reine Seelen schöpfen,
Schöpft er sich die milden Freuden,
Und des Lebens rauhe Stürme
Lindert er mit heiterm Sinn.

Zu der ernsten Pflicht des Lehrers
Rief ihn Wissenschaft und Kenntniß,
Und mit Biedersinn und Treue
Folgt er seinem edeln Ruf.

Schaaren wißbegier'ger Jugend
Drängen sich zu seinem Sitze,
Saugen von beredten Lippen
Wissenschaft und Lehren ein.

In der Näh' und in der Ferne
Sorgt er für ihr Glück des Lebens,
Und sie lieben in dem Lehrer
Späterhin den Vater noch.

Auch der Bürger Wohl und Wehe
Reizet ihn zu strenger Sorgfalt,
Und mit aufgehelltem Blicke
Schaut er auf des Landes Heil.

Mild und gütig seinen Freunden;
Aber zürnend den Verderbern
Des gemeinen Wohls, verkündet
Er den Freund und braven Mann.

Mög' um seine Silberlocken
Lange noch der Kranz der Freude
Blühen! Lange noch verehret
Von den Freunden und Geliebten.

Wieland.

Jena, am 5. September 1812.

Trübe Tage sind verflossen,
Und des Himmels heitres Auge,
Das die Welt mit Freude füllet,
Barg ein düstres Wolkenheer.

Phöbus! sei uns heute günstig;
Brich die finstre Wolkendecke,
Schau herab auf deinen Liebling,
Und beselige sein Fest.

Sechszehn Lustra sind vergangen,
Und noch steht der Mann als Jüngling;
Wie der Morgen, so der Abend,
Immer stärkt ihn neue Kraft.

Heil dir, Phöbus, Freudengeber!
Du gewährest ew'ge Jugend;
Wem dein Morgen freundlich blickte,
Dem glänzt auch der Abend noch.

Schaut des Mannes langes Leben!
Wie ein weiter Blumengarten,
Überdeckt mit goldnen Früchten,
Breitet es sich aus vor uns.

Wer genoß nicht seiner Früchte?
Ruhte nicht in seinen Lauben?
Wer hat an den Silberquellen
Seines Geistes nicht geschöpft?

Wer irrt in den Zaubergängen
Seiner Muse, unbegeistert?
Wer besuchte nicht die Tempel,
Die den Grazien er geweiht?

Auch durch Kunst der Sprache rief er
Geister auf vergangner Zeiten;
Und das Maas der Schönheit schwebt' ihm
Sicher in der freien Hand.

Doch wer mag das Lob des Mannes
Singen, dessen ganzes Leben
Ein Geschäft der höhern Freuden,
Eine Geistesblüthe war?

Ewig soll sein Name blühen!
Nach ihm bilden sich die Geister;
Aus den hohen Dichterhainen
Schallt der Name Wieland vor.

Heil dir, Phöbus, Freudengeber!
Schütze du des Greises Jugend,
Laß ihn hundertjährig werden,
Ihm zum Segen, uns zur Lust!

Spät noch wollen wir ihn feiern,
In dem Kranze froher Gäste;
Dank den Himmlischen gewährend
Für so seltner Gaben Huld.

Lorenzo von Medici.

Unter Trümmern heil'ger Vorwelt
Will ich jetzt den Edeln suchen,
Den mein Herz vor vielen Andern
Hoch verehrt und liebend schätzet.

Aufgesproßt in zarter Kindheit
Unter seines Ahnherrn Tugend,
Unterrichtet von den Weisen,
Strebt er auf, der hohe Jüngling.

Was nur wissenswerth und rühmlich,
Was den Mann, den Weisen, bildet,
Den Erhalter eines Staates,
Saugt sein Herz mit frohen Zügen:

Und die süßen Künste nähren,
Und die herzerwählten Musen,
Aus dem Schatz der reichen Vorwelt,
Nähren ihn mit Götterspeise.

Freundesherzen zu erwerben,
Sich mit Edelsinn verbinden,
Lieb' um Liebe umzutauschen,
Treibt ihn an die zarte Seele:

Und wie unter grünen Sträuchen,
Die ihm Duft und Blüthe streuen,
Sich an seiner Lust ergötzen,
Steht der jugendliche Lorbeer.

Früh doch zu des Mannes Tugend
Reift sein Alter; seine Schultern
Sollen schwere Lasten drücken;
Auf ihm liegt das Heil des Staates.

Was kann mehr dem edeln Bürger
Geist und Sinn und Herz erwecken,
Als von tausenden der Seinen
Stifter ihres Wohls zu sein?

Aber ach! die Menge schwanket
Hin und her; der Neid verfolget,
Lauschet düster in den Höhlen;
Großthat wird ihm zum Verbrechen.

Angebetet von den Guten,
Und verflucht in jenem Winkel,
Schwebt sein Geist mit Engelschwingen
Seiner Bürger Wohl umfassend.

Keine Sorg', kein Opfer scheuet
Seine Großmuth: als zur Seite
Sie den Bruder ihm erwürgen,
Fällt vor ihm der Mordstahl nieder.

Groß das Herz, mag es verzeihen:
Und es fliehn die Höllengeister,
Und er eilt zu seinen Schatten,
Wo die Muse seiner wartet.

Klagend, aber lieblich, tönen
Seine Saiten: was die Holden
Ihm mit süßer Macht gebieten,
Tönt durch Thal und Hain und Felsen.

Süße Freude, selig Leben,
Bei des Landes edler Fülle,
Edler Muse sich ergeben,
Die so reich an Gütern wuchert!

Fern von des Ilyssus Ufern
Rauschen lang verklungne Töne,
Rauschen Stimmen alter Weisen
An den Ufern der Ombrone:

Und ein Reich des Schönen bildet,
Anmuth, Geist und edle Sitte,
Süße Freundschaft, zarte Liebe,
Sich an Ufern der Ombrone.

Welche balsamreiche Düfte,
Welche Blüthe schöner Thaten
Zu Veredlung der Geschlechter,
Hauchen jene Lustgefilde!

Sie wird noch die Nachwelt singen:
Reiche gründete ihr Wohlsein,
Ihre Früchte waren Kronen:
Ach, zu bald vom Stolz vernichtet!

Hanns Knebel.

Verbrannt zu Antwerpen 1572, um seines Glaubens willen. *)

Steh' fest, du braver Hanns! und wann dir gleich
Der Büttel enger noch die Knoten schnürt,
Dich deiner Fürstin aufgehob'ne Hand
Zum Frevel gegen dein Gewissen mahnt; —
— Indessen mit zurückgehalt'ner Thräne dort
Ein zartes Fräulein klagt um deine Jugend —
Doch steh' du fest! und halt' an Gott und Wahrheit,
Und wanke nicht im männlichen Entschluß,
Und achte nicht des Mörders Flammenwuth!

Es bleibt ein ewiges Gedächtniß dem,
Der seiner Ueberzeugung standhaft folgt;
Den nicht das Drohen des Tyrannen schreckt.
Das, was in dir erstirbt, wacht glänzend auf
In preisender Geschlechter hohem Ruf.

Noth thut es, daß ein Mann auf seinen Füßen steh',
Und wenn er Rechtes kennt, auch Rechtes spricht.

Der schwärmenden Gestalten gaukeln viel,
Verblenden Aug' und Sinn, umkleiden sich
Mit Schein der Heiligkeit — und führen hin
Zum offenen Verderbniß. O die Heuchler!
Hin morden sie den Bruder und den Freund
In täuschender, heilloser Frömmigkeit,
Aushauchend Teufelswuth. Sie schüren Flammen,
Und richten Mordaltäre auf — für wen? —
Der Gottheit! — sie? — die Höllenmörder, sie,
Die sich an Flammen ihrer Brüder kühlen? —
Wer kann die Opfer eurer Bosheit zählen? Wer
Aussprechen nur die Qualen, die ihr schuft? —

*) Nach einem Bilde im Théâtre des Martyrs von Jean Luyken.

Sei still mein Herz! und nenne nicht den Fluch
Der Menschheit! nenne nicht die Schmach der Welt! —

Du, braver Hanns, steh' fest! und folge dem,
Was dein Gewissen sagt. Und fließen Jahre hin,
Jahrhunderte, dir lohnt die Menschheit noch.
Dein Staub, vermischt mit Asche deiner Brüder —
Die auch, gleich dir, ein unverschuld'ter Tod
Durch Mörderhand zu Märtyrern geweiht —
Verweht sich nicht. Ihm weihet eine Thräne
Die Nachwelt, und mit ihr der Enkel treues Herz.

An Selene.

In einer Sommernacht.

Jungfrau des Himmels!
Schöne, keusche Schwester des strahlenden Sonnen-Gottes!
Warum weichst du? —
O wende dein Antlitz,
Und verleihe Du uns
Den versagten Schimmer des Tages!

Du gießest Sanftmuth in das Herz,
Klare, Hellleuchtende!
Du trittst hervor, und spielst mit deinen Reizen!
Wie buhlen um dich die Gestirne;
Doch wagt sich keines dir zu nahen.
Mild erhellst du den Blick,
Kein Aug' ermüdet dich anzuseh'n! —

Du gießest Sanftmuth in das Herz,
Heiterkeit in die Seele;
Die Kümmernisse der Nacht weichen
Vor deinem lichten Strahle;
Und beschwingt führst du den Geist
Hinauf zu olympischen Höhen.

Sei mir gegrüßt, Holde,
Seelenbesänftigerin!
Ich beklage nicht den Wechsel
Des Tages mit der Nacht;
Du zeigst ja dein himmlisches Bild,
Und heitre Freud' erwachet der Brust.

Sanftherblickende! — o bleib'! —
Weiche nicht von deinem Himmelsthrone,
Aus deinem lichtumflossenen Äther!
Wechs'le die schöne Gestalt,
Aber verbirg sie nicht
In der Erde düsteren Grüften.

Umsonst! — Wir gehen Alle dahin
In den langen Schlaf;
Auch du ermattest von der langen Reise
Und senkest dich herab. —
Doch du erwachest wieder! —
O weck' auch mich zu süß erneutem Anschau'n!

Seelenverein.

Das ist des Menschen, daß Seelen
Gemeinschaft hegen mit Seelen;
So bildet sich ein Reich
Sittlicher Vollkommenheit.

Höher ist dieß Reich, als wann Herrscher
Sich verbinden, der Erde weite Flächen
Zu besetzen; denn der Geist dringt
In die Tiefen und in die Höhen.

Liebliche Verschwisterung der Seelen, du!
Du schaffst die Erde zur Wohnung

Der Himmlischen. Großes Reich der Geister,
Was ist die Erde ohne sie?

Ein wüster Klumpen, verwachsen mit Gesträuch
Und wilden Dornen, des Raubthiers Nest;
Der Mensch selbst wär' ein Thier,
Ohne Geselligkeit.

Du erhöhst, du verfeinerst den Gedanken,
Holder Verein der Seelen! Du sammelst
Und du reinigst den Gedankenäther
Zu menschlicher Kost.

Wie die summenden Geschlechter der Bienen
Nach Beute fliegen und Nahrung suchen;
Wie sie unter des Himmels reinstem Einfluß
Bereiten die liebliche Kost:

Der Eifer des heiligen Vereines
Entzündet ihren Flug, der Gedanke
Des gemeinen Wohls, sorgender
Suchet er auf, was Jedem behagt:

So die Seelen; es erfreuet sich die eine
In der andern; was diese beglückt,
Beglückt auch jene; sie sammeln mit einander
Schätze der unvergänglichen Lust.

An F. v. W.

Wann ein trübes Gewölk des Himmels Antlitz
Noch so widrig entstellt, so lacht der heitern
Phantasie doch auf Auen und auf Wiesen
Immer ein Blümchen.

Der mit Feuer der Muse holde Schwester
Sanft das Auge bestrahlt, o süße Freundin!
Such' ein Blümchen mir auf von öder Haide,
Deines Gedüftes,

Daß ich fröhlich damit die blasse Stirn mir
Schmücke. Allzugeschwind entfliehn die Stunden,
Die wir heiterem Muthe schuldig, und die
Träger Verdruß frißt.

Allen öffnet des Lebens goldnes Thor sich;
Ob zu Freude, zu Leid, enthüllt die Zukunft;
Wer die bessern Minuten tauscht an schlecht're,
Solcher ist thöricht.

Blume des Dankes.

Den 3. September 1801.

(Dem Großherzog Carl August.)

Unter tausend schimmernden Blumenkränzen,
Die den Festtag meines erhab'nen Fürsten
Fröhlich schmücken, winde dich durch, du zarte
Blume des Dankes!

Nicht gemeiner Herzensgesinnung folgend,
Hat er schnellhinfliehender Tage mildres
Schicksal mir vergönnt, den Genuß, des Lebens
Friedliche Schatten.

Mögest du, ein duftendes Reis, zum Baum ihm
Werden; welcher, immer beglückt vom Himmel,
Immer neu ihm sprosset, an jedem Zweige
Blumen und Früchte.

Der Herzogin Amalia.

Alles was die Natur, was Erd' und Himmel nur zeuget,
Lebt und erhält durch Gefühl seiner Wirklichkeit Kraft:
Von der schnatternden Gans bis zu dem denkenden Weisen
Dringet ein dämmerndes Licht heller und heller heran.
Wer Empfindungen giebt, giebt Dasein und Leben; im Geiste
Blühen sie alle vereint, herrschen gewaltig durch ihn,
Und erschaffen durch ihn ein neues glänzendes Leben,
Neuer Dinge Genuß, neuer Entzückungen Quell.
Du, von diesem beglückten Gefild die Seel' und die Wonne,
Schaffest rings um Dich her Geistes belebende Kraft!
Was Du den Seelen ertheilst, das giebst Du Dir selber; es fließet
Der mäandrische Strom reicher beglückend zurück.

An Goethe.

Zum 28. August 1825.

Die lang verhaltnen Wünsche send' ich Dir,
O Freund, zum heut'gen Tag; denn er verdient,
Daß man mit Dank und Lobgesang ihn preise.
Du gabst uns manches Glück, und segenreich
Erwuchs durch Dich die Fülle der Gedanken:
Du nahmst dem blinden Aug' die Schuppen ab,
Erweitertest das Reich der Wissenschaft,
Und schöpftest aus den Quellen der Natur.
Drangst in des Herzens Tiefen, und erhobst
Den seltnen, den unsterblichen Gesang,
Mit tausendfachem Reiz und hohem Sinn,
Zum Muster und Ergötzen aller Zeit.
Dieß danken wir Dir, edler Freund! — und ich,
Wie könnt' ich je vergessen Deiner Gunst,
Der Freundschaft Glück und ihren hohen Werth? —

Für dieß und Alles, was Du segnend gabst,
Nimm nun den reinen unverfälschten Dank.
Die Welt, die jetzt Dich preis't, preis't künftig Dich,
Und höher noch: denn mit den Jahren wächst
Des seltnen Geistes hochverdienter Ruhm.

Nicht jedem ist vergönnt, des Wortes Sinn,
Des Geistes stille That sogleich zu fassen;
Die Nachwelt spricht den Namen heller aus,
Und heftet an der Zeiten Fels das Wort.

Nun möge Deiner Jahre später Lauf,
Der Abendsonne gleich, noch milde Strahlen spenden;
Dem weiten Reich der Wissenschaft und Kunst
Durch Deinen Geist noch licht're Bahnen öffnen;
Bis spät mit neuem Muth und neuer Kraft,
Den schönen Sieg des Lebens Du vollendest!

Sospiri.

Im April 1809.

1.

An Frau v. W.

Holde Sängerin, die Lieder schweigen
In der Brust dir, und du sitzest,
Philomelen gleich, auf dürren Ästen,
Von dem langen Frost gedrücket.

Auch auf unsern trocknen Fluren
Bricht kein Blümchen noch die Scheide;
Und die etwa vorgedrungen,
Senkt sogleich der Nordwind wieder.

Laß den Rauhen vor dir weichen!
Löse du des Zephyrs Flügel,
Und bethau' ihn mit Gerüchen!
Komm, und wecke du den Frühling!

2.

Wärme.

Mutter aller Erdgeburten,
Von dem Himmel und der Erde
Du mit gleicher Lieb' erzeuget,
Schütz' uns, deine armen Kinder!

Nichts mag ohne dich gedeihen:
Nackend stehn die öden Haiden,
Und der Baum steht ohne Leben,
Und die bleiche Saat verschmachtet.

Himmelstochter, du erfreuest
Alle Wesen; Alles regt sich
Auf der Erd' in Luft und Wasser,
Nur von deinem Hauch beseelet.

Auch der Menschen Herzen regst du
Mit gelinder Macht an; dir auch
Sprießen Blüthen auf und Blumen
Ihrer Lieder und Gesänge.

Hauch' mich an mit sanftem Odem;
Daß ich Lieder möge bringen,
Einen Kranz von frischen Blumen,
Meiner Freundin zum Geschenke!

3.

Die Veilchen.

Nicht im Morgenthau gebadet,
Aus der kalten Erd' entsprossen
Unter zweifelhafter Sonne,
Flieht zu mir, ihr Purpurveilchen!

Wahrlich seid ihr Heldenseelen,
Die ihr kühn dem Himmel trotzet,
Unter kleinem grünem Schilde
Wohlgeruch und Blüthen berget!

Kommt zu mir, ich will euch netzen
Mit den reinsten Fluthen, will euch
An dem Sonnenstrahl erwärmen,
Will euch milde Schatten suchen!

Zwar nur wenig sind der Stunden,
Die euch eure Tage fristen:
Schönes Leben eilt geschwinde;
Duft bleibt euch auch nach dem Tode.

Wer sein Loos, wie ihr, o Veilchen!
Schön vollbracht, geht schön von hinnen;
Immer bleibt ein Keim zurücke,
Der nach ihm zum Leben wecket.

4.

Trost.

Lange hat der Tag der Nacht schon
Ihre Herrschaft abgewonnen,
Und in immer weitern Kreisen
Fährt er durch die Himmelsräume:

Doch er hat die lauen Weste
Mitzubringen ganz vergessen,
Und noch ruhn die Fluren öde,
Aufgezehrt vom Neid des Nordwinds:

Seine Sänger in den Lüften
Stiegen hoch, sie zu erbitten;
Doch sie finden auf den Feldern
Noch kein Nest für ihre Kinder.

Soll ich trauern, soll ich klagen,
Soll in Wehmuth ich versinken? —
Wie so bald entführt ein Lüftchen
Alle diese Trauertöne!

Sie, Natur, die gute Mutter,
Löset leicht von ihren Übeln,
Überströmet uns mit Segen,
Ehe wir es uns versehen.

5.

Phantasie.

Wann das Herz, von Klagen müde,
Auszuruhen nun gedenket,
So erwachsen neue Sorgen
Aus der Brust des Menschen selber.

„Wie verworren sind die Pfade,
Die das Schicksal uns bereitet;
Zu dem dürft'gen Glück des Lebens
Zeigt sich kaum ein schmaler Steig noch."

„Laß dich nicht das Auge täuschen
Jener Fluren bunte Reize;

Hinter ihrem Reiz verbergen
Öden sich und Wüsteneien."

„Selbst wo jene Blumen wanken,
Birgt in Sümpfen sich Verderben,
Und willst du zur Höhe eilen,
Stürzt der Fels, es bricht der Abgrund."

— Laß dich nicht in Träumen täuschen
Phantasie mit Eulenflügeln!
Tröste dich! so grausam fesselt
Nicht des Schicksals Hand den Menschen.

Eine Führerin des Lebens
Hat es Jedem zugeordnet:
Wer mit Geist die Pfade suchet,
Diesen trägt, auf Purpurflügeln,

Trägt sie über Berg und Meere,
Über Eis und Ström' und Klippen,
Liebend; und die Göttin nenn' ich:
Phantasie der schönen Seelen.

6.

Erscheinung.

Aus dem Quell der Jugend stieg mir
Eine liebliche Gestalt auf,
Angethan mit jungen Rosen,
Ihre Locken wie Violen.

„Was ermüdest du mit Klagen
Unsre zarten Myrtenhaine?"
Sprach sie. „Scheuch' von deiner Stirne
Diese trüben Kummerwolken!"

„Hast du schon der Zeit vergessen
Jener jugendlichen Tage,
Wo dein Geist in süßen Wonnen
Sich zum Himmel schuf die Erde?“

„Wo du, unbesorgt des Lebens,
An die Fichte hingelehnet,
Froh dein Aug' gen Himmel wandtest,
Und vom Himmel froh zur Erde?“

„Keine weitern Wünsche hegend
War dein Herz mit sich zufrieden;
Und du glaubtest jedem Schicksal
Trotz zu bieten mit dem Herzen.“

„Sieh nur auf! derselbe Himmel
Lacht noch, und dieselbe Erde
Streuet dir noch Wohlgerüche,
Bettet Blumen dir zum Lager.“

„Laß die Sorgen! Sorgen schwächen
Nur die Seele; Unmuth wandelt
Dir in Bitterkeit das Süße,
Und nichts ist durch ihn geholfen.“

„Hier, von der krystallnen Welle,
Die den Himmelsthau gesogen,
Nimm die Tropfen! diese werden
Dich mit Jugendkraft beseelen.“ —

Sprach's; und neuer Schimmer glänzte
Mir vom Auge; die verlornen
Götterbilder kehrten wieder
In mein Herz, und Ruh' mit ihnen.

Ermunterung an sich selbst.

Im Frühjahr 1813.

Frage dein eigen Gemüth, und frage, was rund um dich her ist,
    Alle Natur, ob sei höher ein Ding als der Mensch?
Und doch steht er gebeugt vom Schicksal: trübere Tage
    Lasten auf ihm, als je drückten ein sterblich Geschlecht.

Hebe dich, Herz! noch flammet dir hoch am Himmel die Sonne,
    Noch entzünden sich dir Sterne der ewigen Nacht.
Immer träufet doch nicht von hangender Wolke der Regen,
    Und entstellet die Flur, schwemmet die Saaten hinweg;
Nicht stets schmiedet sein starrendes Eis der frostige Winter,
    Überdeckend das Land rings mit dem Schilde von Erz:
Alles wechselt; es steiget das Rad der Dinge zur Höhe
    Hier, und senket sich dort wieder zum Boden hinab.
Kein Band bindet den ehernen Fels, daß nicht er zuletzt noch
    Hinstürzt; jegliches Ding suchet sein eigenes Grab.
Siehe, schon haucht den Busen der Erd' ein milderer Lenz auf;
    Saaten sprießen empor, Blumen nektarischen Thau's;
Flora wandelt mit fröhlichem Schritt durch Auen und Fluren,
    Hänget an jeglichen Busch Kränze, an jeglichen Zweig;
Feuriger schlägt der Puls der Natur: auf, wag' es zu leben!
    Streife den finsteren Gram dir von der Stirne hinweg,
Und entwölke das Licht der Natur! die Göttliche ruft mit
    Mächtiger Stimme dir zu:

„Was klagst du, o Sterblicher, traurig
Sinnend über dein Loos? Noch ist nicht Alles verloren!
Trauert die halbe Welt, und frißt mit wüthender Blutgier
Jahr für Jahre der Krieg die Menschheit auf und die Länder;
Schwärmen Seuchen umher, und tilgt, was irgend das Mordschwert
Noch verschonet, zuletzt die Alles bezwingende Noth aus:
Doch hält über den Sternen ein weises Geschick noch die Wagschal',
Stillstand drohend der Wuth. Wahnsinnige Kinder der Erde,
Wollt ihr zertrümmern die Welt? aus der Bahn sie rücken? zernichten

Weiser Natur Gesetz, die jedem lebendigen Wesen
Liebe zum Leben gab, und für dessen Erhaltung besorgt war?
Stürzt die Stützen der Welt nur um, verwüstet das Antlitz
Meiner geschmückteten Erde, zerreißet die Bande der Menschheit;
Doch soll euerer Wuth es nimmer gelingen, den Segen
Allen hinwegzunehmen von meinem Geliebten, dem Menschen!
Siehe, ich hab' in die Brust ihm eingepflanzet ein Herz voll
Muth, zu bestehn die Gefahr. Nicht Waffen sind es, nicht Schwerter,
Oder donnernd Geschütz: der Geist nur schwinget sich höher,
Schaut auf das Ganze hin, und verachtet die Bande der Knechtschaft.
Widrig Geschick mit Geduld zu ertragen, gewöhnt' ich ihn: sich'rer,
Als durch den Panzer von Erz, vermag er durch diese die Pfeile
Aufzuhalten, die drohn; nie ganz zu erliegen dem Schicksal,
Sondern den heitern Blick zu lenken auf fröhliche Hoffnung.

Aus dem Chaos schuf ich die Welt. In gräßlicher Zwietracht
Stritten unter einander die tobenden Elemente;
Aufruhr herrschte durch's All. Da rief ich Ordnung und Eintracht,
Jene himmlischen Beide, hervor aus Dunkel und Grausen,
Daß sie besänftigen möchten den wilden Tumult, und vereinen
Durch freundschaftliches Band, die ungeheuer sich haßten;
Dann durch süßen Verein unendliche Freuden bezweckten.
Und schon trat am Himmel hervor die leuchtende Sonne,
Breitete Leben und Licht durch alle die Tiefen der Schöpfung;
Mond und Sterne wichen zurück; aus gemessenen Fernen,
Dunkler und schimmernder bald vorstrahlend, nach Maß und Verhältniß.
Damals erschienst auch du, du kleine Erde; nicht wissend
Welches Loos dich noch träfe: ob glänzende Tage der Freude,
Über dich ausgegossen in ununterbrochener Folge,
Wallen dir würden: ob Noth in traurigem Dunkel dich festhielt?
Wechselndes Glück doch ward dir zu Theil: denn wie sich die Nacht trennt
Von dem Tage, der Tag von der Nacht; in erweiterten Kreisen
Bald sich drehend, und bald in engere Räume sich schließend;
Also auch ist ein doppeltes Loos dir beschieden vom Schicksal,
Ungleich unter die Hälften vertheilt: es wechseln mit Stürmen
Immer die ruhigen Tage der herzempfundenen Wonne;
Kein Glück ist dem Erdegeschlecht ausdauernd verliehen;
Auch das Unglück wendet sich stets zu besserer Hoffnung:
Gutes und Böses reihet sich an im Leben des Menschen.

Und nun hab' ich, ein Zeichen des Friedens, den doppelten Bogen
Ausgespannt an dem Himmel: ein Wunder zu sehen dem Menschen!
Daß er ein Zeug' ihm werde, ein unzuverkennendes Merkmal,
Auch auf den wildesten Sturm erfolge noch Anmuth und Wonne,
Wenn ihn der Strahl der Sonne bescheint. Dieselbigen Stoffe,
Die mit Schrecken und Nacht dich füllten, sie dienen zum Spiegel
Blendender Sonne Glanz, der mit tausendfarbigem Reize
Nieder zur Erde sich senkt, und zwingt zu Erstaunen und Ehrfurcht.

Nimmer demnach verzage der Mensch. Die Kräfte des Himmels
Sind allmächtig. Oft dienet auch Noth dem Glücke zum Werkzeug;
Unverschuldetes Leid belohnt sich mit doppelter Krone."

Verlangen.

(An meine Schwester.)

Ruhig schwimmt im ätherischen Licht der farbige Tag hin,
Nur mit der Düfte Flor leise den Busen bedeckt.
Auch so sah ich sie einst, die Entfernte, wie malte die Liebe
Mir von dem holden Gesicht brennend die Farben in's Herz!
Nimmer verlöschen sie hier; es waschen nicht Regen noch Stürme
Sie mir hinweg: er kommt wieder, der leuchtende Tag!
Siehe, der kleine Hesperus läuft schon meinem Verlangen
Vor. Wie die Fackel er schwingt! — Eile, Aurora, ihm nach!

An Henriettens Geburtstag.

(1791.)

Wem gebühret vor Allen die süßaufblühende Rose?
Nur dem Herzen, das selbst im milden Busen verschließet
Süße Düfte der Freundschaft, und gleich der Blume in tausend

Sanften Blättern sie wieder verstreut. O Freundschaft, du schöne
Gabe des Himmels, du oft besung'ne, genug nie besung'ne!
Du nach dem Leben das Zweite; wer möchte ohne dich leben?
Schwach vom Boden auf sprießt der Mensch, die zartere Pflanze,
Hält sich sogleich an deinen Stamm; du trägest ihn weiter,
Und durch dich nur treibet er fort: nun lernet er selbst auch
Andere tragen, verbindet sich Andern zu froherem Daseyn;
Just wie der Rosenbaum glänzt in tausendfältiger Blüthe.
Wer alleine steht, mag mit kargem Reichthum ergötzen
Eines Denkers Seele, das Leben lebt in der Zahl erst:
Ohne diese kann solches nicht Wonne geben noch nehmen.
Himmlische Freundschaft, du machst aus Menschen mehr als sie selbst sind;
Blühend in deinem Dufte verbreiten sie höh're Gerüche.

Und so kamst Du, zärtliche Schwester, im Monde der Rosen
Selbst zum Vorschein, und stärktest mein Leben mit höheren Kräften:
Du, die letzte Blume des Stamms, zugleich auch die beste!
Möge dein Leben verfließen im heitern Schimmer Aurorens,
Sich und andern ihm gleich an Farb' und lieblichem Dufte!

Henriette.

An der Pforte von dem Jahre,
Wo der schöne Lenz hereintritt,
Steht dein Name; und er steht auch
An der Pforte meines Herzens,
Wo mir alles Gute herkommt.

Im Januar 1805.

Vom Saft der Blumen nähret sich die Biene,
Von ihrem Dufte lebt der Schmetterling;
So möchte sich mein Herz vom Zarten nähren,
Doch immer trübt ein Bittres den Genuß.

Am reinen Himmel zieht die finstre Wolke,
Die schöne Flur entstellt des Hagels Schlag;
Die wohlgebauten Felder deines Herzens
Benagt das Schicksal oder Menschenwuth.

Und jetzt, da sich das Thor des Himmels öffnet,
Und uns die lichtern Tage prophezeiht,
Stehst du am Bette der geliebten Freundin,
Die unsers Lebens reinste Wünsche nährt.

Verklärung.

Am Himmelfahrtstage 1815.

Auf der Berge Höhen wandl' ich,
Müd' des losen Erdgetümmels:
An dem Ewigen und Schönen
Labet sich die matte Seele.

Schnell vergehn der Menschen Dinge:
Nur du bleibst uns, hoher Himmel,
Und auf dieser Berge Spitzen
Gründest du dein ewig Dasein!

Nimm mich auf, du reiner Äther,
Von der wandelbaren Erde,
Daß ich möge ihres Jammers,
Ihrer Niedrigkeit vergessen!

O wie lacht aus dunkler Ferne
Mir der Sonne Gold entgegen!
Wie erhebt sich der Gedanke
Bei entfernter Welten Licht!

Durch die unermeßnen Räume
Wandeln sie mit frohem Jauchzen;
Jede herrlich, jede glänzend,
Stolz in königlicher Pracht.

Sagt mir, hohe Himmelsbürger,
Welch ein Geist und welche Gottheit
Regt euch an in euren Kreisen
Zu so seligem Genuß?

Keine niedre Sorge trübet
Eure Tage; wie von Flügeln
Holder Engel angehauchet
Fliehen euch die Stunden hin.

Nein, in eure Friedensauen
Ist kein Mordschwert noch gekommen,
Und es schwillt in euren Bergen
Nicht des Eisens wilde Kraft.

Purpurn leuchtet euch die Sonne,
Rein und unbewölkt der Himmel,
Wie mit Blumen übergossen
Strahlet euch das Sternenfeld.

O wer bringt mich in die Thäler,
Auf die goldbeblümten Auen,
An die perlenhellen Quellen
Seliger Zufriedenheit!

Welche Freude, welche Wonne,
Welche süße Götterstunden,
Wo sich Bild und Wahrheit gatten
Zu unsterblichem Genuß!

Nichts soll uns von Liebe trennen;
Ja, vereint an eurer Seite,
Scheint mir selbst der Lauf der Zeiten
Nur ein Tag der Fröhlichkeit.

Phantasie.

Es trat aus seiner Rosenknospe
Der Morgen jugendlich hervor, —
Doch ohne dich!
Ich sah das Strahlenhaupt des Mittags;
Sein Schimmer warf ohnmächt'ge Glut herab;
Doch minder mächtig als die Glut von deinen Augen.
Es schlummerte der Abend endlich ein,
Gleich einem Mädchen in verliebten Rosenträumen;
Noch sah ich nicht dein holdes Angesicht.

Es kam die Nacht, die Sterne funkelten;
Da ging der Stern der Liebe meinem Herzen auf.
Weit schöner bist du, Nacht, als dieser ganze Tag!

Die Zeichnerin.

Wann von dem sinnenden Geist das Bild der Natur ich erwecken
Sehe, die Landschaft belebt unter gefälliger Hand;
Lieblich sich beugen die Formen, und hold sich wieder erheben,
Und den Reiz der Natur täuschend im Bilde sich nah'n,
Dann auch wünsch' ich mir selbst von der Himmlischen einem den Pinsel,
Der mit der Anmuth des Geists male die holde Gestalt.

Weimar.

Im November 1804.

Neben einander stehn zwei holde Gestirn' an dem Himmel,
Jugendlich zart und schön, beide verbunden durch Reiz:
Ein Licht strahlet aus beiden, und immer vereinet gewesen
Scheinen sie, oder getrennt nur durch ein leichtes Geschick.
Wann im röthlichen Glanz das Eine heller emporstrahlt,
Zeiget im milderen Licht Jenes nicht minderen Reiz:
Diesem möchte das Herz man vertraun, und Jenem sein Schicksal;
Beide zusammen vereint bilden das glücklichste Loos.
Eilt, ihr Kinder der Erde, dieß Zwillingspaar der Gestirne
Freundlich zu grüßen, damit eueren Kreisen sie nah'n!
Feiert Gelübde für sie! wann einst als Sonnen sie glänzen,
Daß sie den fröhlichen Tag senden mit himmlischem Licht.

Moralischer Traum.

Wann eine Götterschaar von Tugenden
Schon in des Herzens Tempel eingezogen,
So nimmt, bei widerwärt'ger Stürme Drang,
Zuletzt die Großmuth ihren Sitz darin.

Sie sieht und kennt der Dinge Werth, und weiß,
Daß nichts der Seele hohem Stande gleicht,
In der die Übermacht der Dinge wohnt.

Sie setzt sich Jedem gleich, der ihr sich naht,
Und mißt genau des Herzens inn'res Maß;
Nach ihm bestimmt sie Neigung und die Wahl.

Sie sucht das Niedre zu erheben, heilt
Das Kranke; kennt die Furcht des Eitlen nicht.

Von Mancher Werth und Unwerth überzeugt,
Und von des Menschen flücht'gem Unbestand,
Ist sie zu groß, zu hassen: widrige
Gefühle nährt nicht gern die hohe Brust.

Wann sie der Unfall schlägt, so leidet sie
Was menschlich ist; und wann sie Menschen schlagen,
So fühlt sie bei sich selbst, daß wahre Größe
Nicht zu beleid'gen ist. Mehr Mitleid hegt sie,
Als Rache; mehr noch, als vernichtende
Verachtung: denn sie ehrt des Schöpfers Werk.

Was sie am meisten kränkt, ist Schmach; doch diese
Besiegt sie durch Erfüllung stiller Pflicht.

Wo in der weiten Welt ist Tugend nur
Zu finden, als in deiner Brust, o Mensch!
Und solltest du noch zaudern, Göttern ähnlich
Zu leben, da du ihr das Größte bist?

Duschmanta.

„Wie süß ist das Entzücken eines Vaters,
Wann ihm vom hoch empor gehaltnen Knaben
Der Staub der Füße fällt in seinen Busen!“ *)

So sprach der göttergleiche Held und König,
Und nahm den jungen Löwenbändiger
Mit sich auf Indras goldnen Wagen, ihn,
Die süß'ste Blüthe seiner Hoffnungen.

Nichts übersteiget treuer Eltern Liebe:
In dieser zartesten der Neigungen

*) S. Sakontala.

Endet des Lebens Glück; es sichert uns
Die Dauer für die Zukunft.

Die Natur
Vermag nicht unter ähnlicher Gestalt
Den Fortgenuß der Dinge zu gewähren.
Sie wechselt ihre Formen, und sie läßt
Des Einen Bild in andre übergehen,
Doch mit Verschiedenheit von Geist und Kraft.
So wächst der unermeßne Reichthum auf,
Und ewig zeigt sich eine andere,
Und doch dieselbe Welt. Wir leben fort,
In Andern fort. Es sieht der Vater sich
In seinem Sohn; ja, sieht sich selbst vermehrt
In seiner Kinder Zahl. Verschiedenheit
Der Bildungen, Gestalten, Geists und Herzens,
Sie reizen mehr noch eigner Bildung Zuwachs
Sich zu erwerben, um mit Wohlgefallen
Das Herz der Seinigen zu bilden, so
Mit Lust zu schauen ein vollkommneres Geschlecht.

Wer sollt' in dieser Freudenfülle nicht
Das Glück des Lebens fühlen? Darum brennt
Der Eltern Herz für's eigene Geschlecht,
Und fühlt sich selbst verdoppelt nur in ihm.

Umschlungen von dem süßen Dasein fühlen wir
Des Lebens Hintritt kaum. Der alte Stamm,
Umlaubt vom jungen fröhlichen Geschoß,
Sinkt unter Blüthen hin, und seine Stelle
Bezeichnet nun ein edleres Geschlecht.

An eine Freundin.

(1804.)

Dich, treue Freundin, möcht' ich wohl vergleichen
Mit süßer Waizenfrucht, die Alle nährt.
Erst trägt sie goldne Halmen, froh und schön,
Und hat das Schicksal diese aufgetrocknet,
So reichen sie schmackhafte Kost und Nahrung.

Ganz war dein Leben Frucht. Für Andre mehr
Als für dich selbst; und doch erhieltest du
Den Glanz des Wohlgefallens um dich her.

Wie sich der edle Halm vom Boden hebt,
Und grad die Richtung in die Höhe nimmt,
So hubst du vom Gemeinen dich empor;
Nicht wie die Zeder, aber reich an Früchten.

Laß deines Lebens goldne Aue noch
Uns lange blühen. Immer sucht, was du
Verbirgst und giebst, der ungewisse Mensch:
Sich in den festen Stand zu setzen, wo
Des Herzens Güte mit Vernunft sich paart.

Auch sichrer Lohn der Freundschaft wartet dein,
Die du so treu gepflegt. Sie weihet dir
Ein dauernd Denkmal. Nimm, was dir gebührt!
So unbeständig auch ihr Flügel wogt,
Soll nie die Zeit vom Felsen es verwehn.

Die Pappel am Bache.

Immer trinkst du dieselbige Fluth und hauchest denselben
Liebesodem, doch läuft Heerde von dir und der Hirt.
Wundre dich nicht; wer sucht veränderte Reize des Lebens,
Irret immer; dem bleibt's, der nur das Einzige sucht.

Grabschrift.

Nicht zu der stygischen Fluth und nicht zu dem finstern Kocytus
Wallte mein Geist, auch nicht hin in's elysische Feld:
Rein wie er war, nahm ihn die Natur nun wieder zu sich auf,
Und im unendlichen All lebet er ewig mit fort.

Der dauerndste Sinn.

Was wir durch Sinnengenuß erhalten in unserem Leben,
Alles vergeht: wie schnell flieht vor dem Auge der Reiz!
Düfte, so sehr sie entzücken, so eilig verschwinden sie wieder;
Auch was den Gaumen ergötzt, dauert nur wenige Zeit:
Aber die trefflichen Worte, die du in das Ohr mir geleget,
Hör' ich noch immer, und nie werden sie schwinden daraus.

An die Rose im Winter.

Rose, neben dem Bette des kalten Boreas schläfst du,
Und entzündest mit Glut seinen gefrorenen Hauch:
Eil', o Rose, mir auch die dämmernden Schläfe zu schmücken;
Wecke der Jugend Gestalt in dem erlöschenden Sinn!

Widerstand.

Wann die Kiesel Fluthen brechen,
Dann ertönet Melodie;
Bricht den Sonnenstrahl die Wolke,
Stehen tausend Farben da.

Wann des Lebens rasche Fluthen
Enger Paß und Klipp' umschließt,
Dann erst dringen aus der Seele
Perlen der Gedanken vor.

Spruch.

Sonnengeist in Stein gebannt
Ist der edle Diamant;
Immer bleibe stark und rein,
Sohn des Lichts, wie dieser Stein!

Türkisches Gedicht.

Schwarz von Gestalt bist du, doch weißer an Sitten wie Andre;
Schwarz ist im Auge der Stern, aber sein Wesen ist Licht.

Ein andres.

Eine Perle war unser Vesir, doch verkannte die Welt ihn;
Drum nahm Gott ihn und legt' ihn in die Muschel zurück.

An den Hausberg bei Jena.

Kahl ist der Scheitel; die Brust umgiebt der laubichte Weinstock,
Und von manchem Gehölz liebliches Farbengemisch:
Säklen hast du bereits das Thun und Leben der Menschen
übersehen, und nun lädst du zur heiteren Höh.
Scheue den Fußtritt nicht, o Wanderer! liebliche Aussicht
Beut dir rings umher Stadt und der Fluß und das Land.

Der Altar der Grazien.

Willst du jeglichen Tag zum Frühlingstage dir machen,
Nimm ein Blümchen und leg's auf der Huldinnen Altar!
Beut' sie der Garten dir nicht, noch das Feld, entlock' es dem Herzen!
Hier ist der Grazien Feld, Garten und liebster Altar.

Marat und Charlotte Corday.

Jüngst vor Marat stand der strenge Richter des Lebens:
„Stirb!“ sprach er zornig zu ihm, „du hast vergossen des Bluts.“
„Soll er sterben!“ trat ihm der Freiheitsengel entgegen:
„So empfang' er den Tod hier von dem würdigsten Weib.“

N a t u r.

Nicht sind Stühle der Redner allhier, noch Bänke des Wissens,
Einfach tönet der Bach, einfach das lispelnde Laub;
Einfach schallet vom Fels die muntere Sprache der Echo,
Selbst die Flöte schnitzt Pan sich aus einfachem Rohr:
Allzugekünstelte Sprach' irrt weit vom Pfad der Natur ab;
Spreche mit ihr, und es wird jegliches Herz dich verstehn!

K u n st.

Weil doch der Menschen Glück in dem liegt, was sie sich bilden,
So verlohnt sich's der Müh, selbst sich ein Kunstwerk zu sein;
Nicht nach fremder Gestalt, nach erkünstelten Formen und Ansehn,
Sondern daß die Natur unverrückt wirke durchaus.

E l y s i u m.

An einem schönen Herbstmorgen im Garten.

Ist nicht Elysium hier? — Ein reiner belebender Äther
Haucht durch die ganze Natur. Es wiegen im Strahle der Sonne

Sanft sich Blätter und Busch, und himmlisch schwelgen die Blumen
In der erheiterten Luft, vom Strahle der Sonne begeistet.
Zarter Flor umspinnt die bräunlichen Fluren und Felder,
Und mit düsterem Blau umhüllt sich der felsichte Bergwald. —
Freut euch des himmlischen Lichtes, und stimmet Saiten und Flöten
An, zum herrlichen Lob des gegenwärtigen Gottes! —

Der Gelehrte.

Gleich dem Arme von Holz, der Andern zeiget die Straße,
Die er selber nicht kennt, nie zu durchwandeln begehrt,
Steh' ich, und zeige den Weg zu Wissenschaft, Tugend und Ehre;
Steif ist mein Arm, und steht Jedem, der Richtung ihm giebt.

Das Leben.

Ein Tag giebt dir des Lebens Genuß, ein anderer nimmt ihn;
Zwischen den beiden schwebt Schicksal der Menschen und Glück.
Greif nach dem Bessern, und nimm das Geschenk, das die Stunde dir darbeut;
Ist er verloschen der Tag, kehrt er nicht wieder zurück.

Die Imperatorsmiene.

Wunder, daß Teutsche Dichter so sehr den Kaisern doch gleichen!
Da den Dichtern doch wohl selten ein Kaiser noch glich.

Die neuesten Schriftsteller.

Eure herrlichen Werke sind alle geschrieben der Nachwelt!
Wär' ich die Nachwelt nur, daß ich sie könnte genießen!

An die Biene.

Liebliches kleines Geschöpf, du sammelst aus Blumen dir Speise!
Nur das Vortreffliche giebt edleren Seelen Genuß.

An Prinzessin Caroline von Weimar.

(Am 18. Juli 1811.)

Die du in heiterer Jugend die Bahn der Unsterblichen suchtest,
Früh die Accente vernahmst von dem geweiheten Chor,
Und mit Rosen umhüllt hinstrebtest nach dauerndem Lorbeer,
Dein umlocketes Haupt zierend mit höherem Schmuck:
Traue dem Genius, welcher dich führt! hin nach dir gewendet,
Zeigt er den herrlichen Kranz. Nimm ihn, der Göttliche winkt!

An Dieselbe.

Der Vernunft und der Wahrheit holde Schülerin,
Hast du erwählt, zur Gespielin dir, des Herzens Güte,
Und ein gottbegabter Sinn
Führte dich hin in das Heiligthum der Musen.

Bewahre den Schatz! er ist herrlicher
Als der demantgestickte Mantel der Herrscherin:
Verborgen, in der Kiste, schweigt dieser;
Jener, in dem Herzen, spricht ewig.

Gesänge wird er dir singen, lieblicher
Als der Harfe Saiten; er wird ins Ohr dir
Lieder tönen, und die Stirne schmücken
Mit nie verwelkendem Glanze der Jugend.

Auf den Tod unsrer Freunde.

Unerbittlich Geschick, du reißest vom Busen die Freunde,
Reißest die Wurzeln aus, die an die Erd' uns geknüpft!
Doch der entwurzelte Stamm treibt höher zum Himmel die Zweige,
Schöpfet von oben herab neue verborgene Kraft;
Treibet, vom Thau des Himmels genährt, aufsprossende Blüthen,
Und begegnet der Schaar unsrer Geliebten allda.

An Frau von Schardt.

(Als Antwort auf einige Verse von ihr.)

Endlich müd des Geschnatters im leeren beweglichen Kreise,
Läßt du die Stadt und eilest aufs Land. O Heil dir, die Fluthen
Deiner Ilm sie rauschen so seelenlos nicht, als die Schnäbel
Jenes in Flor und Linnong gehüllten bunten Geschlechtes.
Nun genieße der glücklichen Weisen, die willig das Land giebt,
Und dein eignes empfindendes Herz! dieß täuschte noch Niemand,
Der es nicht selbst zuvor mit List und Leichtsinn getäuscht hat.
Alles Unglücks Anfang ist Leichtsinn: das spielende Herz folgt
Einem irrenden Strahl von Muthwill oder Vergnügen,
Und fängt selbst sich zuletzt in seiner eigenen Schlinge.

Etwas muß man thun, und etwas lassen, auf ewig.
Mannichfach ist die Ansicht der Dinge für Viele; der Kluge
Wählt den Einen Weg, der ihm als der wahrste sich zeiget.
Traue dem eignen Gefühl! die Freuden des Lebens veralten
Nimmer; Thorheit nur macht alt, ungenießbar das Leben.

Geh' und suche nunmehr die friedlichen Pfade des Haines,
Und die rauschenden Ufer mit frischen Blumen umstecket;
Und begegnet ein freundlicher Hirt dir, so grüße ihn freundlich:
Aber fliehe die Schaar der fittigrauschenden Gänschen,
Basiliskenzungen sind ihre schnatternden Schnäbel.

Nach dem Griechischen.

Den Menschen treiben vier besondre Mächte
Durchs Leben, sagt ein alter Spruch der Weisen.

Zuerst der Dämon: das ist jedes Menschen
Ihm angeborenes Geschick, sein Geist,
Sein selbst; die jedem eigne Art und Weise,
Wie er in diese Welt gerüstet kommt.
Von ihr hängt Alles, was er sein kann, ab.

Die zweite ist das Glück. Das nimmt ihn auf,
Und stellt ihm die Gelegenheit der Dinge
Und Lag' und Hülf' zurecht, daß er gedeihe.
Doch zeigt es auch ihm manches Gaukelwerk,
Wonach er strebt, und das ihn nachmals täuschet.

Nun kommt die Liebe, als die dritte Macht.
Sie ist der Geist des Lebens; ihre Fackel
Treibt flammend ihn durch mancherlei Geschick.
Sie führt den Menschen auf den höchsten Gipfel
Des Daseins, zeigt von da ihm der erschaffnen
Und unerschaffnen Dinge volles Glück,

Und stürzt hinab ihn zu dem Pfuhl des Elends:
Er seufzet sein Gebrechen Jahre durch.

Und endlich kommt die vierte Macht, die Noth;
Die strenge bittre Lehrerin des Lebens.
Ihr folget Alles; denn wer willig ihr
Die Hand nicht reicht, den zieht sie mit Gewalt.
Sie ist des Schicksals große Helferin,
Und Alles kommt durch sie zum festen Schluß.
Sie zieht mit Einer Hand herauf das Leben,
Und drücket mit der andern es hinab.

Liebesrausch.

(1803.)

Blumen und Kränze gebühren der Schönheit!
Blumen und Kränze umhüllen die Feier
Des fröhlichen Festes! —
Tyna soll leben!

Schmückt ihr die Stirne mit glühenden Rosen!
Deckt ihr den Schleier mit duftenden Nelken!
Tyna soll leben!

Laßt im Gepränge eroberter Herzen
Siegreich sie glänzen!

Tausend besitzt sie, und tausende nimmt sie;
Immer vermehrt, wie der Strom seine Wasser,
Fließt sie in lieblicher Schnelle vorüber,
Reißt sie die Blumen und Felsen mit sich,
Alle sind Ihre, die nur ihr begegnen,
Die nur der Strahl ihrer Augen berührt.
Tyna soll leben!

Auf ihr sind Leben und Liebe vereinet;

Gleich einem Phaëton fährt sie mit ihnen
Munter und froh durch die rosichten Lüfte.
Tyna soll leben!
Soll nimmer verblühen!

Tyna giebt allen Gestirnen ihr Licht.

Nachterscheinung.

Dunkler als der Tag,
Heller als die Nacht,
Scheint das klare Mondlicht;

Von der Berge Höh'n
Steigen dämmernd auf
Schimmernde Gestalten;

Tropfen lichten Thau's
Senken sich herab
Auf die stillen Fluren,

Und der Wälder Graun
Theilt mit süßer Macht
Philomelens Zauber.

Oben am Olymp
Reißt sich mächtig auf
Tiefer Welten Abgrund;

Weder Aug' noch Ohr
Findet suchend hier
Der Gedanken Ende;

Ewig dreht das Rad
Ungemess'ner Zeit
Alles Daseins Fülle,

Und verschlingt in Eins
Den zu schnellen Raub
Irdischer Gestalten.

Wo die Düfte weh'n,
Dorten an der Wand
Lichterhellter Buchen,

Such' ich, wie verscheucht
Von des Meeres Fluth,
Lina's stille Hütte:

Schöner, als der Nacht
Schimmerreicher Stern,
Glänzt bei ihr der Friede,

Und das süße Thal
Und das Mondenlicht
Wird um sie noch süßer.

An die Freunde.

Zum neuen Jahre 1827.

Jahre kommen und veralten
Mit der Zeiten Wechsellauf,
Unter mancherlei Gestalten
Löset sich das Leben auf:

Doch der Freundschaft edle Bande
Löset weder Zeit noch Glück,
Selbst schon an des Lebens Rande
Preis' ich, Freunde, mein Geschick.

Froher Tage Rosenblüthe
Möge durch das ganze Jahr
Euch erfreuen! — Eure Güte
Schenkt nur meinem grauen Haar.

Das Chaos.*)

(Am 24. November 1829.)

Das Chaos ist der Anfang aller Dinge;
Aus dem verworr'nen Zustand zeugen sich
Die Elemente: Wasser, Feuer, Luft und Erde.
Das Wasser und das Feuer sind
Im ew'gen Streit; doch mit der Erde und der Luft
Verbunden freundschaftlich erzeugen sich
Gestalten, die zur Lust und zum Verderben dienen,
So wie es kommt, und wie der Zufall will.
Vor Allem muß ihr Stand sich wohl zur Eintracht fügen,
Damit vermieden sei der ew'ge Krieg.
So herrscht die Allgewalt des Feuers über Wasser;
Und Wasser schwemmt die Luft und Erde fort:
Doch werden sie gemeinschaftlich vereint
Mit richt'gem Maße, dann entstehet Wohlgestalt,
Und es erfreuet sich des Anblicks die Natur.
Wohl auf, so lasset euch die Mischung Regel sein;
Vergönnet jeglichem sein rechtes Maß,
Nur hütet vor der schleichenden Gewalt des Wassers
Euch vor Allem! Gebt dem Feuer mehr;
Und wenn sein Opfer auch schon in der Luft zergeht,
Doch füllt der leere Platz die Stelle besser;
Die Erde wird das Opfer sicher lohnen,
Und aus dem Chaos wird dann eine Welt entstehn.

---

*) Unter diesem Titel wurde bekanntlich von dem Weimarischen Kreise eine Zeitlang ein in allen Sprachen geschriebenes und nur für die gesellige Mittheilung bestimmtes Journal herausgegeben. Das obige Gedicht ist jenen Blättern entnommen. D. Red.

Auf die Lieder nach dem Anakreon.*)

Liebste kleine Lieder,
Sagt, o sagt es mir,
Welchem holden Gotte
Floßt von Lippen ihr?

Wagt am eignen Fittig
Amor eine That,
Und hat mit dem Staube,
Auf ein Nelkenblatt,

Euch geschrieben? sanft die
Leier abgespannt
Und euch dann begleitet
Mit der kleinen Hand?

Hat bei frohen Festen
Bacchus euch erdacht,
Und den trunknen Chören
Stammelnd zugelacht?

Sang in Myrthensträuchen
Einst der Nymphen Chor
Euch den stillen Hainen
Und den Thälern vor?

Sanft wie Phyllis Lippen,
Leicht wie Zephyrs Hauch,
Seid ihr süßer duftend
Als ein Rosenstrauch!

*) Vom Jahre 1760.

IV.

Lebensblüthen in Distichen.

1.

Nimm aus der Schal', o Freundin, Gedanken, Empfindungen, Sprüche!
Eine Perlenschnur wird, was du günstig vereint.

2.

Kleine Verschen, ihr seid wie freundliche Röschen im Winter;
Blüht, der Natur zum Trotz, unter der Feder mir auf!

3.

Schau' die Natur, wie ist sie so schön, wie erhaben, wie liebreich!
Sollten wir ihr zu Lieb' Alles nicht leiden und thun? —

4.

Sorge nicht für den Morgen; ein jeglicher Tag der trage
Seine eigene Last; häuf' ihm nicht mehr als er hat.

5.

Meister des Muthes zu sein ist mehr als Erob'rer der Städte;
Lehre die Ruhmsucht uns, eigner Erob'rer zu sein.

6.

Menschengesetze, wie seid ihr so schwacher Schutz dem Gedrückten;
Gottesgesetz, du bist tief, wie der Dinge Natur!

7.

Wie ein Gesunder das Glied nicht, so fühlet ein Mann nicht die Stärke,
Die er besitzt; wer sichs rühmt, deutet Gebrechlichkeit an.

8.

Penia.

Sage mir doch, wie es kommt, daß **Penia** meist nur dem Guten
Sich zur Seite gesellt; hält sie nur diesen für reich!

9.

Die neuen Lehrer.

Lehrer der Weisheit, ihr lehrt gewiß uns treffliche Dinge
Lehret nur wieder uns auch, das was ihr lehret verstehn!

10.

Papier aus Stroh.

Doppelt werthes Geschenk der holden Ceres für Menschen;
Denn du ernährest die Welt, und du belehrest die Welt!

11.

Ist doch, wie ihr uns sagt, der Mensch zur Erziehung geboren;
Warum geht er denn meist schlechter davon, als er kam?

12.

Glück zu befördern der Völker, das heißt uns heroische Tugend, —
Sind denn die Frauen allein nur die Heroen bei uns? —

13.

Sieh doch, es schmilzt der Scepter von Eis in den Händen des Winters,
Und er sinkt von dem Thron; Milde besiegt die Gewalt.

14.

Weisheit des Thoren beginnt, den Nachbar zu meistern; er selber
Was er am meisten bedarf, wirft er für Andere hin.

15.

Ist dir schon Alles so plan in dem weiten Gebäude der Welten,
Daß du nach Wundern noch suchst, Mährchen zu glauben mich zwingst?

16.

Denkendes Kind, kannst du mit des Himmels Heeren dein Dasein
Noch nicht verbinden, und klebst stets noch am niedrigen Staub?

17.

Sklav' der Gewohnheit, wann wirst du erwachen? die Herrschaft ist schlimmer
Als des Instinkts, der dich zwingt, ungeliebt Uebel zu thun.

18.

Wunderbar ist der Genuß, und hoch der Werth der Enthaltung;
Mensch, verehre dich selbst! setz' dich den Dingen nicht gleich!

19.

„Lieblich bin ich, und reizend, gefällig der Sterblichen jedem,
Und es athmet nach mir Alles was lebet und webt;
Aber ich trag' ein Gift in meinem Becher verborgen;
Elend wirkt es, und Tod, unter Ergötzung und Lust."

20.

Rose von Schiras, du hauchst in paradiesischen Lüften,
Gärten voll Himmel und Reiz, deinen liebduftenden Geist;
Trage den köstlichen Rest von deinem sterbenden Odem
In den Garten der Lieb', welchen Sophia bewohnt.

21.

Lang vor der Hälfte verlosch des Prometheus zündende Fackel;
Drum so läuft das Geschlecht meist nur von Leimen umher.

22.

Heiliges Schweigen, o nimm von meinem Leben die Schuld weg!
Götterwort bist du; aber das Menschliche irrt.

23.

Tiefer arbeitet ein Bach sich durch Felsen und steiniges Erdreich;
Theilt dem gefälligen Thal Anmuth und Fruchtbarkeit mit.

24.

Himmlische Körper, die ihr stets leuchtend wandelt, o gebt doch
Euern Bewohnern Genuß, und mir Gedanken und Geist!

25.

Frisch vor tritt er, und blüht wie die Rosen, und schauet sich keck um,
Tadelt den Weisen, und trotzt — Dummheit ist Nam' ihm und Schild.

26.

Wen die Götter lieben, dem flechten sie Irren des Lebens;
Sicheren Fußes geht der, den sie lieben, hindurch.

27.

Hast du, o rauher Nord, auch diese Knospe gebrochen!
Und erkennst nicht den Ort? kennst nicht den Stamm, der sie trug?

28.

Weisheit, sagte der Weise, die rüstet stärker den Mann aus,
Als zehn Starke der Stadt; Tadel entflieht ihr und Schuld.

29.

Mangel der Eigenschaft, worüber du klagst, wird Geschenk oft;
Ein unselig Talent, wird es nicht Manchem zum Fluch? —

30.

Lust war des Schöpfers Wille; Nothwendigkeit hat er genommen,
Daß er fester die Lust bind' an das sterbliche Sein.

31.

O du verkehrter Sohn des Prometheus! Göttern entraubt' er
Licht für die Menschen; Du raubst Menschen ihr himmlisches Licht?

32.

Sieh es liegt dein Geschick, o Mensch, dir im Busen verborgen!
Ihm entspinnt sich das Seil, das durch dein Leben dich führt.

33.

Auf dem Rücken des Bergs liegt schwer die lastende Wolke,
Aber sein Antlitz tritt männlich und ernster hervor:
So die Wolken des Lebens; sie liegen schwer um die Seele,
Aber dem weiseren Mann sind sie zur Zierde gesetzt.

34.

Jeder Tag ist ein Leben; an jeglichem Abend begräbt ein
Weiser sich, oder ein Thor; je wie er solchen durchlebt.

35.

Elend, du weichst nimmer vom Leben des Menschen, das merk' ich;
Lehre die Wissenschaft mich, die mit Geduld dich erträgt.

36.

Milder Zephyr, du Geist der Liebe, der fernen! o hauche
Sorg' und Gram und Eis mir aus dem Busen hinweg!

37.

Winter, du hast unter Eis und Schnee die Erde gefesselt;
Willst du auch fesseln mein Herz unter Besorgniß und Gram?

38.

Tritten des Wand'rers über den Schnee sei ähnlich mein Leben;
Es bezeichne die Spur, aber beflecke si: nicht.

39.

Was ist die schwerste Last der Erde? — die Schande. — Was hebet
Leicht von der Erd' empor? — Ehre, die Wahrheit uns giebt.

40.

Kleine Spiele des Geists, ihr gleicht den Flocken des Schnees;
Führt euch ein Augenblick her, nimmt euch ein Augenblick weg.

41.

Ueber uns schreit', o Natur, den ähnlich wechselnden Gang fort;
Dir an den Fußtritt sind leicht nur die Leben geknüpft.

42.

Stolze Woge, du beugst dem ehernen Joche den Nacken;
Darf sich nicht beugen der Mensch, daß er dem Schicksal entflieh'?

43.

Erdenleben was bist du? — Du zeigest es nur am Verlangen;
Was zu besitzen man glaubt, flieht, wie ein flüchtiger Traum.

44.

Gleich dem Teiche Bethesda eröffnet heilend ein Herz sich,
Wird es vom Engel bewegt; unbewegt fehlt ihm die Kraft.

45.

Kehrst du zurück in dein Haus, so grüß' es mit Ehrfurcht und Stille;
Achtung gebühret dem Ort, welcher dein Leben bewahrt.

46.

Zeit, es ruhen auf dir des Sterblichen Hoffnungen alle;
Nimmer doch ist er bei dir, sucht in der Ferne dich auf.

47.

Wer im eigenen Herzen sein Glück sucht, wird es nicht fehlen;
Ewig quillet der Quell, dessen der Gute sich labt.

48.

Ehre Mensch dein Geschlecht! die Götter ehren es selber;
Strafe des Hochverraths trifft den Verächter zuletzt.

49.

Riese ging mit dem Zwerg hinaus, den Drachen zu tödten;
Riese schlug ihn; doch Zwerg kehrt triumphirend zurück.

50.

Eine giftige Pflanze, Beleidigung, wächst auf der Erde;
Süße Vergebung hat uns Himmel zur Heilung gesandt.

51.

Kommt, ihr befiederten Gäste! euch treibt der Winter; o kommt nur!
Kleine Speise geb' ich, kleinen Gesang gebt ihr mir.

52.

An dem dornichten Holz, vom strauchigen Zweige, da hänget
Eine Blume, ihr schlägt jedes nur fühlende Herz;
Eine Blume, wie sie, wächst unter Dornen der Menschen;
Aber ihr schlägt kein Herz, unerkannt blüht sie, und stirbt.

53.

Meine Liebe ist gleich den nektartragenden Stöcken,
Welche das summende Volk unter den Blüthen erbaut:
Jedes Zellchen von ihr ist mit Honigspeise gefüllet,
Draus dem Liebenden stets liebliche Nahrung erquillt.

54.

Deine Worte sind gleich den thaugepflückten Rosen;
Jedem hänget der Duft, hänget der Morgenglanz an.

55.

Herz des Menschen, wie reich und wie arm! — Es strömet ein Tröpflein
Dir Glückseligkeit zu; Meere vermögen es nicht.

56.

Sonn' und Mond und Sterne; wie sie im verliebteren Kreise
Um die Schwester sich drehn, bis sie vom Schlummer erwacht!

57.

Wehre dem heißen Wunsch, und setze dich nieder bescheiden
An die Tafel der Welt; fodre nicht, was sie nicht hat.

58.

Auch du, edle Großmuth! du goldumkränzte, obgleich oft
Niedre, duldende, du, heb' mich vom Staube der Erd'!

59.

Richte das Aug' empor zu den unermeßlichen Weiten;
Hier ist Religion, Wahrheit und Weisheit zugleich.

60.

O des geprüften Kenners der Welt, des Schildrers der Sitten! —
Deine Wissenschaft, Freund, schwebt über Fäulniß und Staub.

61.

Laß uns der Weisheit widmen die schönen Tage des Lebens!
Unter Blüthen und Laub bringt sie dir köstliche Frucht.

62.

Glücklich, wer, o Natur, dich im Innersten liebet, und glücklich,
Glücklich, wem sich dein Bild tief aus dem Busen erzeugt!

63.

Wer die Tugend nicht hat, ist arm. — Was kann dich ersetzen,
Innerer Reichthum der Seel'? Arm ist, wer Tugend nicht hat!

64.

In die Wüste bin ich gegangen, mein Leiden zu lindern:
Aber die Wüste gab traurig mich wieder zurück.

65.

Stille Sabathsruh steigt auf von der Erde zum Himmel;
Opfere still im Geist, Seele, der hohen Natur!

66.

Unter der Eiche zersplittertem Ast ergötzt sich der Hirt noch;
Deiner Pappel Haupt steht zum Bewundern nur da.

67.

Seliges Volk, ruft Gasko, ja dreimal seliges Eiland,
Das nie Helden gekannt, und nie von Helden gekannt ward!

68.

Wie sie sich freu'n, wie sie führen den Tanz, wie vom Himmel sie rufen:
„Nichts ist Tod der Natur, Alles ist Leben in ihr!"

69.

Merk' auf deine Wege, und nicht auf die Wege des Andern!
Ruh' und Fried' ist es dir; Weisheit und Menschlichkeit ist's.

70.

Sei ein Mann, dich zu ehren! und sei ein Mensch, dich zu lieben!
Keine Größe besteht, die nicht auf Menschheit erbaut.

71.

Scheint dir nicht zur Freude das Herz des Menschen geschaffen,
Das so leicht sich betrübt, leicht sich zur Freude bekehrt?

72.

Wohlgefallen an sich hat selten den Andern gereizet;
Preis und Dank verdient, wer sich für Andre vergißt.

73.

Theurer Mensch, so wenig sind deine Klagen gegründet,
Daß du so leicht nicht dein Loos gegen ein andres vertausch'st.

74.

Jage nach Weisheit nicht; such' was du hast zu gebrauchen;
Vor den Füßen liegt, was in der Ferne du glaubst.

75.

Tief in der Seele gelobe dir selbst, und such' zu erfüllen,
Was du gelobt! — Was ist sonst doch das Leben als Traum?

76.

Schmerz und Lust, ihr bezeichnet die Grenzen des menschlichen Zustand's;
Zwischen euch beiden die Fahrt mag wohl die glücklichste sein.

77.

Lehr' uns den frommen Weg, den rechten Weg der Erziehung,
Daß in uns herrsche der Mensch, wie in dem Thier der Instinkt!

78.

Was der Rose die Farbe, was süßem Obste der Duft ist,
Das ist Bescheidenheit dir, ohne sie reizt kein Genuß.

79.

Dreist in der Redlichkeit Rock wirft sich unsittsame Rohheit,
Und sie täuschet damit oft den zu duldsamen Sinn:
Prüfe den Grobian nur; er erwiedert dir schlecht, was er fodert,
Und dem gefälligen Freund lohnt er mit widrigem Scherz.

80.

Eitelkeit baut sich von Schaum ein Schloß auf; strahlen die Sonnen,
Funkelt es hell, doch zerstiebt's leicht vor dem Hauche des Wind's.

81.

Lieblich grüßet der Morgen, und sendet den helleren Tag uns;
Lieblich grüßet dein Wort, sendet der Seele den Tag.

82.

Erde, du holde Mutter! wer deinen Busen zu schmücken
Sich bemüht, thut Pflicht, und du belohnst ihm die Treu'.

83.

Dein ist die ganze Welt, vermag dein Herz sie zu tragen;
Was man oft sehnlich gewünscht, trägt man mit Mühe zuletzt.

84.

Übermuth ist mit der Fülle gegangen, hat Sattigkeit funden,
Überdruß kam noch dazu, bracht' mit der Reu' ihn nach Haus.

85.

Stille verehre die Hand des Schicksals; es führet von Todten
Einen Lebenden her, tödtet dann wen ihm beliebt.

86.

Schöne Seele; du warmer, du lieblicher Hauch aus der Wüste!
Wo du mein Leben berührst, sproßt dir ein grünender Zweig.

87.

Hier an diese Säule, von blendendem Marmor errichtet,
Heft' ich heute dein Bild, dauernden Zeiten zum Preis!
Schneide, Verlangen, die Flügel hier ab! und ruhe gefesselt,
Hoffnung! am Fuße gelähmt, hinke das Glück nicht hinweg!
Ist dem Herzen ein Werth, ist edleren Seelen ein Vorzug,
Legt die zerstörende Zeit ihre Gewalt auch hier ab.

88.

Wo kein Tempel sich hebt, hier, wo die Gottheit kein Stein ehrt,
Sei mir ein Tempel der Wald, sei mir der Rasen Altar!
Edler erscheint und würdiger mir vom Geber ein Haus selbst,
Als von menschlicher Hand, menschlicher Thorheit, erbaut.

89.

Süße Sonne, du kommst! dir leuchtete lange der Stern vor! —
Auch mir leuchtet der Stern lange — wann kommt doch mein Licht?

90.

Eine Sonne bist du allein am strahlenden Mittag;
Zu den Gespielen gesellt bist du der glänzende Mond.

91.

O du kannst sie nicht fehlen, geliebter Künstler; nur nimm sie
Aus dem Herzen mir hin, male sein Feuer hinein!

92.

Der achtzehnte Junius.

Feiert den herrlichen Tag, und ehrt das Blut der Erschlagnen,
Das für das Vaterland freudig zum Himmel entsprang!
Stahl vor der Brust, und Erkenntniß im Geist, und Gefühl in dem Herzen,
Das nur ist's, was den Mann zu den Unsterblichen hebt.

93.

Mensch, mit deiner Hand willst du das Unendliche fassen:
Lebst doch mitten darin, und du begreifest es nicht!

94.

Blumen gabst du mir nicht, du gabst mir geschriebene Blätter;
Aber an Blumenduft gehn sie den Blumen zuvor.

95.

Marienbad 1823.

Kräftiger noch als Castaliens Quell ist die Quelle Mariens,
Bringt den himmlischen Geist wieder zur Erde zurück.

96.

Mensch, du forschest nach Wahrheit, und suchst sie immer im Fernen;
Prüfe dich selbst und schau', prüfe die Dinge um dich:
Nicht nach fernen Orakeln — sie täuschen und irren dich immer —
Das bedeutende Wort liegt zu den Füßen dir oft.

97.

Deutschland (terra obedientiae).

Also benannte dies Land vor Zeiten der heilige Vater;
Deutschland, bücke dich tief, daß du den Segen empfängst!

98.

Kindisch verehrt ihr die Sprache, und spielt mit Sylben und Worten;
Statt zu erheben den Geist, lähmt ihr ihn, Deutsche, vielmehr!

99.

Unglückselig Geschick, ihr versehämmernden Meister!
Ruft ihr die Müsen herbei, sind doch die Grazien fern.

100.

Ungezwungen ist stets das Wahre, das Liebliche, Schöne;
Steifes Ansehn nimmt jeglichem Dinge den Reiz.

101.

Wandrer, auf dieses Grab hab' ich die Rose gepflanzet,
Daß im Bilde du siehst, was hier die Erde bedeckt.

102.

Echo.

Kennst du das Mädchen im Thal, die unbefraget kein Wort spricht,
Einsam den Felsen bewohnt, und frei hinschwebet in Lüften?

103.

Nach dem Unendlichen streben wir oft, und suchen es ferne;
Was in der Nähe uns liegt, werden wir minder gewahr.

104.

An ...

Fett ist dein Pinsel und reich, du selbst bist mager und ärmlich;
Mache, daß deiner Kunst Werken du endlich doch gleichst!

105.

Auf einen schlechten Übersetzer.

Wo das muthige Roß nur stolz die Tritte bezeichnet,
Stolpert dein träges Thier lahm und geradebrecht nach.

106.

Einen Tag der Gesellschaft gewidmet, dem Leben des Umgangs;
Gab er mir, nahm er mir mehr, dies nur bestimmt ihm den Werth.

107.

Ungeduldig harrt in ihrer Knospe die Erde;
Hauch', o Himmelsluft, öffn' ihr die sehnende Brust.

108.

Fallt auf mein Herz hin, Tropfen der Wehmuth, mit kühlender Labung,
Zu erlöschen den Groll, den der Beleid'ger erregt.

109.

Und du, männliche Kraft, du Seelenherrscherin, Tugend,
Ruhm des Lebens und Glück, reich mir die stärkende Hand.

110.

Selbsterkenntniß und Wahrheit und Weisheit, Euch blühet das Leben,
Wie um die Rosen der Busch, wie vor der Sonne Gewölk.

111.

Und du Gottesgeschenk, du Freundschaft, Zartheit der Seelen,
Liebe, — Vereinigung du, — bindet mir ewig mein Glück.

112.

Warum lieget der Garten der Erde so öd und verschleiert?
Ist's, daß das himmlische Feld darum nur herrlicher blüht? —

113.

Ach, ich habe mein Haus verlassen, die Kinder, die Zärtling'
Meiner Liebe, denn ich bin aus mir selber gereis't! —

114.

Beuge tief dein Knie, — der Wesen Schöpfer und Ursprung;
Gutes giebt er und nimmt's; Er nur vollendet es gut.

115.

Unter den weichen Polstern erdrücket die Erde der Schnee schon;
Komm', o Zephyr, und hauch' ihr von den Schultern die Last.

116.

Führe, Himmel, zurück mich zu mir, auf daß ich erkenne,
Wessen ich sei, und wo, hänge an deiner Natur.

117.

Sonne, wo blieb dir die Kraft? Vom Throne, den du erstiegen,
Trifft kein Pfeil mehr, er sinkt welkend auf eisigen Schnee.

118.

Laß, o Himmel, mich stets des Wehmuthblickes erinnern,
Der stillschweigend und tief mir in das Innerste drang.

119.

Heliodorus, ja, des Lebens größester Schatz ist
Freundschaft; aber nur dem, der zu bewahren ihn weiß.

120.

O du fröhlicher Hain, wann werd' ich dich wieder besuchen?
Wann blüht über dem Moos wieder mein Genius auf?

121.

Messe dich selbst! dem Menschen gebührt das Maß von den Dingen:
Und, wann du ernst es geprüft, fülle das richtige Maß!

122.

Das Vaterland.

Große Menschen sind meist melancholischen Temperamentes,
Sagt Aristoteles: Du, Vaterland, machest uns groß!

Briefwechsel.

Briefe

des Großherzogs

Carl August von Sachsen-Weimar-Eisenach

an

Knebel.

1.

Genf, den 28. October 1779.

Heute ist endlich ein Oelzweig, lieber Knebel, von Dir erschienen, nebst Glasers Attestat. Du kannst ihm zum Troste sagen, daß ich schon lange gewußt, was er sei, nur freue es mich, daß er zur Selbsterkenntniß gelange. Unsere Reise*) ist äußerst glücklich. Wir sind doch nun bis hieher gediehen, ohne den mindesten widrigen Zufall; gesund sind Menschen und Pferde gewesen. Unsere Marschroute ist kürzlich diese gewesen: von Basel auf Biel durch's berühmte Münsterthal, von da über Murten und andere Orte nach Bern. Die Gletscher-Reise gemacht im Canton Bern. Von Bern wieder nach Lausanne und hierher. Daß diese Reisebeschreibung etwas unbestimmt ist, kann ich nicht leugnen, aber ließ ich mich auch auf etwas näher ein, so würde mein Brief ohne Ende. So viel kann ich Dir sagen: es ist so groß, daß man es kaum bemerkt, daß es groß ist, größer als man es denken kann. Der Staubbach ist über alle Beschreibung. Der Fall des Reichenbachs u. dergl. m. Wir sind brav herumgestiegen. Die Gletscher-Reise haben wir bis auf ein paar Stunden beständig zu Fuß gemacht. Die zwei Tage auf dem Thuner- und Brienzer-See mit gerechnet, hat die Tour acht Tage gedauert. In etlichen Tagen wollen wir die Gletscher des Saucigny besuchen, nämlich bei Chamouni, Martinach, Bar ꝛc.

---

*) Goethe ganz allein begleitete den Herzog.

Dann gehen wir durch's Wallis über den St. Gotthard zurück in die Schweiz nach Zürich. Das Wetter ist außerordentlich schön gewesen, warm, unausgesetzt heiter. Vor- und vorvorgestern haben wir die zwei höchsten Gipfel des Jura bestiegen, nämlich **la dent de Vaugion et la dole.** Die Aussicht war ganz über Alles; ich sage nur, daß wir dort auf Einen Blick die ganze Kette von Eisbergen, von dem Canton Luzern an bis in Savoyen und in die **Pays de Gais**, sodann die Berge, welche bei Basel Deutschland von der Schweiz scheiden, die **Franche comté** und den ganzen Genfer-See (auf Einen Blick) übersehen haben. Im Umkreis etliche 100 Stunden. Bei Vevay haben wir uns im Genfer-See gebadet; es war so warm, als bei uns im Sommer, das Wässer war sehr weich. Von hier kann ich weiter nichts sagen, als daß es schöne Häuser und ganz, ganz abscheulich fatale Kerls mit viel Geld hier giebt. Gestern sahen wir nicht weit von hier eine schlechte, französische Comödie; in der Stadt wird sie nicht geduldet, also spielt sie auf französischem Grund und Boden. Weil nun die Thore hier präcis geschlossen werden, so fängt der Spektakel schon nach 2 Uhr an. Hier überschicke ich Dir das Resultat von den Bemerkungen, welche die freien tiefdenkenden Schweizer über die jetzt herrschenden Nationen gemacht haben. Es ist viel Scharfsinn darinnen. Ich hoffe: Ihr seid jetzt in einem meiner Häuser; laßt es euch wohl bekommen; grüßt die kleine Werthern, die kleine Schardt und Alles, was klein und artig ist, Örteln aber nicht. Lebe wohl, lieber Knebel, und laß bald wieder was **ex infimo**, da Du die Höhe wirst verlassen haben, hören.

C A, H. z. S.

2.

Wörlitz, den 7. Juni 1780.

Seit Sonnabends passe ich auf, um eine Stunde zu finden, in welcher ich Dir schreiben kann, mein lieber Knebel, aber ganz umsonst; denn spät steht man auf, dann die Frühstücks-Session, welche Du kennst, darnach wird geritten oder gegangen, und im übrigen Tage ist nicht daran zu denken. Jetzt brauche ich ein halbes Stündchen, das mir bleibt, um meinen versprochenen Brief wenigstens anzufangen.

„Unsere Zeit geht sehr angenehm hin; der Fürst ist vertraulicher und freundschaftlicher gegen mich als jemals. Es ist doch eine der schönsten Seelen, die ich kenne. Ich habe nie Jemanden gesehen, der durch seine bloße Existenz mehr Wohlwollen, Treuherzigkeit und Menschenliebe allen denen, so um ihn sind, mittheilt, als dieser Fürst. Man ist ordentlich besser bei ihm. Er ist trotz der Sinnlichkeit seines Wesens (denn daß er nicht im mindesten der Abstraction fähig ist, sehe ich alle Augenblicke mehr) so rein und lauter, so gemäßigt und so liebevoll in seinem Leben, als vielleicht manche der Alten durch die tiefste Weisheit und größte Bearbeitung ihrer selbst zu sein nicht erlangt haben. Der Vogelheerd, welchen ich vor 2 Jahren in der Arbeit sah, ist mit außerordentlicher Liebe und Sorgfalt angelegt. Meiner Frau scheint der hiesige Aufenthalt wohl zu thun; bei Naturen ihrer Art spürt man die Wirkungen erst spät und in der Folge. Mein Bruder ist wohl und recht brav. Ich muß den Brief unterbrechen, denn es wird zum déjeuner geblasen.“

Den 8. Juni.

Einen alten Kriegs-Cameraden von Dir habe ich hier kennen lernen, es ist der ehemalige Capitain, jetzt Major Scott von eurem Regiment; es ist für so einen ganz nicht denkenden Menschen eine treffliche gute Seele. Er ist dem Fürsten sehr ergeben, und da er ihn lange nicht gesehen hatte, war seine

Freude ordentlich rührend. Mir ist lange nicht so eine treue Schottische Seele vorgekommen, wie dieser. Der Commandeur vom Braun'schen, ehmals Lottum'schen Regiment, Obrist Pful, ist auch hier; er hat eine Gräfin Anhalt zur Frau, welche stocktaub ist. Wie lange ich hier bleibe, weiß ich noch nicht; Sonnabend oder Sonntag gehn wir vermuthlich. Jetzt hast Du meine Hauptneuigkeiten, nun will ich zu dem versprochenen Wegweiser schreiten.

Wenn Du aus Deutschland nach Schaffhausen kommst, so steigst Du in dem Gasthof zur Krone ab; der Wirth war ehedem Major in Sardinien, und unser Kammerherr von Seckendorf stand bei seinem Regiment. Denn Gastwirthschaften, Postmeistereien u. s. w. sind in der Schweiz bei den besten Familien und sehr einträglich. Hier hast Du nichts zu sehn, als Du giebst, wenn Du willst, einen Brief, den ich Dir schicken will, an den Junker in Thurn ab. Sollte seine Adresse nicht recht sein, so frage nur nach dem, bei welchem ich gewesen bin. Den andern Tag mußt Du nach dem Rheinfall gehn, dort bleiben und erst spät zurückfahren. Laß Dich, wenn das Wasser klein ist, bis an den mittelsten Felsen fahren, und da steig' aus und schreib' mir, wenn Du kannst, was es Dir für einen Effekt gemacht hat. Du besiehst das Schloß Laufen, welches nach Zürich gehört.

Von Schaffhausen gehst Du den Rhein hinauf nach Stein, längs dem Untersee nach Coßnitz. Im Schloß Stein ist die Gewohnheit, wenn 4 Pferde mit einer Kutsche oder geritten vorbei kommen, so wird mit einer Kanone geschossen. Die Merkwürdigkeiten von Coßnitz wird Dir der Wirth im Adler zeigen, wo Du wohnen mußt. Dieses ist der Gasthof, wo das Zeichen hängt, von welchem Wedel Dir erzählt hat, daß es bei starkem Winde fast das Haus einreiße. Von Coßnitz gehest Du mit Miethwagen nach Winterthur; hier mußt Du den Maler Schellenberg besuchen, welcher für die Physiognomik viel gearbeitet hat; es ist nicht eben ein sehr großer Mann, hat

aber ein besonderes Talent, Insekten in der größten Schönheit zu malen. Du kannst ihm, um Dich einzuführen, ein Compliment von mir bringen. Von hier geht's gerade auf Zürich. Du kannst von Costnitz aus diesen Weg zur Noth in einem Tage machen. In Zürich steigst Du im Schwerte an der Limat ab. Der Wirth heißt Herr Otto, welchen Du aufs Schönste von mir begrüßen wirst. An Lavater bekommst Du einen Brief, und grüße erst Bodmer, Pfenniger, den Maler und Dichter Geßner und Heidegger, den Sohn des berühmten Schultheißen. Letzteren, wenn Du nicht Heinrich Füßli's älteste Zeichnungen sehen willst, besuche nicht, denn es ist ein böses Subjekt. In Zürich bleibe wenigstens acht Tage. Mache eine Reise am Züricher See hinunter und übernachte in Richterswyl; dahin will ich Dir einen Brief an einen D. Hotze, einen vortrefflichen Arzt, mitgeben, welcher Dir sehr wohl thun wird. In Zürich wirst Du sehr gut bewirthet werden. Du mußt hier einen Miethwagen nehmen, welcher Dich nach Luzern bringt. Es sind zwei Wege, nimm den über den Berg Albis, von welchem Du eine vortreffliche Aussicht haben wirst. Hier, auf diesem Berg, in einem Wachhause, wohnte der arme Lindau einige Monate. Dem Kutscher wirst Du zwei Carlsd'or bezahlen müssen. Es ist eine Tagereise. In Luzern steigst Du bei einem recht guten Kerl von Wirth, im goldenen Adler ab. Hier ist weiter nichts als die modellirte Charte einiger Schweizer Cantons und der Vier-Waldstädter-See vom General Pfyffer merkwürdig. Wenn Du dieses gesehen hast, setzest Du Dich zu Schiff und fährest bis Brunnen, steigst da aus und gehst zu Fuß nach Schwyz, eine halbe Stunde vom See. Hier schläfst Du, siehst den andern Morgen bei einem gewissen Hedlinger die ganze Sammlung von Medaillen des berühmten Hedlinger, welcher von hier gebürtig war; Du kehrst zurück nach Brunnen, fährst bei Tells Capelle vorbei und steigst aus dem Schiff bei Fluelen, gehst bis Altdorf, wo nichts zu sehn ist, und noch denselben Abend bis Steg, am Fuß des Gotthard. Von

Fluelen auf Altdorf eine halbe Stunde, von Altdorf auf Steg drei kleine Stunden. Den andern Tag brichst Du sehr früh auf, miethest Dir ein Maulthier, oder einen Lastträger (ersteres ist aber besser), und lässest ihn Dein Gepäcke tragen. Du mußt dieses Thier mit dem Führer bis Oberwald, dem ersten Ort in Wallis, miethen. Für diesen Weg wirst Du gewiß drei Carlsd'or bezahlen müssen. Du gehst in einem Tag den ganzen Gotthard hinauf, über Hospital bis zu den Capuzinern. Hier bleibst Du über Nacht. Es ist dieses ein Weg von neun guten Stunden, und beständig steigend. Hier mußt Du Dich des Lateins oder Italiänischen bedienen, denn die verstehen kein Deutsch. Du giebst ihnen etwas, wenn Du weggehst, fodern thun sie nichts. Den andern Tag, wenn Du vor Anbruch des Tages weggehst, kannst Du noch Wallis erreichen; Du steigst bis Hospital wieder herunter, schlägst Dich links und kommst durch ein ganz ödes Thal, nach Realp; hier machst Du Mittag bei einigen Capuzinern. Du setzest Deinen Fuß weiter, besteigst die Furka, die Dir, da Du keinen Schnee antreffen wirst, nicht viel Beschwerniß machen wird. Du kommst etwas spät nach Oberwald; hier nimmst Du ein frisches Maulthier und miethest es bis Martinach. In Einem Tag gehst Du bis Brig und in einem andern von Brig über Leuk ins Leukerbad. Hier bleibst Du wieder über Nacht, und gehst den andern Tag bis Sion, von Sion ist's eine Tagereise bis Martigny, und da die Tage lang sind, so rathe ich Dir, bis St. Maurice zu gehen und die **Pisse Vache** in hohen Augenschein zu nehmen. Du ruhst Dich den andern Tag hier aus und schleichst erst gegen Abend wieder zurück nach Martigny, welches nur 3 Stunden davon entfernt ist. In Martigny nimmst Du ein frisches Maulthier bis Chamouni, dieses ist eine Tagereise. Nach Chamouni führen zwei Wege, einer über die **Tête noire** und der andere über den **Col de Balme.** Letzteres ist der beschwerlichste, hat aber die schönste Aussicht; ich rathe Dir, diesen zu nehmen. In Chamouni mußt Du drei bis vier Tage bleiben; Du

lässest gleich einen Wegweiser kommen; hierzu nimm einen gewissen Michel Pacart und grüße ihn von mir. Du besteigst einen Tag den Mont-Anvert, den andern den Buet, noch ein Tag kann zum Genuß angewendet werden und zur Ruhe; dann gehst Du mit diesem Pacart bis Sallenche, besiehst den andern Tag die Caserne de Baline und schläfst in la Bonneville; von hier sind's wenige Stunden nach Genf. Nach Genf will ich Dir einen Brief an den berühmten Hubert mitgeben, welcher Dir sehr behagen wird; ich hatte ihn neulich vergessen. Du logirst à la Balance, einem sehr guten Gasthof. Auf dem Mont-Anvert findest Du ein Häuschen, wo mein und Goethe's Name steht, schreib Dich dazu. Solltest Du in die Berner Eisgebirge wollen, so gehst Du über Lausanne und Vevay, siehst den Genfer See und gehst nach Bern, steigst im Falken ab und gehst dann auf Thun. Hier nimmst Du ein Schiff, und dann weist Dich jedes Kind zurechte. In Thun frage nach einem Schiffer, Peter Kocher, dem besten Kerl von der Welt; Du nimmst ihn als Wegweiser mit ins Gebirg. Schenke ihm doch drei Carlsd'or von meinetwegen, ich will sie Dir wieder bezahlen lassen; gehst Du nicht hin, so schicke sie ihm von meinetwegen von Genf aus. Jetzt weißt Du Alles, was Du brauchst, schreib mir bald und allen guten Geistern empfohlen. Leb wohl, lieber Knebel.

Carl August, H. z. S.

Empfiehl mich Deinem Herrn Vater.

3.

Weimar den 15. Juni 1780.

Hier, mein lieber Knebel, schicke ich Dir passe-par-tout durch die ganze Schweiz. Nicht ein einziger kommt an ein uninteressantes Schloß. Alle diese Leute werden Dich sehr freun, zumal Hubert. Überall habe ich Dich als einen Homme d'esprit et de mérite recommandirt, und überall wirst Du mit offenen Armen empfangen werden. Hubert sag', daß, wenn er einmal etwas von seinen Malereien wegwirft, er es mir schicken solle. Du kannst mit ihm deutsch sprechen; denn er ist in Hessen erzogen und ist Adjutant des Landgrafen gewesen.

Meine Frau ist in Treuenbrietzen gewesen und hat sich mit ihrer Schwester*) abouchirt; von da sind sie zusammen nach Beelitz gegangen, um die Kinder zu sehen und haben endlich Thee in Potsdam getrunken. Denselben Abend sind sie nach Treuenbrietzen zurückgekehrt und den andern Tag war meine Frau wieder in Wörlitz. Seit Montags Mittag bin ich wieder hier. Den Sonnabend Nachmittag verließen wir Wörlitz und erreichten Abends Leipzig. Sonntag hörte ich Zollikofern, und meine Frau besuchte das Winklerische Cabinet und besah die Stadt. Montags Abend traf sie glücklich hier ein. Ich bin beständig theils auf meinen Pferden, theils Courier geritten. Ösern haben wir von Leipzig mitgebracht, er bleibt vierzehn Tage in Ettersburg. Er hat sich verbindlich gemacht, in dieser Zeit eine Decoration zu malen, und Goethe soll in eben dieser Zeit ein Stück dazu verfertigen; er wird's thun und die angefangenen aristophanischen Vögel dazu nehmen. Nichts wird diesem Stück vermuthlich fehlen als etwa das achevé und Deine Person. An Bertuch ist aus Anspach die Übersetzung der Cervan-

---

*) Der damaligen Kronprinzessin, nachherigen Königin von Preußen, geborenen Prinzessin von Hessen-Darmstadt.

tischen Novellen gesendet worden. Sie interessiren mich sehr. Der Ton ist seltsam, und Schreibart und Diction außerordentlich schön. Es dünkt mich, man sehe aber hier und da das hohe Alter des Verfassers durch, denn hie und da in der schönsten Wärme kommt unerträgliche Kälte; es hat mich in ihnen eine seltsame Gleichheit mit Wieland'schen Unvollkommenheiten gewundert. Lebe wohl, Alter!

Was macht d'Aubigny?

C. A., H. z. S.

4.

Weimar, den 7. Juli 1780.
Im Bette Abends 11 Uhr.

Nicht Krankheits-, sondern Faulheits halber habe ich diesen Posten erwählt, um Dir, alter Knebel, wieder ein Zeichen des Lebens zu geben. Ich bin besorgt, Du habest mein Paquet Recommandationen nicht bekommen, ich habe mich heute deswegen bei Deinem Vater darnach erkundigt. Mich freut's sehr, daß das gütige Schicksal Dich an des Vater Rheins große Epopée geführt hat. Im Fischhause hielt Goethe und Lavater ein traité du sublime, das nicht gering war. Ich denke doch, daß Du in dem Häuschen, welches für den Grafen von Falkenstein erbaut wurde, bessere Gedanken gehabt hast, als der illustre voyageur. Unserer Neuigkeiten sind wenige; als Öser, welcher einen Vorhang dort gemalt hat, Ettersburg verließ, zog die Gräfin Bernstorf dahin; Bode folgte pflichtschuldigst und auf alle Zeit bereit, zu amüsiren. Ich war einige Tage im Amte Groß-Rudestedt und besuchte endlich Groß-Brembach, welches im Brande siebenzig Häuser, ohne die Ställe, verloren. Gestern war ich mit meiner Frau, Bruder und sämmtlichem Hofstaat in Jena, zeigte meiner Frau die

Gegend, und alle Professores versicherten, es sei eine wahre Schweizergegend. Wir gaben allen **Ordinariis** von allen Facultäten zu essen. Mich freute es, einige wackere Leute unter ihnen zu finden. Nach Tische zeigte mir Loder seine auserlesenen Präparate. Die Déjeuné's in der Esplanade floriren wieder; heute unterbrach's der Regen. Jetzt leb wohl, alter Knebel, und laß Dir noch einmal sagen, wie lieb ich Dich habe. Es ist mir zu verstehen gegeben worden, daß gerne gesehen würde, wenn Du zuweilen eine Epistel an die Frauenthörer erließest, in diesem Fall aber wirst Du gebeten, mir die Briefe zuzustellen; ich werde sie sodann weiter besorgen. Lebe wohl, meine Frau grüßt Dich.

C. A., H. z. S.

5.

Weimar, den 17. Juli 1780.

Guten Abend, lieber Knebel! Es hat neun Uhr geschlagen und ich sitze hier in meinem Kloster*) mit einem Lichte am Fenster und schreibe Dir. Der Tag war ganz außerordentlich schön, und der erste Abend der Freiheit (denn heute früh verließen uns die Gothaner) ließ sich mir sehr genießen. Ich bin in den Eingängen der kalten Küche**) herumgeschlichen, und ich war so ganz in der Schöpfung und so weit von dem Erden-Treiben. Der Mensch ist doch nicht zu der elenden Philisterei des Geschäftslebens bestimmt; es ist einem ja nicht größer zu Muthe, als wenn man doch die Sonne so unter-

---

*) So wurde eine im Park, Goethe's Gartenhause gegenüber, befindliche Einsiedler-Hütte benannt, die der Herzog damals öfters bewohnte.

**) Eine Gegend im Park.

gehen, die Sterne aufgehen, es kühl werden sieht und fühlt, und das Alles so für sich, so wenig der Menschen halber, und doch genießen sie's und so hoch, daß sie glauben, es sei für sie. Ich will mich baden mit dem Abendstern, und neu Leben schöpfen. Der erste Augenblick darauf sei Dein. Leb wohl so lange.

Ich komme daher. Das Wasser war kalt, denn Nacht lag schon in seinem Schooße. Es war, als tauchte man in die kühle Nacht. Als ich den ersten Schritt hinein that, war's so rein, so nächtlich dunkel; über den Berg hinter Oberweimar kam der volle rothe Mond. Es war so ganz stille. Wedels Waldhörner hörte man nur von weitem, und die stille Ferne machte mich reinere Töne hören, als vielleicht die Luft erreichten.

Die Gothaner haben uns ganzer acht Tage gefaßt, minus etliche Stunden. Ich habe mich gut mit ihnen verhalten, und war so vertraulich, als es ihre Natur erlaubt. Goethe las gestern Abend dem Herzog von Gotha, seinem Bruder und mir, während unten soupirt wurde, auf meiner Stube den Faust vor. Es schlug doch ziemlich Alles bei ihnen richtig an. Albrechts altes Grief wegen des an Hof Essens ist gehoben, er war gestern bei Tafel und ich stellte ihn dem Herzog vor. Letzterer meinte, er könne noch nicht recht klug aus ihm werden. Er hat versprochen, hier zu bleiben und nur einige Ausflüge wieder sich zu erlauben. Wir treiben alle Sonntage Vormittags richtig unsere drei Stunden Physik. Er versicherte neulich, daß dieser cours de Physique nicht auf drei, sondern auf zehn Jahre calculirt sei. Es hat sich ein großer Erdfall bei Kahla gezeigt, welcher die Saale verschüttete. Ich war mit dem Herzog von Gotha dort; Krause hat ihn gezeichnet. Sein Anblick, wenn man ihn in der Nähe sieht, ist groß und imposant. Ganze Fichten und Obstbäume sind verrückt und verworfen. Letztere haben sich dabei nicht verändert, sondern tragen Frucht nach wie vor. Es ist nicht vom Erdbeben entstanden, sondern Quellen und vielleicht die Saale selbst haben an Höh-

lungen gewaschen, welche endlich den Berg nicht mehr tragen konnten. Der Herzog fuhr dann auf Jena und besah die Bibel=Sammlung und Loders Cabinet. Dieser kommt übermorgen hierher und wird ein Kind seciren. Vorgestern Nachts brannte es wieder in Apolda, nur aber ein Schafstall ward versehrt. Es ist fast gewiß, daß es angelegt worden, denn um diese Jahreszeit ist Niemand im Stalle. Du wirst Dich wundern, wie unvorsichtig man in der Schweiz mit Feuer und Licht umgeht, und doch brennt's nicht. Ich erwarte bald Nachricht von Dir, welchen Weg Du nimmst oder nehmen wirst. Ist's Dir in Frankreich besser als in Genf, so reise hin. Hat des Menschen Seele keine Ruh, so suche sie. Im weitläuftigen Suchen findet sich zuweilen ein unerwarteter Grund zur Ruhe. Grüße Lavatern, wenn Du noch in Zürich bist, und küsse ihn. Meine Frau und die Waldner denken Deiner. Leb wohl, Lieber!

C. A., H. z. S.

6.

Weimar, den 27. Juli 1780.

Aus dem, lieber Knebel, was Du gestern Goethen schriebst habe ich vermuthet, daß trotz der großen Hitze, welche Du wahrscheinlicher Weise drückender fühlen wirst, als wir, der Gotthard nun hinter Deinem Rücken liegt, die Furka überstiegen ist und Du jetzt wohl in Chamouni bist; vielleicht hast Du schon Genf erreicht und stehst à la Balance am Eckfenster, siehst die grüne Rhone unter ihren vielen Brücken den See verlassen und Frankreich zueilen, siehst die müßigen Jungen und dickbeinigen Bedienten, die Jäger aber bei dem Sattler stehen und die Wagen, die sie nicht bezahlen können, ansehen. Vielleicht balgt sich ein kleiner schwarzer Decrotteur vor Deinem

Fenster, welcher uns die Schuhe putzte, von Zürich gebürtig und eine Canaille ist.

Ueber Dir sitzt der dicke Mannheimer Schneider, welcher für mich gearbeitet hat, und wenn Du ihn recht ärgern willst, so sprich nichts als deutsch mit ihm; er wünschte, man hielte ihn für einen Franzosen. Der Wirth ist ein sehr braver Mann, und nirgends wirst Du billiger sein, als bei ihm. Saussure wird Dir gefallen, und schwerlich wird Dir der zweite Theil von Hubert in den Weg kommen, denn er ist so originell als möglich. Er ist ein Mensch von großem Geiste und für sein Lebe-Talent (oder Talent zu leben) habe ich große Achtung. Bonnet wird Dir schwerlich recht behagen. Die Schnitzeleien an den Füßen seiner Salamanders haben ihn zusammengezogen, sein Name und daß er die Auferstehung der Todten zu beweisen geglaubt hat, hoben ihn wieder auf einen andern Fleck; alles dieses zusammen macht ihn für den Fremden interessant; auf lange aber glaube ich schwerlich, daß er wohl thue; gewiß wenigstens nicht so, als Dir der Vier-Waldstädter-See wird gethan haben. Wie war Dir, als Du den Luzerner-See hinunter, den Rigi links, den Pilatus hinter Dir und vor Dir den Felsen, welcher den See verenget, und so zu sagen, theilt? wie, als Du durch die Meerenge durch warst, Gersau, Brunnen, Tells Platten Dir links, die ungeheuern Berge nebst den kleinen Matten, wo die Drei den Bund zuerst beschwuren, rechts liegen sahest? Fluelen, Altorf und endlich die Ehrfurcht erweckende Kehle nebst der ersten Spitze am Fuße des Gotthard vor Dir war? Nach den andern getraue ich mich fast nicht zu fragen, denn ihre Namen sind wie der Name Gottes, ein Bild von ihnen zu machen ist todt. Die Walliser mit ihren bunten rothen Mützen und ihren braunen Westen werden Dir angenehm gewesen sein; schwerlich aber die Cretins mit den zwei und einen halben Zoll breiten Zähnen. Wie ich Dir schreibe, wärme ich die Bilder in meiner Seele wieder auf; trage doch bald, Lieber, etwas durch ein Gemälde oder auch nur einen Brief von Dir bei. Ein paar

Commissionen muß ich Dir noch geben. Schreibe doch an einen gewissen **Michel Pacart, Guide à Chamouni en Savoye:** demjenigen Fürst — **Prince**, welchen er im vorigen Jahre zu Anfang November auf den **Mont-Anvert** und endlich über den **Col du Balme** nach Martigny und St. Maurice geführt hat, diesem solle er durch die Post vier Pfund **Sémence d'Aroles** und zwei Pfund **Sémence de Malaise** schicken. Er soll es gerade an mich nach Weimar adressiren. Schicke ihm meine Adresse. Dieses mußt Du durch einen Boten besorgen. Ferner schreibe an den Peter Kocher, Schiffer zu Thun, im Canton Bern, er solle mir ebenfalls durch die Post ein und ein halbes Pfund Berg-Rosen-Saamen schicken; beider Bezahlung soll alsdann, wenn ich es erhalten habe, besorgt werden. Könnte mir Pacart einige recht schöne Gemshäute mitschicken, so wäre es mir doppelt angenehm. Frau von Stein ist beinahe schon acht Tage zurück und hat ausgesagt, Du hättest die Nürnberger gewaltig geschunden. Sie kommt mir wohler und auch ein wenig stärker vor.

Meine Frau grüßt Dich aufs Beste und Schönste, leb wohl, lieber Alter. C. A., H. z. S.

Ich gehe vermuthlich Morgen nach Dornburg auf ein paar Tage, ganz allein, um **Jacque le Fataliste**, von welchem das Ende erschienen ist, zu studiren. Von da werde ich wohl etwas nach Waldeck auf die Rehjagd gehn, um Bertuchs Monplaisir zu sehn. Hier geht sonst Alles ziemlich gut. Verliebt ist fast Niemand mehr. Ich mache Feuer-Anstalten, gute und schlechte, durch einander. Mein Bruder ist ziemlich gut, meine Frau schraubt ihn etwas zuweilen, und die übrigen schreiben, spielen Comödien, sehen zu déjeuniren in der Esplanade, und geben Stoff zu herrlichen polirten Gesprächen.

7.

Belvedere, den 26. August 1780.

Lange habe ich gezaudert, Lieber, Dir zu schreiben und Dir Lebenszeichen zu geben, und ganz unerlaubt lange liegt die Beilage schon bei mir, ohne Dir gesandt zu werden. Dein Reisediarium hat jedermänniglich sehr gefreut, und wär' es nur um ein so gutes Bild, so schön und wahr gemalt, wie das Deinige von Maria-Einsiedel gemalt ist, so wäre es einer solchen Reise werth. Es hat mich sehr erfreut und erquickt. Ich weiß nicht, durch welchen Weg Du die Schweiz wirst verlassen haben, ob über Freiburg oder wo sonst hinaus. Auf jeden Fall wirst Du den Unterschied von Deutschland zu der Schweiz so lebhaft gefühlt haben wie wir; zwar wir kamen von Schaffhausen nach dem garstigen Donaueschinger Land, und da war es sehr häßlich. Solltest Du Deinen Weg durch Elsaß fortgesetzt haben, dann wohl Dir. Nun will ich Dir, was wir hier Neues haben, mittheilen. Acht Tage sind wir in Belvedere, von welchen ich zwei und einen halben im Bette, mit einem starken Anfall von Gallenfieber zugebracht habe. Ein Stückchen Dyssenterie mischte sich darein, doch habe ich es mit Hülfe Hufelands, welchen ich hier sehr rühmen muß, schnell überstanden, denn seit vorgestern reite ich wieder herum. Ich habe mir von Hufeland schriftlich wie ich leben soll geben lassen, um wenigstens, wenn ich nicht wohl bin, gewiß zu wissen, wo ich gefehlt habe. Alle Morgen reite ich in die Stadt, um meine Geschäfte abzuwarten. Mein Bruder war, so lange er mit mir und meiner Frau in Allstedt war, recht gut; nun zumal, da ich krank war, sehe ich ihn sehr wenig. In Ettersburg*) floriren die Künste; künftige Woche wird auf's Neue das Walddrama vermehrt und

*) Ein Jagdschloß, nahe bei Weimar, wo die Herzogin-Mutter Amalia sich damals zur Sommerszeit aufhielt.

verbessert herausgegeben; Einsiedel und Klinkowström haben gestern eine Reise auf die Gothaische Redoute gemacht, welche zu Ehren der Herzogin von Meinungen gegeben wurde. Der Anfang der Reise war lustig, denn der Wagen war schon eine Stunde angespannt, und Klinkowström wartete vergeblich auf seinen Begleiter Einsiedel. Sie waren beide mit einander von Belvedere heruntergefahren und wollten gleich fort, weil es schon spät war. Als man sich nach dem Außenbleibenden erkundigte, so wurde von Nicola hinterbracht, welcher mit der Bagage kam, daß sein Herr sich auf dem Schello exercire; endlich kam Einsiedel und fand unglücklicherweise ebenfalls einen Baß beim Reise-Marschall, und dieser hielt ihn wieder eine halbe Stunde auf. Du siehst daraus, daß wir uns gar nicht ändern. Die kleine Werthern ist nach Lauenburg und ihre Mama ins Bad. Wenn Du Dich lange genug herumgetrieben, so komme wieder; beobachte doch eins: Wenn Du Bedürfniß spürst, zurückzukehren, so halte an Dich, folge nicht gleich Deiner Neigung, sondern streiche noch etwas wider Willen herum, so daß das Bedürfniß äußerst werde. Zweitens hüte Dich, Dir etwas vorzusetzen, was Du treiben wolltest, wenn Du zurückkehrest; überlasse Dich dem Schicksal und mache Dir keinen Plan vom Leben, noch Verhalten. Das Schicksal ist bei großen Veränderungen Feind von Planen und macht sie mit unsern Schmerzen eitel. Leb wohl, Lieber.

C. A., H. z. S.

8.

Meinungen, den 1. October 1780.

Da ich vor zwei Tagen in Eisenach war, erfuhr ich von Gusteln, daß Du zurück wärest, lieber Knebel. Aus meinem Brief an meinen Bruder siehst Du, was ich wünsche, berede meinen Bruder, daß er komme, oder komm allein. Du aber, komm gewiß; ich sähe Dich gar zu gern zuerst etwas in der Stille. Leb wohl.

C. A., H. z. S.

9.

Den 11. December 1780.

Aus Beiliegendem wirst Du sehen, was für Effect unser gestriger ausgespendeter Pißporter gemacht hat, was für Schwierigkeiten sich entgegengestellt, wie solche überwunden worden. Für den Streusand danke ich; nun schaffe ich mir noch buntes Papier und ein niedliches Siegel an, denn dieses Alles giebt wirklich etwas Geruch der Urbanität, von der Wieland meint, daß sie ihm bei seiner Lucianischen Übersetzung unter den Händen verraucht sei. Ich las eben seine Vorrede zu der Übersetzung, und wirklich es däucht mir, daß diese mit interessanteren deutlicheren Begriffen angefüllt ist, als alle seine neueren Arbeiten. Mir ist eingefallen, daß der neu entstehenden, rein adligen Gesellschaft ein eben so großes Unglück bevorsteht, als Du für unsern G. befürchtest, nämlich ich sehe sie noch in ihrem Wesen so ätherisch werden, daß auch ihnen endlich das Athemholen entgehen wird. Dagegen wendest Du aber vermuthlich ein, daß sie glücklicher organisirt sind, als wir, und gleich den Menschen und Kindern, die unter dem Wasser oder in dem

fluidum der Matrix leben können, im Fall die Lunge ihren Dienst versagt, Luft durch die besondere Oeffnung im Herzen haben können. Ich widerspreche diesem nicht, sondern bitte Gott vielmehr, mich lieber ersticken und wie einen Frosch unter der Luftpumpe die intestina herausgeben zu machen, als mich, gleich jenen, amphibisch und durchlöcherten Herzens werden zu lassen. Leb wohl und nimm den außerordentlichen Effect des Wertherschen Mittags-Essens als ein gutes Omen.

C. A., H. z. S.

10.

Den 4. October 1781.

*) Ist's möglich, daß eine Seele, wie Du bist, mein lieber Knebel, der so wohl und so scharf die einzelnen guten und lieben versteckten Eigenschaften, die in Andern eingewickelt liegen, herausklauben, ans Licht bringen und sich daran erfreuen kann, so dunkel über sich selbst, über das, was er hat, besitzt und wirkt, immerfort bleibt? — Das Schicksal kann doch einen Menschen nicht mehr quälen, als wenn es ihm die Augen vor sich her blendet, daß er nicht den Zweck sieht, wohin er geradewegs treibt, da doch ihn Andere geradehin gehen sehen, und er nur immer wähnt, er liefe zwecklos. Er sieht von der Seite die Anderen nach ihrem Ziele kommen und möchte endlich mit Dem und Jenem laufen, glaubend, wählte er *selbst das* Ziel, es wäre leichter und gewisser zu erlangen. Warum das Schicksal so schändliche Spiele treibt, weiß ich nicht, auch mag ich darum nichts mit ihm zu thun haben.

Nicht allein mit diesem Elende zufrieden, wirft es uns oft in ein anderes; es läßt uns nämlich glauben, daß, wenn wir

*) Knebel hatte damals die Absicht, in auswärtige Civildienste zu treten.

auf gebahntem Wege gehen, es rühmlich und besser wäre, wir gingen daneben im Graben, mit Kindern und armen Bettlern und Krüppeln im Schlamm bis an die Kniee, und trügen Lasten, die nur für Rücken von Saumpferden gemacht sind. Durch dieses glauben wir dann unsere Existenz zu erfüllen und unsern Freunden die Annehmlichkeiten zu vermehren, ja wohl gar ihnen nützlich zu werden, wenn wir zu ihnen in den Schlamm springen, statt uns selbst wohl zu erhalten, um jenen durch fröhlichen Zuruf zu gutem Muth oder Reichung der Hand, vom festen Boden her, fortzuhelfen.

Keiner mag dann seine Natur richtig erkennen; der Eine, zu fröhlichem Zurufen bestimmt, will in den Schlamm, und das Lastthier will auf den festen Weg, um sich zu sonnen. Ersterer, indem er tragen will, wozu seine Schultern nicht gewöhnt sind, statt sich seiner eigenthümlichen Vortheile nutzbar zu bedienen, bleibt stecken und versinkt unnütz und leidend, während das letztere den Platz des ersten erhaltend, aus lauter Wohlsein und Nichtsthun verfault. Sind denn die, die sich Deiner Freundschaft, Deines Umgangs freuen, so sklavisch, so sinnlicher Bedürfnisse voll, daß Du nur durch Graben, Hacken, Ausmisten und Actenverschmieren ihnen nützen kannst? Ist denn das Receptaculum ihrer Seelen so gering, daß Du nirgends ein Plätzchen findest, wo Du irgend etwas von dem, was die Deine Schönes, Gutes und Großes, die innere Existenz verbessernd und veredelnd gesammelt hat, ausschütten kannst? Sind wir denn so hungrig, daß Du für unser Brot, so furchtsam und unstät, daß Du für unsere Sicherheit arbeiten mußt? Sind wir nicht mehrerer Freuden, als der des Tisches und der Ruhe fähig, können wir keinen Genuß finden, wenn Du von dem Schmutz und dem Gestank des Weltgetriebes Reiner, Deine volle Zeit zur Schmückung des Geistes anwendend, uns, die wir nicht Zeit zum Sammeln haben, den Strauß von den Blumen des Lebens gebunden vorhältst? Sind unsere Klüfte so quellenlos, daß wir nicht eines schönen Brunnens brauchen,

uns selbst unserer Ausflüsse freuend, wenn sie schön in demselben aufgefaßt sind?

Sind wir blos zu Amboßen der Zeit und des Schicksals gut genug, und können wir nichts neben uns leiden, als Klötze, die uns gleichen und nur von harter, anhaltender Masse sind? Ist's denn ein so geringes Loos, die Hebamme guter Gedanken und in der Mutter zusammengelegter Begriffe zu sein? Ist das Kind dieser Wohlthäterin nicht beinahe eben so sehr sein Dasein schuldig, als der Mutter, die es gebar? Die Seelen der Menschen sind wie immer gepflügtes Land; ist's erniedrigend, der vorsichtige Gärtner zu sein, der seine Zeit damit zubringt, aus fremden Landen Sämereien holen zu lassen, sie auszulesen und zu säen? Ist's so geschwind geschehen, diesen Saamen zu bekommen und auszulesen? Muß er nicht etwa daneben auch das Schmiedehandwerk treiben, um seine Existenz recht auszufüllen? Bist Du nun so im Bösen, so über Dich selbst erblindet, daß Du Dir einbilden könntest, Du habest uns nie dergleichen Nutzen geschafft, und achtest Dir uns gering genug, daß Du glauben könntest, wir würden Dich so lieben, wie wir thun, wärest Du uns hierin unnütz und überflüssig oder entbehrlich gewesen? Willst Du nun diese schöne Laufbahn, dies würdige Geschäft aufgeben, alle eingewachsenen Bande ausreißen, gleich einem Anfänger eine neue Existenz ergreifen und Dich, Gott weiß wohin, unter Menschen, die Dich nichts mehr angehen oder mit denen Du kein reines und Dir gewohntes Verhältniß hast, hinwerfen? neuen Antheil ergreifen oder Dir machen, mehr Gute, mehr Böse kennen lernen, sehen, wie die Abscheulichkeiten so überall zu Hause, das Gute überall so befleckt ist? — Und warum? um etwa einigen Canzellistenseelen aus dem Wege zu gehen, die Dir Deine Semmel, die Du mehr hast, als sie, beneiden, weil Du nicht gleich ihnen Maulthierhandwerk treibst? Und wohin willst Du Dich flüchten? nimmst Du nicht überall Deine paar Semmlein mit, die Du mehr und leichter hast als Andere? Sind nicht überall

Knechte, die es entbehren, und Dich darum beneiden werden? Wirst Du deren Neid besser aushalten? Dich, weil Du dort ein paar Monate fremd bist, von ihnen mehr geachtet halten, als Du es hier sein möchtest? Siehst Du etwas Erreichbares vor Dir, das Dir das, was Du entbehrst, ersetze? Ist dieses Erreichbare so gewiß? Schlägt's fehl, kann es Deine Existenz dann ertragen, immer neue Zwecke zu machen, oft abgeschlagen zu werden und so herum zu irren? Willst Du also das Beständige für das Unbeständige hingeben? Giebt es eine Natur, die gut und fühlbar ist, die dieses ertrüge? Muß sie nicht auf eine oder die andere Art zu Grunde, oder noch schlimmer als zu Grunde gehen? Dieses nur fern befürchten zu müssen, ist's dann nicht weiser, auszuhalten, als auf's Ungewisse, das sich nicht einmal in die Ferne hin übersehen läßt, zu wagen? Wem bist Du mehr Nutzbarkeit schuldig, als denen, die Dich lieben, und wem nützest Du dann weniger, wenn Du Alles zerreißest, was Dich mit ihnen bindet, aufhörst zu thun, und sei es, was es wolle, was Du für sie thatest und Dich ihnen fremd und abgebunden machst? — Achtest Du Dich denn so gering, oder hältst Dich so für allein, daß Du glaubst, höchstens etwas für Dich zu entbehren, wenn Du die engen Bande lösest, die uns mit Dir binden? Wird der Baum allein verwundet, wenn man ihn aus der Erde reißt, an die er mit seinen Wurzeln verwachsen? Und wie hängt so ein zweckloses Schmerzerwecken mit irgend einer Nutzbarkeit zusammen? Laß uns also die Sache nicht so feierlich nehmen und das Uebel nicht für so unheilbar halten. Ist's Deiner Natur gut, sich zu verändern, so reise! Da Du nicht am Wege zum Steinklopfen gestellt bist, so bindet Dich, Glücklicher, keine Stunde; gehe also Deiner Phantasie, dem geistigen und leiblichen Bedürfniß von Bewegung und Luftwechsel nach; kehre dann reconvalescirend wieder zu uns, sättige uns, die wir Dich mit offenem Munde, Ohren und Herzen zurück erwarten, und erzähle, gleich wie Ulysses dem Schweinehirten beim Feuer, hinter einer Schüssel des

besten Schweinefleisches oder eines schön in Essig gebeizten kalten Auerhahns, Deine Abenteuer und Begebenheiten.

Warum sich immer ersäufen wollen, wenn's mit einem schönen Bade gethan ist?

C. A., H. z. S.

11.

Weimar, den 8. Februar 1782.

Unser Briefwechsel, lieber Knebel, scheint wie der Anfang der Belagerung von Gibraltar zu gehen, denn alle Monate kaum geschieht ein Schuß, und es wird so egal herüber als hinüber gefeuert. Hohe und fürstliche Besuche haben auf meinen Batterien abermals verschiedene meiner besten Kanonen demontirt, und ehe ich die wieder dienstfertig brachte, brauchte es Zeit. Noch jetzt habe ich einen Besuch, der mir aber sehr angenehm ist; es ist der Prinz August von Gotha; seine immer gute Laune, den Antheil, welchen er an jedem Guten nimmt, und sein freundliches Nichtsverlangen macht mir die Tage, die ich mit ihm verlebe, sehr angenehm. Er bleibt noch einen Theil der künftigen Woche. In Kurzem erlebe ich auch das Glück, den Prinzen, oder jetzt wirklichen Herzog Georg von Meinungen zu besitzen. Bei allen diesen Gelegenheiten und daran hangenden Festen, wie auch bei meinen Besuchen hie und da, wo ich mit aller Freundschaft und Sorgsamkeit bewirthet werde, geht's mir immer wie dem Polonius beim Essen.

Die Zeichnung von Prestel hat mich gefreut. Ich habe mit meiner Mutter wegen der Fortsetzung der Prestelschen Werke gesprochen, und sie hat mir aufgetragen, Dir zu schreiben, daß Du sie ihr nur schicken sollst. Der Herzog von Gotha hat Lust zum ganzen Werk bezeigt, schicke mir also die sämmtliche

Reihe von Prestel nach Raphael, auf meine Rechnung, ich will sie ihm verehren.

Hier fängt Alles an krank zu werden, ich hab's mit achttägigen Zahnschmerzen überstanden; jetzt geht Goethe gelb und bleich umher und flickt an sich herum; Herder hatte es in den Rücken bekommen, Mieding ist gar gestorben, und Dein Nachbar, der alte Neubert, wird ihm, fürcht' ich, in wenigen Tagen folgen. Mieding starb drei Tage vor Aufführung der Fête, oder des Comödie-Ballets, von Goethe auf meiner Frau Geburtstag gedichtet; dessenungeachtet lief's gut ab und machte einen artigen Effect. Goethe hat angefangen, seinem Andenken einen Kranz à sa façon zu weihen; es sind treffliche Sachen in diesem angefangenen Werke. Die Stein war auch lange krank, auch die Oberhofmeisterin. Von C. habe ich vor vier Wochen Briefe gehabt, aber leider noch nicht geantwortet. Ich weiß nicht recht, was ich ihm schreiben soll, denn seine Art zu genießen inspirirt mir nicht den mindesten Antheil. Die Freundschaft mit Albrechten und hauptsächlich die unendliche Ruhe, mit der er die Dinge, die andere Leute außer sich bringen, zu genießen sich rühmt, thut mir den Effect, als sagte mir Einer „gute Nacht, wie will ich nicht schlafen!" und da Einen durch Histörchen in Schlaf einzumurren nie meine Sache war, so ist's mir leidlicher noch hie und da, ihn im Schlafe reden zu hören, als mich selbst activ dabei zu bezeigen.

Dein Werk der Rose war gar lieblich und wohl gesagt. Mich freut's unendlich. — — —

12.

Weimar, den 23. März 1782.

Mein lieber Knebel, die versprochenen Bücher, Achills Höllenfahrt, nebst Deinen zwei Briefen, auch die Silhouetten,

sind richtig im Hafen angelangt. Auch hat meine Mutter das Bild unsers Jahrhunderts, die unkünstlich übertriebene Kunst der Spinnwebegemälde, bekommen. Du kannst Dir vorstellen, was so ein durchsichtiges Gemälde für Effect auf unser Publikum gemacht hat, das bis hierher noch an keinem undurchsichtigen Bilde Antheil nehmen konnte, als an den in Regensburg gemalten Portraits des Lahire, Hectors und XXIers. Einige von uns haben bisher andern Interessen obgelegen, denn schöne Weiber haben unsere Schwellen beglückt.

Goethe reis't im Lande herum, mißt das Volk und macht ganz vortreffliche Sachen.

Mieding ist fertig und die Corona (Schröder) bekommt darin einen ganz unverwelklichen Kranz. Schade, daß der Minnesold in neueren Zeiten so theuer ist; wäre er es weniger, gewiß, sie könnte Goethen nicht anders als mit ihrer Person danken; o! wie wollten wir nicht noch in unsern alten Tagen Verse machen lernen! Ein paar Tage bin ich im Lande herumgezogen und war eben in Jena, da sich der erste Professor der Theologie, Danov, aus kranker Schwermuth, ohne alle Ursachen, ersäufte. Die Mittel, die angewendet wurden, waren alle vergebens. Die Universität liegt durch seinen Verlust sehr krank. Auf Ostern, denke ich, gehe ich wieder fort, besuche die Gräfin, [welche doch die beste aller Gräfinnen ist, die ich kenne] und stoße mit Goethen in dem unglücklichen abgebrannten Creuzburg zusammen, durchziehe etwas das mir noch unbekannte Eisenachische und kehre auf dem Wege, wo mir's am wohlsten werden wird. Gesegnet seien unsere Pfade! *Adieu.*

C. A., H. z. S.

13.

Weimar, den 11. Juni 1782.

Mein Frühjahr schließt sich angenehmer, als es sich anfing, denn es begann mit Besuchen, die mir höchst beschwerlich waren, und endigt sich mit der Gegenwart des Fürsten von Dessau, nebst seiner Gemahlin. Sie verlassen mich wieder künftigen Freitag; und ich begleite sie nach Eisenach und bis an meine Grenze. Villoison bleibt hier, wie ich höre, bis Michaelis; er macht possirliches Zeug. Vorgestern war er mit uns in Erfurt zum Frohnleichnamsfest, wo denn gewaltig viel Herrschaften waren. Den Nachmittag feuerte die Mainzer Garnison unter den Fenstern der Statthalterei ab; den Lärmen kannst Du Dir dabei vorstellen; Villoison aber, dessen kritisch-bibliothekarische Nerven sowohl gegen feine als grobe Eindrücke so abgestumpft sind, setzte sich dazu in ein Fenster, schlief ein und schnarchte unter allem Knallen so ruhig, als läg' er in seinem Bette. Über den Admiral Grasse hat er eine entsetzliche Bosheit. Er kann ihm nicht verzeihen, daß er sich nicht bei seiner Gefangennehmung umgebracht hat; denn, sagt er, „dix mille morts font moins de mal à la France que mille de pris." Über die „Saignée," die die Nation in diesem Krieg bekommt, freut er sich sehr, er ist gewaltig für die heroischen Mittel. Den Mr. de Hendrick findet er einen homme très-aimable, plein d'esprit, et rempli de connoissances. Er ist aber doch im Grunde eine ungemein gute Haut, und ist gewiß honetter als sein Vorgänger Raynal.

Unsere italienischen Reisenden, fürchte ich, werden noch zuletzt gar einschlafen, denn sie nehmen so an Ruhe, Beruhigung und stillem Genuß zu, daß es einen Mönch einschläfern möchte.

Es hat sich bei uns eine ziemlich bedeutende Veränderung zugetragen, die Du durch andere Federn aus mehreren Lichtern

wirst erfahren, als aus der meinigen. Mit wenig Worten: Kalb hat quittirt. — —

Das Kind hat sich ganz vollkommen von ihren Blattern erholt. Sie war sehr voll, aber nicht sehr krank. Bald werden wir hoffentlich einen neuen Rekruten stellen, dessen Erwerbung Dich freuen wird. Tiefurt leidet einige Verschönerungen, im Stern sind auch neue Gänge, in denen buschichte Quartiere gemacht werden. Der Fürst von Dessau ist sehr zufrieden mit unseren Anlagen; sie haben seine Erwartung weit übertroffen.

Heute habe ich zum ersten Male auf Deine Gesundheit am Sterne gebadet; das Wasser war gar schön und warm. Sage mir doch, ob Du schon Nürnberger Wasser über Dich hast strömen lassen; findest Du, wenn Du es gethan, gar keine Veränderung an Geist und Leib? Man sagt, Du strickest Filetbeutel; was für eine häusliche oder unhäusliche Tugend muß man besitzen, um sich einen solchen Beutel, wie die Weiber ehemals Rousseau's Schnürbänder erwarben, zu verdienen? Ich sagte es schon öfters: es ist Schade, daß Du keinem bestimmten Talent nachhängst; Du bekommst viel von Rousseau's Wesen. Hast Du die Confessions? Laß Dich doch durch diese zu einem ähnlichen Werke anreizen; ich werbe so viel Leute als ich kann, ein Gleiches zu thun (versteht sich ausgezeichnete). Sage mir doch ein Wort von der Pilatiade! Wie kann so etwas Albernes, ganz Geschmackloses, ich möchte beinahe sagen Übelriechendes, aus einem so wohl duftenden Lavater kommen?

Der Fürst von Dessau leidet hier gar sehr an Reißen in den Gliedern; so kränkeln steht gar nicht mit seinem großen Körper. Leb wohl! grüß' Deinen alten Vater von mir. Adieu!

C. A., H. z. S.

14.

Weimar, den 17. August 1783.

Ich habe ein großes Verlangen überwinden müssen; es war: Dir ein **Rendez-vous** in Würzburg zu geben. Es riefen mich Geschäfte hin, die blos gelingen konnten, wenn ich den Fürsten persönlich gewann. In Etwas habe ich die Lage meiner Sachen dort verbessert, ganz ging's nicht auf einmal; ich schreibe jetzt zwischen Furcht und Hoffen. Die ganze Sache ist, daß ich vom Fürsten verlangt habe: die Communicationsstraße, welche er auf Meinungen zu bauen wollte, auf meine Gränze nach Ostheim zu richten; dies liegt nun etwas aus dem Wege, und ein solches „von Rechtswegen" in ein „von Freundschafts- oder Gefälligkeitswegen" zu ändern, war der Zweck meiner Wanderung. Daß ich mir das Vergnügen versagte, Dich dort zu sehen, hatte viele Ursachen, die Du selber leicht beurtheilen kannst, wenn ich Dir zumal sage, daß mich mein Bruder begleitete. Man weiß, daß Ihr Euch eben vor seiner Reise geschieden habt, an einem dritten fremden Ort seht Ihr Euch zum ersten Mal wieder; dieses macht Einem dann von Unbeschäftigten tausend Fragen auf den Hals fallen, und vor nichts fürchte ich mich mehr als vor diesen. Glaube, daß es mir viel gekostet hat, Dich nicht zu sehn.

Die Bekanntschaft des Fürsten ist mir viel werth; ich zweifle, daß ein tugendhafterer Mann wie er, ich will den Fürsten von Dessau ausnehmen, irgendwo einen Thron besetzt; gewiß hat keiner mehr Eifer und brennende Leidenschaft für's Gute und für's Wohlthun, als der Fürst von Würzburg. Er beweist, dünkt mir, aber auch, daß nicht alle Journalisten-Maximen von Staatskunst wahr sind, denn thät's die Tugend allein, so wäre gewiß kein Land besser geführt, wie die Fränkischen Bisthümer; es ist dieses aber hier wirklich nicht der Fall, denn nirgends gehen die Geschäfte, das Recht, die Thä-

tigkeit langsamer und versäumender, als hier, unter der zaudernden, immer zweifelhaften, mit dem Vergrößerungsglas die Billigkeit suchenden Tugend. Im Brückenauer Bade brachte ich einige wenige Tage unter lauter schlichten, wenig gebildeten Menschen zu. Die schöne Gegend, die freie Lebensart und wenigstens die Entferntheit vom Übelthun (da wohl gewiß kein positives Gute geschah), ließen mir es trotz der höckerichten Gesellschaft wohl werden; das Wasser, welches ich aus Spaß zum Baden und Trinken brauchte, that mir im Ernst gute Wirkung. Zwei Weiber waren da, die unter dem Haufen einer scharrenden Genossenschaft Dir dieselbe Freude gemacht hätten, die der Edelstein jener in der Fabel machte. Eine Dame hätte mir bald mein Concept verrückt. Ich muß mich erstaunlich wehren, meinem Herzen und den Leidenschaften nicht den Zügel zu lassen; es ist gar zu schwer, sich wieder in den unnatürlichen Zustand zu fügen, in welchem unser einer leben muß, und an den man nur so langsam sich gewöhnt zu haben glaubt. Jede kleine Unregelmäßigkeit wirft einen so weit wieder aus seinem Rade heraus.

Schreibe mir bald und leb wohl!

C. A., H. z. S.

13.

Weimar, den 14. October 1783.

Den Tag nach meiner Rückreise bekam ich Deinen Brief, mein lieber Knebel, und den Prestel, den Du mir geschickt hast; ich danke Dir für beides. Prestel ist gar ein braver Mann. Meine Reise hat mir viel Vergnügen gebracht, ich habe meinen sehnlichen Wunsch erfüllt, und endlich die Dresdener Gallerie

gesehn; ich kann Dir nicht sagen, wie glücklich sie mich gemacht hat. Dort sah ich ein vortreffliches Stück von Prestels Vorbildern. Bei dem Raphael, der die Sammlung dort schmückt, ist mir nicht anders gewesen, als wenn man den ganzen Tag durch die Höhe des Gotthard gestiegen ist, durch's Urseler Loch kam und nun auf einmal das blühende und grünende Urseler Thal sah. Mir war's, so oft ich ihn sah und wieder weg sah, immer nur wie eine Erscheinung vor der Seele; selbst die schönsten Correggios waren mir nur Menschenbilder; ihre Erinnerung, wie die schönen Formen, sinnlich palpabel. Raphael blieb mir aber immer blos wie ein Hauch, wie eine von den Erscheinungen, die uns die Götter in weiblicher Gestalt senden, um uns glücklich oder unglücklich zu machen; wie die Bilder, die sich uns im Schlaf wachend und träumend wieder darstellen und deren uns einmal getroffener Blick uns ewig Nacht und Tag anschaut und das Innerste bewegt.

Von Menschen habe ich fast nichts gesehn; einen sehr guten Spanier ausgenommen, der dort Gesandter ist. In Dessau ist's mir oft wohl bei meinem sehr lieben alten Fürsten gewesen, am wohlsten auf der Parforce-Jagd. In Leipzig habe ich Pferde gemäkelt.

Gestern hatten wir eine sehr besondere Erscheinung hier; ein Engländer von ganz dunkelm Herkommen, sehr schlecht gekleidet, zwischen funfzig bis sechzig Jahren, der zu Fuß reiset, nichts als Englisch kann, nur sehr wenig deutsche Worte ausgenommen, an allen Orten Europens gewesen ist, an allen Höfen sich produzirt hat und nicht bettelt. Wie er ankam, badete er sich zuerst, ging auf die Hauptwache, sich anzukleiden, dann in die Kirche, auf die Parade und endlich an Hof. Weiter weiß kein Mensch was von ihm. Er entschuldigte sich aller Orten wegen seines schlechten Aufzugs, weil, sagt er, sein Koffer zurückgeblieben ist.

Heute wird das titanische Werk von Neuem angegriffen, der Stein dem Jägerhaus gegenüber fortgewälzt und auf seinen Platz gebracht*). Leb wohl!

C. A., H. z. S.

16.

Weimar, den 10. December 1783.

Keinen bessern Weihnachten bekomme ich nicht und kann mir nicht werden, als den Du, mein lieber Knebel, mir gemacht hast; denn die Schenkung Deines Fohlen ist als die eines einzigen Kindes. Ich werde Dir meine Dankbarkeit durch die gute Haltung desselben beweisen und es so erziehen, daß alle guten von der Mutter geerbten Eigenschaften ganz besonders ans Licht kommen sollen. Die Mutter wird nun in ihren alten Tagen vom Oberstallmeister geritten, welcher sie sehr schont und sie in Ehren hält. Du hast mir außerordentlich viel Freude durch's Fohlen gemacht.

Morgen gehe ich nach Neuheiligen, wo ich seit zwei Jahren nicht war. Dann hat mich der Fürst von Dessau zu sich beschieden, wo ich denn von Neuheiligen auf ein paar Tage hingehe.

Seit ein paar Tagen habe ich mir die Zeit mit Lesung von Consistorial-Acten vertrieben, welche Vorschläge zu Verbesserungen und Visitationen des hiesigen Gymnasiums, von 1762 an, betreffen. Du hast keinen Begriff von der Methode, wie jedes Membrum des Collegii dabei Nutzen zu stiften denkt. Von allen menschlichen Begriffen den allermenschlichsten, die Erziehung der Menschen, im Acten-Style und modo voti vor-

---

*) Es ist dies der große kegelförmige Felsenstein im Park zu Weimar, der dem Andenken des Fürsten von Dessau gewidmet ist.

getragen zu sehen, ist unglaublich. Wenn keiner einen Begriff von einer menschlichen Behandlung hätte, so müßte er ihn durch's Contrarium bekommen, sobald er diese Acten läse. Deinen armen Heinze haben sie bei einer Visitation von 1700 und etlichen 70 erbärmlich geschunden, weil er nicht fleißig genug in die Kirche ging und verschiedene Male Schüler ohne Mäntel (welche sie der Verordnung nach beständig tragen müssen) sich in derselben hätten betreten lassen.

Der Stern ist sehr geändert; das Geländer um die Fischhütte ist weg und einer von den Teichen zugeworfen. Dieser soll mit Weymuths-Fichten bepflanzt werden. Über die Ilm am Floßplatz, wo das Waschbrünnchen ist, soll eine Brücke geschlagen werden, das Floßholz um den Brunnen bis an den Weg, der durch's Schallthor führt, wegkommen, und der ganze Platz bepflanzt werden. Der Brunnen soll aufs Schönste verziert werden.

Leb wohl. C. A., H. z. S.

17.

Weimar, den 15. Januar 1784.

Jedes Zeichen Deines freundschaftlichen Andenkens, mein lieber Knebel, wird bei mir mit Freuden aufgenommen, kommen sie auch so selten als möglich. Das Letztere, welches ich richtig erhalten habe, erhielt eben diesen Empfang.

Die jüngste Katastrophe, welche C. betraf, hat ihm, wenigstens im Äußerlichen, Nutzen geschafft. Die hiesige Gesellschaft suchte mir ihre Treue zu beweisen, da sie öffentlich seine Aufführung tadelte, ihn vermied und ihn der genauesten Einsamkeit überließ. Dieser bestimmte Tadel der Zuschauer fiel ihm sehr auf die Nerven und machte ihn fühlen: wie sehr er eines äußerlich guten Anstriches bedürfe, um in Gesellschaften gut

gelitten zu werden, und wie wenig sein Stand ihn vor Mißachtung schütze. Dieses bewirkte, daß er zwar anfänglich lächerliche Mittel gebrauchte (denn er machte zahllose Visiten ohne Auswahl), doch aber sich eine äußerlich anständige Form gab, exacter in der Beobachtung der gemeinen gesellschaftlichen Pflichten wurde und nun seine Rolle so spielt, daß er überall als ein wohlgezogener Mensch nicht mißfallen wird. Ich arbeite daran, ihm im sächsischen Dienste einen Platz zu verschaffen, welcher ihn beschäftigen wird, ihn in der ersten Zeit nicht zu frei läßt und ihm doch Aussichten zu einer ziemlich brillanten Carriere gewährt, wenn er sie zu gehen lernt.

Die Kälte ist entsetzlich gewesen, seit gestern hat sie aber um verschiedene Grade abgeschlagen. Unser Winter geht ziemlich vergnügt hin; die Comödie giebt uns drei Abende der Woche Unterhaltung und das für ziemlich wohlfeilen Preis; die Gesellschaft ist eben nicht ausnehmend gut, doch hat sie das Glück, ziemlich gute Stimmen zu besitzen und sehr guten Geschmack in Auswahl der komischen Opern zu haben; sie spielen meistens italienische Musik, deren Schönheit die Güte des Spiels und der Übersetzung ersetzt; Maskeraden und andere Lustbarkeiten mischen sich dazwischen, und eine neue Leidenschaft, welche die der Liebe bei uns völlig ersetzt, nämlich fürs L'hombre-Spiel, das ich neulich erlernt habe, hilft vollends die Länge der Abende verkürzen. Was mich betrifft, so nehme ich an diesen Zerstreuungen keinen Antheil; da mir der Tag durch sehr häufige Geschäfte, welchen ich mich immer mehr nähere, gänzlich ausgefüllt ist, so komme ich wenig aus, genieße aber dessenungeachtet einer ziemlich guten Gesundheit an meinem Kamin. Die Eisbahn war, ehe der Schnee fiel, uns großer Trost und Freude, sie war von der größten Schönheit. Die Jagd hat fast ganz am Nagel gehangen. Die letzten acht Tage wurden uns durch die vortreffliche Musik des Waldhornisten Punto angenehm verlebt; nie hörte ich solche himmlische Töne wie die, welche dieser, sonst auch vortreffliche Musiker aus seinem Instru-

mente zog: er hat außerordentlich viel Ähnlichkeit mit dem alten Benda; auf den ersten Anblick glaubt man einen aus dieser Familie zu sehen. Leb wohl, mein lieber Knebel, und gedenke Deiner abwesenden Freunde. Meine Frau grüßt Dich. Leb wohl!

Carl Aug., H. z. S.

18.

Eisenach 1784.

Glaube nicht, mein lieber Knebel, daß eine andere Ursache als die äußerste Zerstreuung mich abgehalten hat, Dir zu schreiben. Die drei Wochen, die ich hier zugebracht habe, sollten ruhig und blos Jagdvergnügungen gewidmet verstreichen; da uns aber der Mangel des Schnee's die Jagd verdarb und die fürstlichen, gräflichen und adligen Visiten, wie auf einem Concilio ab und zu gingen, so waren diese Tage in Unruhe, und der Zeitvertreib oft in ermüdende Langeweile verwandelt; mir besonders kostete dieser Aufenthalt viel Zeit, weil ich, um den Herrschaften die leeren Zwischenräume auszufüllen, beständig meine Person hergeben mußte. Meine Leute sind entsetzlich geplagt gewesen, denn bald ging's dahin, bald dorthin.

An verschiedenen Tagen hat durch die wenigen Leute, die ich, wie Du weißt, bei mir habe, den männlichen und weiblichen Herrschaften von Gotha, Meinungen und Barchfeld nebst verschiedenen Cavaliers müssen aufgewartet werden; an verschiedenen Tagen sind Herren und Damen über hundert Personen gespeist worden.

Heute ist endlich des Lärmens ein Ende; in einer Stunde muß ich fort, und reite nach Meinungen, wo ich Gefälligkeits halber hin muß. Zu Ende der Woche kehr' ich zurück nach Gotha, wo ich meine Frau anzutreffen hoffe.

Nichts in dieser ganzen Zeit hat meine feineren Sinne so erfreut, wie die Deinigen nur eine Linie von Deinen dreißig Raphaels. Blos die roheste menschliche Natur hat sich mir in ihren Nuancen hie und da etwas deutlich gezeigt. Doch nur die Ungeordnetheit in diesen Naturen, der Mangel an feinem Gefühl, welcher sie das Schlechte von dem Guten nicht unterscheiden und also beides immer durch einander werfen läßt, macht uns diese Art Menschen fern und unangenehm. Wäre es möglich, daß sie ihre Eigenschaften recht aus einander setzten und in ihre Fächer ordneten, wir würden uns wundern, mit wie vieler Präcision sie die ähnlichen Fälle immer gut behandeln würden. Forster, der diese ganze Zeit bei uns gewesen ist, hat viele, und unter Allen, die hier waren, gewiß die meiste Geordnetheit. Lies doch des andern Forsters Übersetzung der letzten Reise Cooks, wo er erschlagen wurde. Das ist ein ganz vortreffliches Buch. Die Vorrede ist wahrscheinlich von einem elenden Raisonneur, auf den nichts als Stockschläge gehören, geschrieben.

Mein Blatt hat ein Ende. Leb wohl.

C. A., H. z. S.

19.

Darmstadt, den 8. December 1784.

Die anhaltende Finsterniß, welche mich seit drei Wochen umgeben hat, fängt heute an, durch etwas Sonnenschein unterbrochen zu werden, es ist aber nur ein vorübergehender Augenblick, der den Reisenden leere Hoffnung zu sanfterem Wetter giebt; Schnee und Regen werden bald wieder zu stürmen anfangen und uns vollends in den zusammenziehenden Winter einhüllen, welcher endlich weicht, uns einen kurzen Genuß süßer Jahreszeiten läßt, und uns dann wieder in unabseh-

bare Wolken, kurze Tage und Cimmerische Nächte stürzt. Die unbeständigen Jahreszeiten passen zum menschlichen Leben und Schicksal, kurzer Sonnenschein stärkt uns wieder, die überwiegende Trübe auszustehen. Das menschliche Leben ist ein ewiges Aushalten; eine Erhaltung und Fortpflanzung des Daseienden scheint beinahe Zweck der Menschheit zu sein; der Genuß ist selten mehr als nur ausruhen, um neue Wolken zu durchkriechen; wenigen Weisen ist das Glück beschieden, daß sie die Kämpfe von sich abschütteln und nur in dem Genuß der Stärkungen leben können. Es ist ganz eigen, wenn man die meisten Menschen in dem Gesichtspunkt ihres Endzwecks und der daraus folgenden Wirksamkeit betrachtet, wie einzig die Operation der Erhaltung und Fortpflanzung Zweck zu sein scheint. — Unter Tausenden und aber Tausenden ist kaum Einer oder Zwei, die irgend etwas Mehreres begehren, oder die von ihrer Natur weiter getrieben werden, als sich um den Wendepfahl der Erhaltung und Fortpflanzung zu drehen; ihr Treiben, ihr Lernen, ihr Vergnügen, ihre Ruhe zeigt selten weiter als auf diesen Wendepunkt. Das Schicksal scheint neuerlich Ekel gegen diese Einförmigkeit bekommen zu haben, es läßt deshalb Wissenschaften populärer werden, zu welchen sich sonst nur die höchsten Geister wagten; es läßt, meine ich, besonders die Naturkenntniß gemeiner werden, und inspirirt viele Leute, diesem Studium zu folgen, welche wahrscheinlich sonst auch nur zur Erhaltung und Fortpflanzung sich erhalten und fortgepflanzt hätten.

Die Naturwissenschaft ist so menschlich, so wahr, daß ich Jedem Glück wünsche, der sich ihr auch nur etwas ergiebt; sie fängt an leicht zu werden, so daß auch gern trägere Menschen sich eher dazu einladen lassen; sie ist so leicht wahr zu behandeln, daß sie den Geschmack zum Unwahren überwiegen kann; sie beweist und lehrt so bündig, daß das Größte, das Geheimnißvollste, das Zauberhafteste so ordentlich einfach, öffentlich, unmagisch zugeht; sie muß doch endlich die armen unwissenden Menschen von dem Durst nach dem dunkeln Außer-

ordentlichen heilen, da sie ihnen zeigt, daß das Außerordentliche ihnen so nahe, so deutlich, so unaußerordentlich, so bestimmt wahr ist. Ich bitte täglich meinen guten Genius, daß er auch mich von aller anderen Art von Bemerken und Lernen abhalte und mich immer auf dem ruhigen, bestimmten Wege leite, den uns der Naturforscher so natürlich vorschreibt.

Zum Pendant dieses Glaubensbekenntnisses schicke ich Dir hier eine Methode, die Wissenschaften zu behandeln und die Menschen weiser zu machen, wie es auf einer hohen Schule selbst executirt wird.

Seckendorf hat mir in seinen Angelegenheiten geschrieben und beruft sich auf Dich; ich hoffe, daß er mit meinem Betragen hierbei zufrieden sein wird; laß Dir doch meinen Brief zeigen, ich hoffe, daß ich recht an ihm gehandelt und doch meine Rechte gewahrt habe. Ich wünsche, daß ihm seine Entreprise wohl bekommen möge.

Leb wohl, mein Lieber.

C. A., H. z. S.

20.

Weimar, den 11. März 1785.

Der Bote hat mir richtig meinen Schatz überbracht, nebst beiliegendem Pontius und einem Mainzer Catalogus; letzteren will ich an den Herzog von Gotha schicken. Meine Rückkehr geschah bei rauhem Wetter; ich hoffte den Schnee zum letzten Male zu betreten; die fortdauernden Nachtfröste aber erhalten diese Krankendecke noch immer über unserer schwangern Erde.

Meine Frau ist sehr wohl, sie fährt noch fort, sich zu erholen, weil sie die Medicin daran nicht hindert. Steins

bester Wille, keine Arznei zu nehmen, wird heilig ausgeführt.

Frau von Seckendorf trägt immer den von Dir erhaltenen Dolch in ihrer Tasche, es scheint aber nicht, daß sie sich dessen jemals bedienen wird; ihre Schwägerin legt einen klaren Beweis ab, wie ekel die Damen in ihrer Wahl von Liebhabern sind, sie kann ihre Neigung für F. S. nicht lebhaft genug ausdrücken. Sage doch Goethen: der General von Möllendorf habe mir geschrieben und sich wegen der Excesse entschuldigt, welche von preußischen Husaren im vorigen Kriege bei mir ausgeübt worden.

Leb wohl, mein lieber Knebel.

C. A., H. z. S.

Meine Frau grüßt Dich.

21.

Weimar, den 9. October 1785.

Mein lieber Knebel!

Deinen Brief habe ich zwar etliche Tage unbeantwortet gelassen, aber nicht vergessen; ein kleiner Aufenthalt auf dem Lande hat mein Stillschweigen verursacht. Die Frau von Imhof ist gestern hier angelangt; ich danke Dir, mein Lieber, für Deine Bemühungen, uns mehrere Gesellschaft hier zu verschaffen; Dein Geschmack ist gut, und ich bin sicher, daß Du Niemanden, als der uns Ehre macht und moralischen Werth bringt, erwerben wirst; dem Herrn von Imhof bin ich bereit, die gewünschten drei hundert Thaler so lange zu geben, als er in Weimar oder sonst irgendwo in meinem Lande leben wird; nur mache ich mir es zur Bedingung, daß er es Niemandem sage, daß er diesen Gehalt von mir habe, und daß diese Ab-

gabe also ein unverbrüchliches Geheimniß bleibe. Mit Freuden erwarte ich ihn bei uns.

Das erbärmliche Wetter hält mich doch nicht ab, Hirsche zu schießen, Hasen par force zu jagen und Entwürfe zu Winterarbeiten in meinen Anlagen zu machen, welches dem Ganzen ein viel anderes Ansehen geben wird, indem es die Spaziergänge der kalten Küche mit dem Webicht verbindet, die Wiesen genießbarer macht und dem Exercierplatz die Unannehmlichkeit nimmt, die er bisher gehabt hat, und ihn dafür zu einem Orte verändern wird, wo man sich künftighin gern aufhalten mag.

Viele Menschenhände werden beschäftigt und mehrere Klumpen Erde umgekehrt werden. Die Hölzer, welche ich nun zwei Jahre hinter einander aus England bekommen habe, wachsen in Belvedere ganz vortrefflich, ich hoffe, sie füglich fortpflanzen zu können. Zur Jagd erwarte ich den Oberkammerherrn von Pöllnitz aus Ansbach, welcher mir die Meute geschenkt hat; er wird ehestens eintreffen und die Parforce-Jagd methodice lehren. Die Damen fürchten sich vor ihm, indem sie glauben, er werde der zweite Theil des Herzogs von Sachsen und Curland sein und sie sehr genau in der Kenntniß der Hunde, Wildprete und Pferde unterrichten.

Leb wohl, mein Lieber, und komm bald zurück.

C. A., H. z. S.

22.

Weimar, den 26. December 1785.

Dein Brief, mein lieber Knebel, hat mich so sehr erfreut, als Du es nur erwarten konntest; ich wünschte Deine Art zu sehen, zu beobachten, zu genießen und das Genossene mitzutheilen, vielen Reisenden, und mir den Vorzug, ihre Äußerungen immer ganz warm zu erhalten.

Du bist weder ein politischer, noch illuminirter Reisender, Du kannst also B., seiner schönen Natur, seines guten Blutes und fröhlichen National-Charakters nach, mit gutem Geschmack genießen, ohne durch den Haß gegen die Staatsverfassung, oder Rachgier gegen die übeln Behandlungen Deiner Mitbrüder gestört zu werden; Du kannst also seiner schönen Mädchen und Tänzerinnen Dich erfreuen, respective genießen, und die muntern B.-Büble gerne haben, ohne zu denken, daß solche in der crassesten Unwissenheit und unter tyrannischem Drucke leben; Du kannst die Hanswurst-Sprache gerne hören, Dich an ihrer Herzlichkeit und Originalität belustigen, ohne daß Dir dabei die Pfaffensprache, welche Freimaurer, Illuminaten und Protestanten an den Galgen predigt, in den Ohren dabei töne; Du kannst eben als empfindsamer, literarischer, beobachtender, schmeckender q. e. Reisender reisen, ohne durch ein impegno aufgehalten zu werden, und gehörst dadurch zu einer Classe Reisender, welche York nicht benannt hat und welche ich mit dem Namen der freien Reisenden belegen möchte; Du hast auch einen großen Vorzug vor den afrikanischen Weltdurchziehern, welche sich mit Weibleins belastet haben, um dadurch entweder den Deys oder den Tigern als ein leichtes Fleisch ihr Lösegeld zu zahlen.

Auch ich trete bald einen Weg an, welcher mich aber, statt freier zu machen, auf einige Zeit meiner häuslichen und Particular-Freiheit berauben wird, ich gehe heute über acht Tage nach Berlin. So bald als möglich werde ich mich wieder los machen, und gewiß vor Ende Januar wieder zu Hause sein. Ein verunglückter Versuch verlegt meine Ausflucht auf den Winter; ich hoffte, zu den Frühjahrsrevuen bestellt zu werden, und wurde dafür zum Carneval invitirt. Der König wird sehr kurze Zeit demselben beiwohnen; das zusammengeschmolzene Licht fängt an, seinen Leuchter glühend zu machen, einzelne aufschlagende Strahlen, und — eine große Schnuppe kündigt die nahe Verlöschung an.

Der Winter ist mit einem immer trüberen Himmel eingetreten, heute hat es zugeschneit, ich kann noch nicht zu dem seligen Zustande der Thiere gelangen, welche so einer vorzüglichen Passivität unter der weißen Decke in ihren Höhlen genießen; mich drückt der Winter entsetzlich, und der Mangel einer guten Eisbahn entzieht mir auch den einzigen Trost, welcher uns sonst übrig blieb. Gewaltig sehne ich mich nach der Nähe der Sonne, meine nicht zunehmende Gesundheit macht diese Sehnsucht hauptsächlich lebhaft. Auch meiner Frau würde Wärme besser thun, als dieser ekelhafte Winter; Pyrmont hat ihr gar nicht geschadet, ihre Gesundheit aber nur um sehr Weniges verbessert. Sie leidet fortwährend an den Eingeweiden, und ihre Schwangerschaft trägt nicht zur Verbesserung ihres Zustandes bei.

Goethen bekommt der December besser als in alten Zeiten; auch Herders scheinen nicht zu leiden. Lavater magnetisirt, und hätte gern, daß die Fürsten Deutschlands ex officio Versuche damit anstellen ließen. Die öffentliche Gesellschaft in unsern Mauern ist diesen Winter so insipid wie möglich. Da meist Alles verheirathet, und der weibliche verheirathete Theil nicht von der Art ist, daß sie leicht häusliche Unruhe verursachen könnten, was übrig bleibt aber die gute Zeit übergangen hat und es für die wenigen Mädchen sehr an Männern fehlt, so ermangelt ein Hauptinteresse ganz. Dazu kann man nicht hoffen, hier irgend Jemandem das Geld aus dem Beutel durch Rhetorik zu locken, oder durch persönliches Interesse viel zu gewinnen; deßwegen bekümmert sich Niemand um den Andern, und man sieht sich ordentlich nur zur Frohne. Unsere Gesellschaft ist wirklich die allerennuyanteste vom ganzen Erdboden. So lange kein Frost war, jagten Einige, und die Andern fürchteten sich vor den bösen Einflüssen Pöllnitzens; seit ersteres Vergnügen und des Letzteren Gegenwart aufgehört hat, ist auch dieser Nagel, an welchen eine Menge Menschen sich hingen, ausgerissen. Etwas schien ein neuer Comödienplan

einige Zeit zu beschäftigen, da er aber nicht recht verdaut war, ging er wie Haselnüsse hart ab, und der moralische Magen blieb abermals leer.

Etwas erfrischt das bessere Publikum Kaysers Composition zu Goethe's neuester Operette und des Waldhornisten Hey's vortreffliches Blasen. Dieser ist von Paris wiedergekommen, wo er Punto's Lehre ein und ein halbes Jahr ausnehmend gut benutzt hat.

Leb wohl, mein Lieber!

C. A., H. z. S.

23.

Weimar, den 21. Juni 1786.

Recht lieb ist es mir, mein lieber Knebel, daß Dir die scharfen Dichtungen des Vater Rosen auch gefallen haben; so abgedroschen Einem hie und da Narrheiten darin vorkommen mögen, so ist's doch gewiß, daß man die allersimpelsten, bekanntesten Sätze nicht genug wiederholen, bewundern und stets anders eingekleidet vortragen kann. Denn diese werden beständig im gemeinen Leben aus der Acht gelassen; indem man die feinste Moralität ausspintisirt, so überstolpert man oft die einzigen Grundfesten der menschlichen Güte. Der Mensch hat einen fürchterlichen Hang zu Ausnahmen von der Regel in sich, welcher ihn unerwartet recht scheußliche Handlungen begehen machen läßt, betreffen sie auch oft nur ein Schnitzel Papier. Dergleichen verborgene und doch abgedroschene Wahrheiten kommen mir leider täglich vor's Gesicht, und verbittern das Blut. Als Dichter scheint Vater Andreas mehr in seiner chymischen Hochzeit; es ist eine unmäßige und wenig geordnete Einbildungskraft in diesem prosaischen Gedichte, aber man findet Michel Angelo'sche Pinselstriche.

Lavater hat mir heute von Offenbach geschrieben; den 22. dieses, also morgen, ist er zu Göttingen; wenn er nicht in Bremen ein paarmal predigen muß, so kommt er hierher und nach Dessau. Weiter etwas Bestimmtes weiß ich nicht von seinem Reiseplan, auch nicht einmal, ob er den Bremer Ruf angenommen hat oder nicht.

*** hat das Mühlthal so mißfallen, daß ihm auch Deine gute Bewirthung Jena nicht versüßen konnte Seiner Frau mag's auch vor Jena grauen, da die Studenten nicht immer gens à sentiments sind und sie wirklich beinahe zu unkörperlich (oder mager) für vollsaftige Jünglinge ist. Diesen ihren Unwerth mag sie wohl fühlen und behilft sich lieber mit uns. Wieland hat ihr gerade in's Gesicht gesagt, daß es unerträglich wäre, sie immer von sich selbst reden zu hören.

Goethe ist seit gestern Abend wieder wohl hier angelangt. Beiliegendes kannst Du, wenn Du es gebrauchen willst, dem Förster Schlevoigt und Consorten vorzeigen und mittelst dieser Ägide dem dortigen Wildpret mit Deinen Engländern zu Leibe gehn. Grüße letztere recht sehr von mir. Leb wohl!

C. A., H. z. S.

24.

Weimar, den 24. Juli 1786.

Den heutigen Tag hatte ich bestimmt, Dir meinen Dank für Deinen Brief mündlich abzustatten; ich wollte Goethen nach Jena begleiten, gestern Abend aber langte ein Kammerherr Buchwald aus Dänemark an, welchen ich vor Zeiten in Dessau sah; diesem zu Ehren muß ich hier bleiben. Von Goethe habe ich gar nicht Abschied genommen; ich begleitete diesen Morgen den Herzog von Braunschweig und kam eine Viertelstunde nach

Goethe's Abfahrt an; richte Du ihm doch meinen Abschiedsgruß aus.

Dir und Deinen englischen Freunden danke ich recht herzlich für den Antheil, welchen Ihr an dem mich angenehm betroffenen Zufall genommen habt; da wir jetzt hier ganz ruhig sind, so hoffe ich, bald bei gutem Genusse mein Vergnügen mit Dir zu theilen.

Meine Frau und ihr Kind sind sehr wohl; meine Frau ist alle Tage lange Zeit außer dem Bette. Vom Propheten mündlich ein Mehreres. Lies Cagliostro's Memoiren, seine Klage betreffend; nach Durchlesung erbitte ich mir solche zurück.

Die Zeit des Rehblattens ist jetzt vorhanden; versäume doch nicht, sie den Lord in Waldeck genießen zu lassen.

Leb wohl!

C. A., H. z. S.

25.

Weimar, den 24. Juli 1786.

Beiliegenden Brief besorge so bald als möglich, wenn ich bitten darf; hier schicke ich Dir ein kleines Werkchen, welches Einem die Haare sträubt, wenn man bedenkt, daß noch ein Land existirt, wo so scheußliche Handlungen ungestraft begangen werden, und wo so eine bestialische Art Menschen, wie die Mönche en gros genommen, Gewalt über die reinere Classe haben mag; ich bitte, mir die Schrift bei Gelegenheit zurückzuschicken.

Die Rehjagd betreffend muß ich noch bemerken, daß die Blattzeit nicht länger als bis zu Ende dieses Monats und also nur noch wenige Tage dauern wird. Leb wohl!

C. A., H. z. S.

26.

Weimar, den 17. September 1786.

Dein Beispiel, mein lieber Knebel, hat mich gewitzigt, mit dem Pyrmonter Brunnen so vorsichtig als möglich umzugehen; ich habe mich alles Lesens, Schreibens und dergleichen Beschäftigungen enthalten, welche die Säfte nach dem Kopfe locken, und nichts als die sinnlichsten Zeitvertreibe zu Hilfe genommen. Dieses geistige Regim ist die Ursache, daß ich Dir für die Mittheilung des Briefes Deines Bruders noch nicht gedankt habe, er ist mir sehr angenehm zu lesen gewesen; ein eigenes Verhängniß wollte, daß wir einander am Tage meiner Ankunft nicht treffen sollten. Du warst in Weimar, wie ich nach Jena kam, und ein anderer Weg als der gewöhnliche führte Dich wieder nach Hause, gerade in der Zeit, wo ich meine Heimath zu erreichen, die Straße ging, die Du eigentlich hättest fahren sollen: indessen, denke ich, wirst Du mir bald meinen Verlust ersetzen und nicht lange säumen, mich zu besuchen. Dein Gesundheits- oder vielmehr Krankheitszustand ist mir recht kläglich beschrieben worden, ich begreife nicht, wie Du jetzt zu allen denen Schärfen und scorbutischen Säften kommst, welche auf eine so unangenehme Art ihr Dasein zu beweisen suchen; wäre Dir dieser Zufall vor zehn oder fünfzehn Jahren zugestoßen, so hätte man sich leichter eine Ursache Deines Übelbefindens denken können. Ich schiebe die Schuld auf einen Mangel an Bewegung. Alle sitzende Lebensart ist beim Gebrauche des Brunnens höchst schädlich; die metallichten Theile des Wassers wollen durch die engen Wege durchgearbeitet sein; kommt man ihnen nicht zu Hilfe, so bleiben sie im Magen liegen, oder machen Stockungen, welche dann unangenehme Folgen verursachen. Vielleicht wollen aber die Erdgeister nicht, daß Du ihnen zu nahe auf die Spur kommst und blenden deshalb mit ihren Schätzen Deine Augen. Hoffentlich sollst

Du bald wieder hergestellt sein, wenn Du zumal eine ganz entgegengesetzte Lebensart von derjenigen führst, welche Du bis jetzt beim Pyrmonter gewählt hast.

Des großen Königs Tod erschallte so sehr in Aller Ohren und Herzen, daß man sich nicht schämen darf, noch immer davon zu sprechen. Wer ihn nicht betrauert, soll zur Strafe alle gereimte und ungereimte Gedichte auf sein Ableben lesen. Hier schicke ich Dir eine Abschrift seines Testamentes, welches noch etwas besser lautet, als dasjenige, was meine Mutter bekommen hatte. Der Nachfolger hat, so viel ich weiß, noch bis jetzt keine Blöße gegeben, welche vermuthen ließe, daß er nicht würdig wäre, den großen Fußstapfen zu folgen, wenigstens scheint er sie noch ziemlich schicklich auszufüllen; sollte er auch keine neuen in die Laufbahn treten, so halte er nur die alten immer offen, damit er einen gewissen Tritt auf der sehr beschneiten und leicht verwehten Bahn des Lebens habe. Schwerlich wird er, wie sein Vorfahr, so leicht über die locker bedeckten Tiefen wegglitschen; einen solchen Schlittschuhläufer giebt's aber auch nur alle fünfhundert Jahre, und kaum dann.

Der Obrist Stein wird täglich hier erwartet, ich habe indessen den Hofmarschall nach Berlin geschickt, den König zu becomplimentiren. Da der König aber zu nahe an seiner Abreise war, so ließ er sagen, daß Klinckowström bis zum 26sten warten möchte, wo die Rückkunft aus Preußen erfolgen wird. Bischofswerder ist nichts mehr als Obrist-Lieutenant und Flügeladjutant geworden, ich bin neugierig, ob er einigen Einfluß behalten wird.

Es ist jetzt ein junger Holländer mit Namen Festus in Jena und wohnt bei Döderlein; es ist noch ein bloßes Kind, und läuft also um so mehr Gefahr, verdorben zu werden. Seine Bildung hat etwas Einnehmendes, und man nimmt gern Theil an ihm; suche doch ein wenig für ihn zu sorgen, und mache, daß er Dir zuweilen nahe ist.

Hier hat sich ein Engländer, Major Scrott, im Voigt-

schen Hause eingemiethet, es ist noch ein ganz junger Mann, und so viel ich höre, von vielem Vermögen; er war schon etliche Jahre in Neuwied und Cassel, besitzt schon recht gut unsere Sprache und spricht das Deutsche besser wie Haaren; sonst scheint es ein ganz gewöhnlicher Mensch zu seyn; es begleitete ihn noch ein Kamerad, Capitain Lee, welcher aber gestern abgereist ist; ich kann noch nicht recht aus dem Menschen und seinen Absichten klug werden.

Imhof hat sich recht artig im Carlsbad betragen und gar schön gemalt; es hat ihm geglückt, eine Dame und einen polnischen Juden sprechend gleich zu malen. Der Brunnen ist ihm gut bekommen. Mir hat der Sprudel und das tägliche Bad treue Dienste geleistet; der Pyrmonter besorgt nun die Nachkur.

Komm bald zu mir und heile Dich von Deinem Übel. Leb wohl!

C. A., H. z. S.

27.

Berlin, den 2. December 1786.

Es ist sonderbar, mein lieber Knebel, daß eben an dem Tage, wo ich Deinen Brief erhielt, ich mich innerlich in meinem Gemüthe mit dem Gegenstande beschäftigte, über welchen Du mir schreibst; nämlich mit C.'s Schicksal und mit dem Einfluß, welchen dessen Bestimmung auf unser Aller Wohl oder Weh haben könnte. Diese Materie ist so wichtig, daß sie der reiflichsten Überlegung bedarf. Die Folgen derselben sind so empfindlich, daß man auch nicht einen Schritt übereilen darf. Bei meinem jetzigen Aufenthalte kann ich doch nichts thun; einzeln darf ohnehin hierin nicht gehandelt werden, sondern die Sache muß allseitig behandelt werden; sie wäre zu weit-

läuftig, um sie in einem Briefe zu fassen; meine Zeit ist mir auch dazu zugemessen. Mündlich aber desto ausführlicher und gründlicher darüber. Was Du mir sagst, ist sehr wahr und gut gesehen, noch Mehreres kann ich hinzufügen. Nun noch ein Wort, was Dich und mich betreffen kann; aber dieses ganz allein für uns Beide, kein sterblicher Mensch darf eher ein Wort davon wissen, bis es Zeit ist. Also auch Niemanden darüber um Rath gefragt, als Dich selbst. Die Sache ist folgende: ich werde genöthigt, noch diesen Winter eine Reise von etlichen Wochen höchst wichtiger Ursachen wegen zu machen; ich wünschte: Du begleitetest mich auf derselben. Die dazu erforderliche Garderobe besteht blos in Fracks und in einem schwarzen Hofkleide. Du kannst mir von Nutzen und Bequemlichkeit bei dieser Unternehmung sein; mehr kann und darf ich Dir darüber noch nicht sagen; bedenke also wohl, ob Du diesen Antrag annehmen kannst oder nicht, und gieb mir Nachricht darüber. Wie ich schon gesagt: die Sache bleibt bis zu seiner Zeit das undurchdringlichste Geheimniß zwischen Dir und mir.

Du verlangst wohl nicht, daß ich Dir über hiesige Gegenstände schreibe; es ist viel zu viel darüber zu sagen, als daß ich es unternehmen und wagen könnte, dem Papier etwas anzuvertrauen; mündlich desto mehr. Goethe ist in Rom, ein Brief, welchen ich heute der Stein schicken werde, soll Dir Mehreres kund thun. Für dieses Mal begnüge Dich mit dem Wenigen; glaube mir, daß ich Dir nichts von Dem zu versichern brauche, was Du mir bist, und leb wohl.

C. A., H. z. S.

28.

Weimar, den 4. März 1787.

Deinen Brief, mein lieber Knebel, habe ich gestern richtig erhalten, und ich würde Dir gleich geantwortet haben, wenn ich nicht den ganzen Tag zwischen dem Marquis Lucchesini, einigen Briefen, die ich für ihn schrieb, und einem Flußfieber gleichsam getheilt gewesen wäre; letzteres hat mich bis auf einen kleinen Nachtrab verlassen, Ersterer aber hat seinen Stab nach Italien weiter fortgesetzt. Von Goethe erhielt ich zwei Briefe, deren einer Dich mit betrifft und Dir Nachricht vom fleckigen carrarischen Marmor giebt; die Stein soll Dir den Brief zuschicken.

Ich danke Dir, daß Du meinen Auftrag besorgt hast; ich bin gewiß, daß Du die Leute, die nicht an einem Strange ziehen wollen, leicht überreden kannst, daß sie besser thun, wenn sie ihre Pflicht erfüllen, als sie zu unterlassen; vermöchtest Du doch auch, ihnen etwas von der Feinheit und Richtigkeit Deines Geschmacks beizubringen, damit sie ihr Leben, Treiben, Wissen und Forschen darnach modelten; sie empfangen aber mit stumpfer Zunge, und lernen nie, ihre Speisen Anderen genießbar zuzubereiten. Goethe's Iphigenie habe ich blos gesehen, nicht gelesen, sehr neugierig bin ich darauf.

Viel Glück zu allen Unternehmungen; hier einige Briefe unseres alten Königs; schicke sie mir aber recht bald wieder. Sowohl in diesen, als in noch vertrauteren an die Markgräfin von Baireuth finde ich überall eine blose wißbegierige, wissenschaftliche Politursucht ohne Wärme. Vielleicht irre ich mich.

Leb wohl, Lieber!

C. A., H. z. S.

29.

Weimar, den 11. März 1787.

Ich danke Dir recht sehr, lieber Knebel, für die aufgesetzte Antwort an B.; sie ist sehr gut, und ich werde sie abschreiben und abgehen lassen; ich zeigte sie gestern dem Fürsten von Dessau, sie hat ihn sehr gefreut; er hat mich wieder verlassen und läßt Dich grüßen.

Hier schicke ich Dir die projectirten Antworten an den Markgrafen von Baden und an Edelsheim. Verfahre streng damit und laß mich Deine Meinung darüber wissen. Glaube, daß, wenn ich mich bestrebe, ein wenig besser zu seyn, als man es im gemeinen Leben für gut passiren läßt, ich es hauptsächlich thue, um der Liebe derjenigen meiner Freunde würdig zu seyn, deren wahres und seltenes Verdienst ich zu erkennen glücklich genug bin.

Erzeige mir den Gefallen, inliegendes Blatt abzuschreiben; ich habe sehr gute und für mich sehr schmeichelhafte Briefe aus Mainz erhalten. Leb wohl. Grüße Haaren. Es ist ein Engländer, Obrist Gordon, angelangt; ich weiß nicht, ob er heute kommt, ich kenne ihn von Magdeburg.

C. A., H. z. S.

30.

Weimar, den 14. März 1787.

Vielen Dank, lieber Knebel, für Deine Abschriften; ich schicke Dir immer viel trockene Mühe auf den Hals; dafür habe ich auch die meinige. Seit Sonntags Mittag, da ich den Brief an den Markgrafen aufsetzte, bekam ich, da ich eben den Brief endigte, Ohrenzwang im linken Ohr, welcher gestern

Abend, mit Kopfschmerz verbunden, so heftig wurde, daß ich schier unsinnig geworden wäre, und eine weniger feste Natur als die meinige hätte gewiß üble Folgen davon gespürt. Durch viele Fomentationen habe ich den Schmerz zum Erleiden gebracht; wahrscheinlich sitzt ein Geschwür in den äußeren Gehörgängen, denn vorgestern Mittag, als ich geritten war, kam Blut und Eiter aus dem Ohr; taub bin ich auf der linken Seite wie ein Fisch. Was Du mir über meinen Brief gesagt hast, ist sehr wahr und nur leider zu wahr; ich fühle allzu lebhaft, daß im Grunde bei jetziger Lage der Sachen fürs Allgemeine nicht viel zu thun sei; ich suche daher nur das wahrscheinlich Möglichste heraus, um dem Markgrafen nicht ganz roh zu sagen, daß ich Alles für unmöglich halte. Herder, den ich auch um Rath fragte und ihm Dein Urtheil vorlegte, stimmt Dir bei; sobald mein Kopf nur irgend wieder brauchbar ist, will ich suchen, mein Werk ins Kurze zu ziehen und mich hauptsächlich auf Reichards Antrag einlassen.

Heute Morgen acht Uhr ist unser Äsculap heimgegangen und wird nun bald von Hippokrates und Galenus überführt werden, daß er sich in vielen Stücken über die menschliche Natur und zumal über die meiner Frau geirrt hat.

Im Stein'schen Hause trägt man sich seit gestern mit der Nachricht, daß Dein alter Vater gestorben sei, ich weiß nicht, ob es wahr ist.

Sage dem alten Bentheim meinen Antheil an seiner glücklichen Genesung. Leb wohl.

C. A., H. z. S.

Mein Schwager Christian ist bei meiner Mutter, wenn er nach Haus kommt, will ich ihm Dein Compliment vermelden.

31.

Den 18. März 1787.

Die Zeitungs-Nachricht, welche Du mir gestern schriebst, würde mich sehr verwundert haben, wenn ich nicht schon den Schlüssel dazu hätte. Der kaiserliche Gesandte wurde benachrichtigt, daß einer der Söhne des Königs von Preußen katholisch und Coadjutor zu Mainz werden sollte; nach seiner gewöhnlichen unüberlegten Art machte er großen Lärm und brach los; eine noch offene Präbende, die der Kurfürst zu vergeben hatte, gab vielen Stoff hierzu. Der Kurfürst declarirte aber öffentlich, daß alles dieß falsch sei, setzte einen Trumpf auf den, der diese Nachricht verbreitet hätte, und vergab die Präbende; hierauf wurde Alles ruhig, und so ist es noch, wie ich gewiß weiß. Mit meiner Gesundheit geht es besser. Morgen muß ich mit meinem Schwager nach Eisenach reisen, komme aber den Freitag wieder: eine Person, die ich in dortiger Gegend sprechen muß, veranlaßt dieses. Recht sehr bedauere ich Dein Hauskreuz.

Schreib' Goethen, er möchte mir den Sermon, den er schreiben wird, schicken. — Leb wohl!

C. A., H. z. S.

32.

Den 1. April 1787.

Die Fama hat Dir wahr berichtet, mein lieber Knebel, daß ich ganzbeinig gestern vor acht Tagen von Eisenach zurückgekehrt bin; seit der Zeit habe ich schon wieder manches Abenteuer bestanden, und erwarte mit Anfang dieser Woche, das heißt: morgen, übermorgen oder auf den Mittwoch, das Ende unserer Ritterzüge, wo es sich zeigen muß, ob unsere Pläne

gelingen werden oder nicht. Die Herren an jener Flußecke haben durch Übereilung so viel verdorben, als wir durch Eile und Weile gut gemacht hatten; doch hoffe ich, daß die Sache durch meine Mittel wieder gut gemacht sein wird; hauptsächlich werde ich darin bestärkt, weil gestern Abend mein Kammerdiener Wagner wiederkam und mir meldete, daß die Colonne Hilfstruppen, die er anzuführen hatte, gleich über den Rhein gegangen ist. Mündlich viel Details davon. Gestern waren wir nahe bei Jena auf der Schnepfenjagd am Magdalischen Forst. Morgen geht's nach Tannroda, wo ich mich herzlich auf mein eingerichtetes Haus freue. Meinem Schwager sind dergleichen Ausflüge angenehm und gesund. Er empfiehlt sich Dir recht sehr. Wenn es gut Wetter wäre, könntest Du wohl morgen Abend ein wenig zu uns kommen; wir sind auf den Geschmack französischer Tragödieen verfallen, und ich werde einige derselben mitnehmen. Meine Hundefamilie ist mit zwei Stück vermehrt worden; der König hat mir zwei gar schöne Neufundländische Wasserhunde geschenkt.

Deine Klage, daß man sich nicht entscheiden könne, Götter zu glauben oder zu läugnen, kam gerade an dem Tage bei mir an, wo wir Abends vorher uns von Wieland eine Scene aus dem Lucian hatten vorlesen lassen, wo ein Stoiker dem Epikur beweist, daß es Götter geben muß, weil doch Altäre vorhanden wären. Dein Brief kam gar gut dazu, und so wurde die Abhandlung dieser Materie weiter fortgesetzt. Ein neuer Beweis für das Dafür wird diese Woche gegeben werden, indem der Hof communicirt, und würde dieses wohl geschehen, wenn keine Götter wären?

Dein Plato ist mir lieber wie der ganze Zwist und was daraus entsteht; für unseren Zustand, für unsere Beschränktheit, kann es vielleicht gleichgültig sein, unter welchem Namen wir uns Dessen erinnern können, was mächtiger und erhabener ist als wir; sehn wir aber einen unsres Gleichen, der so viel weiser und besser ist als wir, ach, dann hören wir

gern seinen Namen und suchen in ihn zu dringen und an ihm zu saugen, so viel wir können. Sei Du mir dazu behilflich und schicke mir zu Zeiten etwas, wenn Du mit der Übersetzung eines Stückes fertig bist.

Goethen habe ich vorgestern einen sehr langen Brief geschrieben, auf dessen Beantwortung ich sehr neugierig bin. Diesem Menschen scheint's gewaltig wohl zu gehen, und jetzt in seinem Alter hat er die Gewalt über sich, sich's nicht wohler werden zu lassen, als sich's geziemt.

Ich hätte gern das Königsbuch wieder, der Herzog Ludwig will es lesen. Grüße Haaren. Leb wohl, Lieber!

C. A., H. z. S.

33.

Tannroda, den 4. April 1787.

Der Statthalter von Erfurt ist mit einer Mehrheit von funfzehn Stimmen den 1. dieses zum Coadjutor von Mainz erwählt worden. Die geprägten Mittel, welche dabei angewendet worden, sind nicht werth, daß man sie nennt, gewiß ist kein Groschen dabei veruntreut worden. Kein ehrlicherer Coadjutor ist seit langer Zeit auf eine ehrlichere Weise und durch ehrlichere Leute zu Stande gebracht worden, als Dalberg. Das Schicksal gebe, daß die Vorbedeutung des 1. April nur auf die Gegenpart und nicht auf uns deute. Die Nachricht habe ich gestern Nachmittag durch einen Courier erhalten und sie gleich durch den Grafen la Valette als Courier nach Potsdam weiter befördert; ich hoffe, zweien Leuten, die mir angehören, zugleich ihr Glück befördert zu haben: dem Statthalter durch's Kurfürstenthum, dem la Valette, der eine gute Nachricht bringt, durch Anstellung im preußischen Dienste.

Da Du gewiß recht lebhaften Antheil an meiner Freude über diesen glücklichen Zufall nimmst, weil er mich so nahe angeht, so gebe ich Dir gern bald Nachricht davon.

Ich wünschte, daß Haaren sich so einrichtete, daß er nicht ganz von Deutschland Abschied nähme; er hat in seinem Vaterlande keine Civilstelle, im Militair ist da nichts zu thun; großes Vermögen braucht er, glaube ich, nicht zu verwalten; ich dächte, er könnte bald wieder heraus; mir ahnet, daß wir einander zu etwas gut sein können. Leb wohl!

C. A., H. z. S.

Deine pecuniaire Angelegenheit soll diese Woche besorgt werden; ich gehe heute wieder in die Stadt.

54.

Weimar, den 6. April 1787.

Hier schicke ich Dir, mein Lieber, etliche Pläne des Herrn Kobel zurück, mit einer Bemerkung darüber; es sind einige Dinge in den Plänen vergessen oder falsch angezeigt, die verbessert werden müssen. Der Plan, den ich gewählt habe, ist wohl der wenigst regelmäßige; es ist aber etwas Buntes und Genialisches in seiner Form, das mir Freude macht. Die zwölf Zeichnungen erwarte ich; verlange doch den Preis der mir überschickten Pläne.

Hier schicke ich Dir das erste Wienerische Produkt wieder, mit meiner alten Sünde; man wird so mißtrauisch durch dergleichen Indiscretionen, daß man sich zuletzt scheut, eine Feder anzugreifen. Vor der Nicolaischen Elendigkeit fürchte ich mich nicht sonderlich; ich bin mit Resignation gewappnet, indem ich recht gut fühle, daß Sünden ihre Strafe haben; überhaupt aber glaube ich, daß Meister Micklaus mich für zu gut gepflanzt

auf einem Grund und Boden hält, wo er nicht rechten kann, als daß er mich öffentlich beleidigen möchte.

Tannroda ist mir als Zufluchtsort lieber als Dornburg; letzterem fehlen die schönen Waldungen und zumal das Schwarzholz, welches für mich einen ganz besondern Reiz hat; nebenher ist keine Unterhaltung in Dornburg, welche dagegen die Jagd in Tannroda gewährt. Leb wohl, mein Lieber.

C. A., H. z. S.

Bertuch wird Dir wegen Deiner Gelder Alles in Ordnung bringen.

55.

Weimar, den 8. April 1787.

Diese vergangene Woche hat sich für mich so angenehm geschlossen, als sie sich angefangen hatte; la Valette, den ich als Courier mit der erfreulichen Botschaft nach Potsdam schickte, ist durch die Gnade des Königs als Rittmeister à la Suite des Husaren-Regiments von Krosecky angestellt worden; der König bezahlt ihn einstweilen aus seiner Tasche, und will ihn ehestens einrücken lassen. Gestern Abend brachte la Valette diese gute Nachricht selbst. Der König hat eine erstaunliche Freude über den Coadjutor gehabt. Leb wohl!

C. A., H. z. S.

56.

Eisenach, den 8. Juli 1787.

Deinen Brief, mein Lieber, habe ich richtig erhalten; es ist mir leid, daß Du Dich mit dem Gedanken der Auszehrung

so bekannt gemacht zu haben scheinst, daß Du ihr entgegen zu sehen glaubst, wie dem kommenden Herbst. Laß diese Überzeugung nicht Wurzel greifen. Das Lebendigsein ist doch im Grunde das Solideste, Beste, was wir besitzen. Der Gedanke, dieses bald zu verlieren, benimmt schon den Genuß, und man muß sich jeden Genuß so sehr als möglich zu verlängern suchen. Du nagst viel an Dir selber, man sollte Dich Dir selber mit etwas Bittrem bestreichen, wie den Kindern die Finger.

Ich lebe hier in der allerunangenehmsten Beschäftigung, und genieße gar wenig von der schönen Jahreszeit und Gegend. So eben läuft ein Brief von meiner Frau ein, die mir recht gute Nachricht giebt; sie ist mit ihrem Aufenthalt zufrieden und findet einige Leute, mit denen sie gern umgeht. Die berühmte Demoiselle Olive ist in Aachen. Leb wohl, mein Lieber!

C. A., H. z. S.

37.

Berlin, den 31. Juli 1787.

Deinen Brief, mein lieber Knebel, erhalte ich so eben, und den Regierungsbericht, den Ackermann betreffend, bekam ich diesen Morgen. Ich habe gleich dem G. R. R. Hetzer geschrieben, daß die Sache auf sich beruhen und der thörichte Verbrecher, der in einem leeren Schranke sein Heil suchte, seinem Schicksal überlassen werden soll. Ich danke dem Grafen von Solms recht sehr für seinen Antheil und Vorsorge; bezeuge ihm dieses Gefühl von meinetwegen.

Für Deinen Bruder habe ich hier zu Lande gethan, was ich habe thun können; ich habe seinetwegen mit dem Obersten von Geisau, dem jetzigen General, gesprochen und dieser brave Mann wird gewiß für ihn thun, was er kann.

Daß ich nach Schlesien gehe, wirst Du wissen; ich freue mich sehr darauf, dieses Land und hauptsächlich die leichte Cavallerie in demselben zu sehen. Dem König hat es sehr angenehm zu sein geschienen, mich dort zu sehen. In seiner Suite zu reisen, habe ich der Bequemlichkeit wegen nicht gewünscht. Die kriegerischen Aussichten werden sich hoffentlich in Kurzem in die allerfriedlichsten verwandeln; Frankreich giebt nach, ladet England und Preußen zu Mediatoren ein und contremandirt das Lager bei Givet. Die Eröffnung einer Negotiation schien bei jetziger Lage der Sache nöthig zu sein, da man zumal vermuthen konnte, daß Frankreich keinen Krieg haben wollte.

Die hiesigen Truppen werden in wenig Tagen manoeuvriren. Unsere Gerichts-Angelegenheiten fangen an, blühende Aussichten zu bekommen, die zur Reife gedeihen können, wenn wir nur noch einige Zeit Frieden behalten. Leb wohl!

C. A., H. z. S.

Den zurückgekommenen Curgästen wünsche ich Glück; Beiliegendes gieb dem Fräulein von Tümpling und bitte sie, Dir ein Mäulchen dafür zu geben. Das Weitere werde ich mit dem General von Götz ausmachen.

Da ich den Brief zumachen will, bemerke ich, daß aus Versehen die Beilage verbrannt ist. Es war ein Brief des Herrn von Götz, der mir schrieb, daß er den jungen Tümpling als Junker bei der Revue einschreiben lassen wolle.

38.

Mainz, den 22. Januar 1788.

Auf zwei Briefe von Dir will ich zu gleicher Zeit antworten; die häufigen Geschäfte, welche mir während meines Übelbefindens nicht einmal Ruhe ließen, hinderten mich, Dir

auf jeden einzelnen etwas zu erwiedern, da ich Dir nicht, nach Villoisons Vorschlag, beim Frisiren auf den Knieen schreiben wollte. Mein Körper ist nun nach einer langwierigen Cur so weit wieder hergestellt, daß ich zu Ende dieser Woche wieder abgereist sein würde, wenn nicht ein Nebenumstand einträte, der mich noch etliche Tage länger hier bindet. Zwei Prinzen, die ich nicht versäumen darf, kommen auf drei Tage hierher, mit diesen reise ich dann nach Darmstadt, wo ich nur kurze Zeit bleibe und gleich nach Hause eile.

Daß mir der König das Rohrische Cürassier-Regiment übertragen hat, wirst Du schon wissen und Dir leicht einbilden, daß ich kurz nach meiner Ankunft nach Aschersleben reisen muß, um mein Völkchen zu übernehmen. Diese Abwesenheit wird aber kaum vier Tage dauern. Erst in der Exercierzeit werde ich in Aschersleben, jedoch ab- und zugehend, einige Wochen bleiben. Der Erbprinz von Dessau ist als Obristlieutenant der Cavallerie in preußische Dienste getreten und soll in Potsdam bei der Garde du Corps den Dienst lernen; ich schrieb, da ich diese Veränderung vermuthen konnte, seinem Vater, und empfahl ihm, im Fall er seinen Prinzen einem guten Officier in die Aufsicht geben wollte, Deinen Bruder; aus Nachrichten von Berlin habe ich gesehen, daß man dort vermuthet, der Fürst würde meinem Vorschlag Gehör geben.

Niemand hat wohl in neueren Zeiten, wo die Gelegenheit so selten ist, den wahren Göttern des Olymps zu opfern, besser und vollkommener den Dienst der Nemesis verehrt, als der Herzog von Braunschweig. Die kriegerischen Handlungen waren das Wenigste, was seine Thaten krönte, denn er verscheuchte blos von Schritt zu Schritt ein Harpyen-Heer, das weiter nichts thun konnte, als die Speisen der Königstafel zu verunreinigen; selbst die Einnahme von Amstelfere, die einzige wirklich kriegerische That, vermehrt um nicht viel seinen Ruhm als Feldherr. Die Nothwendigkeit verursachte den kühnen Schritt, den Feind im Rücken anzugreifen, und der Herzog hat bei

dieser Gelegenheit sich der Gefahr auf eine Art ausgesetzt, wo er gerechten Tadel erwarb, wenn er unterlag, und keine Lorbeeren erntete, da er ohne Noth vier und eine halbe Stunde nach sich schießen ließ und dadurch seinen Hauptzweck doch nicht erreichte. Die feste Hand aber, mit der er den ganzen Auftrag dieses Feldzuges ausgerichtet hat, dieses giebt ihm einen unsterblichen und den ächtesten Ruhm, den je ein Mann erhalten könnte.

Die Ursache meines langen Aufenthaltes in hiesiger Gegend, die Du kennst, nämlich, daß ich dem Herzoge nicht gleich folgte, sondern etliche Wochen im Haag blieb, war sehr wichtig, obgleich sie den Erfolg nicht hatte, welcher eine Zeitlang sehr wahrscheinlich war. Mündlich mehr hiervon.

Die Erscheinung der Gore's zu Weimar hatte eine ganz besonders gute Wirkung, welche ich nicht einmal zu hoffen mich unterstand. Noch vortrefflichere Folgen erwarte ich von dem ausgezeichneten Beifall, den meine Frau und auch meine Mutter dieser so reich begabten Familie geweiht; noch nie habe ich meine Frau Jemanden so loben hören, und Wenige haben die Verdienste meiner Frau so rein erkannt und gefühlt wie Emilie. Diese Engländer werden endlich sicher des Herumirrens müde, und Emilie, die immer Deutschland besonders liebte, kann in ihren und meiner Frau alten Tagen vielleicht mit uns ein Bündniß knüpfen, das Beiden nöthig ist, indem meine Frau ganz einsam in der Welt lebt, ohne irgend eine weibliche Creatur zu haben, die ihrem Bedürfniß nach Freundschaft Genüge thäte. Die Stein und die Herder, mit vielen Verdiensten, aber zu häuslich und zu wenig à leur aise, sind ihr zu leicht. Meine Frau, da sie selbst kein Talent übt, welches ihr Wesen geschmeidig erhielte, läuft Gefahr, zu abgeschlossen zu werden und gänzlich das Bewußtsein einer gewissen Lieblichkeit zu verlieren, die so nöthig zur Existenz ist. Gore's hingegen sind sehr mit Künsten bereichert und haben eine Art, sie mitzutheilen, die, mit solidem Antheil verknüpft, fähig ist, die starrste Seele aufzuthauen. Da ich mich dem Dienst unsers allgemeinen Va-

terlandes habe verpflichten müssen, kann ich meiner Frau nicht immer die Gesellschaft gewähren, die sie braucht, und bloßer Umgang mit Männern ist Weibern nicht zuträglich; sie verlieren das schöne Weibliche und werden im Charakter Hermaphroditen, welches ich nie liebenswürdig finden konnte.

Von der hiesigen Welt, die Du kennst, kann ich Dir nichts Interessantes schreiben, weil sie so ist, wie Du gesehen hast. Eine Bekanntschaft jedoch, durch meine Krankheit veranlaßt, ist mir werth; es ist die eines neu erfundenen blutreinigenden antiseptischen Mittels und die seines Erfinders, des G. R. Hartmann. Das Mittel wird Dir auch zuträglich sein, ich bringe es mit; meinem Jäger hat es in zwei Tagen den heftigsten Gichtanfall geheilt. Goethe hat mir vier vortreffliche Briefe geschrieben; Beiliegendes an ihn gieb der Frau von Stein zu baldigster Besorgung. Leb wohl.

C. A., H. z. S.

39.

Weimar, den 15. October 1789.

In einer Zeit, wo verschiedene Bankerotte von hiesigen, ansehnliche Stellen bekleidenden Dienern ausbrachen, habe ich mich verschiedentlich geäußert, daß ich künftighin viel genauer auf die Ökonomie meiner Dienerschaft sehen müsse, als sonst, um solche beschimpfende Beispiele für die Folge zu *vermeiden*, wie die Vergangenheit geliefert hat: ich weiß, daß ich einige, deren Haushaltung ich nicht viel Gutes zutraute, warnen ließ, und genaue Nachfrage nach ihren Umständen hielt; ich besinne mich sogar, daß ich auch zum Überfluß diejenigen, von deren Wirthschaftlichkeit ich überzeugt war, deren Schicksal mir aber mehr am Herzen lag, ermahnte, in ihrer guten häuslichen Ordnung fortzufahren, und es mir geradezu anzuvertrauen, wenn

unvorhergesehene Umstände an ihrem Fonds rüttelten, damit ich ihnen bei Zeiten helfen könnte; es ist mir aber nicht erinnerlich, daß ich Dir jemals in dieser Art gesprochen habe, oder mich in dieser Absicht gegen Dich geäußert hätte, etwa Dir gar durch einen dritten Mann einen Verdacht gegen Deine häusliche Ordnung hätte bemerkbar machen lassen, oder auch nur über Deine Wirthschaft mit Jemandem mich unterhalten hätte. Würde ich für nöthig gehalten haben, genauere Aufmerksamkeit auf Deine Ökonomie zu richten, so hätte ich mich gewiß des einfachen Mittels bedient, Dir geradezu meine Besorgniß zu eröffnen; ich wußte aber, daß Du mit einer mäßigen Einnahme leidlich auszukommen verstehst und Dir keine lästigen Verbindlichkeiten aufladest: ich begreife daher nicht, durch wen, auf welche Art und warum Dir ist glauben gemacht worden, ich setzte einiges Mißtrauen in Deine Häuslichkeit, und weswegen Du so leicht einen verhaßten Werth auf einen vielleicht ganz müßigen Discours eines Dritten gelegt hast, welcher Dich nun glauben machen wollte, Dein hiesiges Verhältniß sei verdorben und Du müssest anderswo Zufriedenheit suchen. Ich glaube, dergleichen Mißverständnisse entstehen daher, weil Du öfters die Gesellschaft vermeidest, wo Du gern gesehen bist, und in welcher sich jedes Mitglied derselben bemüht, Dich so oft zu besitzen, als es nur möglich wäre. Ich vermag nicht, zu läugnen, daß es mir oft leid that, da ich sah, Du suchtest andere Wege zur Zufriedenheit, als die des freundschaftlichen Umgangs, welchen wir, Deine hiesigen Freunde, Dir so dringend anboten. Deine Beharrlichkeit, den Cirkel guter Gesellschaft, dessen wir hier genießen, durch Deine Abwesenheit verkleinern zu wollen, ist eben kein mir sehr lieber Entschluß; da Du aber eine Reise für nöthig hältst, um Dich aufzumuntern, so will ich Dir den verlangten Urlaub nicht versagen, sondern den Wunsch hinzufügen, daß Du Deinen Endzweck ganz Deinen Wünschen gemäß erreichen und recht bald und vergnügt zu uns zurückkehren mögest. Ehe Du aber uns auf einige Zeit

verlässest, so komm doch herüber, und zwar in den ersten Tagen, weil ich noch den 25. dieses mich auf vierzehn Tage in's Eisenachische begeben muß. Endlich habe ich ein Wort des Wiederkommens von meiner Mutter gehört; sie schreibt mir vom 22. September, daß sie ihre Rückreise noch vor künftigem Frühjahr antreten wolle. Einsiedel ist in Neapel für einen Luftschiffer gehalten worden, und die ganze Stadt ist ihm neulich auf der Straße nachgelaufen, um einen so berühmten Mann zu sehen; man wählte dazu einen Augenblick, wo er ganz unbekannt zu einer Buffa schleichen wollte, um — Lehrstunden auf der Guitarre zu nehmen. Hüte Dich, daß im Auslande Du nicht auch einmal auf einem so gesegneten Wege gestört und aufgehalten werdest! In Jena und Weimar bist Du sicher vor so einem Anfall. Leb wohl!

Carl August, H. z. S.

40.

Weimar, den 27. Mai 1790.

Die Götter haben Dir eine schwere Last aufgelegt, mein lieber Knebel;*) ich habe mit herzlichem Schmerz und theilnehmender Wehmuth erfahren, welche Wunde Dir das Schicksal beigebracht hat. Ich danke Dir, daß Du meiner freundschaftlichen Neugier durch Deinen Brief zuvorgekommen bist, ich war eben im Begriff, Dich zu fragen, was an den traurigen Gerüchten wahr sei, und wie Du Dich dabei befändest, als ich das schriftliche Zeichen Deines Andenkens erhielt.

Mich trösteten die Briefe, welche Du hierher geschrieben hast; sie sagten mir, daß Dein Muth Dich bei einem der

*) Betrifft das tragische Ende des jüngeren Bruders von Knebel, dessen in der Biographie ausführlicher gedacht wurde.

schrecklichsten Fälle aufrecht erhalten hatte; ich wünsche Dir Glück dazu. Jedermann hat sich hier innig mit Dir betrübt, und Jeder wird Dir gern seinen Antheil bezeigen, so gut er kann; nimm den meinigen mit dem guten Glauben der Freundschaft an. Bei jedem Ereignisse ist es erlaubt und gut, sich seine eigenen dabei aufsteigenden Empfindungen zu erklären; mir ist's immer ein tröstliches Gefühl gewesen, wenn ich gehört habe, daß ein Mensch sein Leben eigenmächtiger Weise endete. Während des ganzen Erdenwallens ist man so blindlings Sclave des Schicksals, daß man auch nicht auf einen Tag die Richtung seiner Existenz bestimmen kann; wie frei, wie schöpferisch aber ist nicht die Gewalt, Fesseln abzuschütteln, an denen man unnöthig oder vergeblich nagte? So wie derjenige gelobt wird, welcher entschlossen Verhältnisse zerreißt, die seine Würde schmälerten, so sehr der Billigung würdig ist auch der Selbsterlöser, ja seine Handlung sollte beneidenswürdig erscheinen.

Wir sprechen hier unter Deinen Freunden viel von den Einrichtungen, welche zu Deinem und des weiblichen Theils Deiner Familie Besten nun künftig gereichen könnten, und fast einmüthig glauben wir, wenn Du Deine Mutter und Schwester beredetest, nach Jena oder hierher zu ziehen, so würde dies am sichersten eure gemeinsame Ruhe befördern. Einige Schwierigkeiten, welche sich gegen diesen Vorschlag hervorthun, würden vielleicht Mitteln weichen, die ich anzuordnen im Stande bin, und welche ich gewiß gern in Ausübung bringen werde. Ob aber das Alter Deiner Frau Mutter nicht das unüberwindlichste Hinderniß einer Ortsverwechselung sein möchte, kann ich nicht beurtheilen, aber ich befürchte es. Der Markgraf wäre gewiß leicht zu bereden, Deinen Verwandten zu erlauben, außer Landes die Pension zu verzehren, welche sie von ihm erhalten; auf alle Fälle könnte ein Brief von mir dies bewirken. Verlasse aber bald einen Ort, wo jeder Gegenstand auch unangenehme Empfindung wecken muß. Dem braven Max macht es Ehre, daß er nicht unter solchen Pflanzen leben konnte, als jener Bo-

den nährt; es muß eine schändliche Verwirrung, Wegwerfung und allgemeiner Verdruß in Ansbach herrschen.

Schreibe mir bald, wie es Dir geht, und welchen Entschluß Du genommen hast.

Krieg oder Frieden ist noch nicht entschieden.

Leb wohl!

Carl August, H. z. S.

41.

Weimar, den 21. October 1790.

Dein Brief, mein lieber Knebel, vom 12. September, hat mich in Schlesien sehr langsam aufgesucht, da er mich aber dort nicht fand, so kam er erst vor wenigen Tagen hier an. Es freut mich sehr, daß Du dasjenige, was ich für Dich thun kann, als einen Beweis meiner Freundschaft und meines Antheils an Deinem Wohlsein annimmst. Es wird mir recht angenehm sein, wenn Du Deine Mutter und Deine Schwester bereden kannst, sich zu mir zu wenden, und ich zweifle nicht, daß der Markgraf von Ansbach — sollte auch ein Schreiben von mir dazu nöthig sein — ihnen verstatten wird, ihre Pension außer Landes zu verzehren. Goethe wird auch hoffentlich gern und leicht ein Unterkommen in Jena verschaffen.

Die Inspection war eine natürliche Folge meines Dienstes, und so lange ich eine Stelle in demselben bekleide, ist es mir lieber, daß ich sie habe, als ein Anderer.

Mein vermeintlicher Tod hat mir das Vergnügen verschafft, Empfindungen Anderer kennen zu lernen, die mich sehr rühren und mir schmeicheln.

Der lange Aufenthalt in Schlesien gab mir Gelegenheit, menschliche und staatswirthschaftliche Verhältnisse kennen zu lernen, von welchen ich das Gute bei mir nachahmen zu können

wünsche. Deines Bruders Gegenwart in dem Cantonnement hat mir recht gut gethan, ich hätte ihn bei einem Haare verheirathet.

Leb wohl, mein lieber Knebel, und laß bald wieder etwas von Dir hören. C. A., H. z. S.

42.

Weimar, den 28. März 1791.

Morgen früh, mein lieber Knebel, trete ich wieder meine diesjährige militairische Sendung an; alle Revuen, selbst die schlesischen, sind schon bestellt; diese Einrichtung läßt vermuthen, daß man in Preußen die Hoffnung hat, sich mit den Russen nicht schlagen zu müssen; ich wünsche dieses recht sehr und bitte das Schicksal, daß es uns endlich erkennen lehre: man solle mit Gelde, Menschen und politischer Thätigkeit sparsam sein.

In dem Zwischenraume der Exercierzeit denke ich einige Mal hierher kommen zu können; hoffentlich treffe ich Dich alsdann hier an; ich freue mich recht sehr darauf, Dich wieder zu sehen und Deiner Schwester Bekanntschaft zu machen.

Wedell hat eine schwere Operation unterdessen ausgehalten; die Waldner hat fast das Gesicht verloren, und der Oberstallmeister ist von einem Schlagflusse gelähmt worden; alle Drei erholten sich langsam. Du wirst also bei Deiner Rückkunft einen Theil unsrer Gesellschaft sehr verstimmt finden. Zum großen Ärgernisse Loders wendet sich Alles an Starke. Das Glück bleibt diesem Operateur treu. Ansbach könnte eine große Veränderung erleiden, wenn der Markgraf so klug wäre, wieder eine legitime Gemahlin zu nehmen.

Wenn kein Krieg entsteht, so rechne ich darauf, mit meiner Frau den Monat Juni im Eisenachischen zuzubringen und das Ruhlaer Bad zu besuchen.

Im Monat Mai wird unser neues Theater seinen Anfang nehmen; ob wir gleich dieses Unternehmen sehr mäßig beginnen, so hoffe ich doch, daß es mehr Vergnügen schaffen wird, als aus den zeitherigen Schauspielen zu schöpfen war.

In Frankreich sieht es wahrlich noch nicht viel klarer aus, als in unsern März-Nebeln; bricht auch zu Mittage die Sonne endlich durch, so fehlt doch die alte Wetterregel nicht, daß hundert Tage darauf ein Gewitter entsteht.

Neulich las ich die Reise und Schicksale des Grafen Benjowsky, der sich aus Kamtschatka flüchtete; kennst Du dieses Werk noch nicht, so empfehle ich es Dir.

Da die Sprache, sie werde durch die Zunge oder durch Zeichen ausgegeben, der Ausfluß vom Innersten sein soll, so kannst Du leicht auf das meinige schließen, wenn ich Dir sage, daß Du mir recht lieb bist und Dir wohl zu leben wünsche.

C. A., H. z. S.

43.

Wilhelmsthal, den 28. Juni 1791.

Wenn im Jenaischen Thale Euch das Wetter so günstig ist, wie uns hier, so wird Deine Fräulein Schwester das Bild des steinigten Arabiens mit Vergnügen genießen; die hiesigen Wälder und Berge lassen sich beinahe wie Obst pflücken, so brauchbar für unsere Endzwecke sind hier Luft, Licht und Boden. Das Ruhlaer Bad brauche ich täglich: mir scheint es, als schadete es mir nicht, sondern hätte einigen gelinden guten Einfluß.

Sehr leid that es mir, Deinen Bruder versäumt zu haben, ich hoffe, ihn auf der Rückkehr zu sehen. Sein Charakter schien mir immer sich in einem sehr vortheilhaften Lichte zu zeigen, wenn die ihm zur Natur gewordene Ordnung und sein

zweckvoller Gang durchleuchtete. Die Willkühr der Menschen wird wohl so lange dauern, als die Willkühr das erste Triebrad im menschlichen Schicksale bleibt, aber die preußische Ordnung ist wohl eine der besten Erfindungen, um die Willkühr im Allgemeinen nützlich zu fixiren.

Leb wohl, gesund und vergnügt!

C. A., H. z. S.

44.

Wilhelmsthal, den 6. Juli 1791.

Der Wunsch des Landmanns ist so sehr erfüllt worden, daß wir darüber fast gar nicht mehr aus dem Hause gehen können. Die Ernte wird dieses Jahr sehr gut, wenn auch gleich vom Heu kein sonderlicher Vorrath gesammelt werden kann. Uns besucht die Nachbarschaft, wir aber wenig das Ruhlaer Bad, indem noch keine Gäste dort sind und das Wasser des Morgens hierher gefahren, nichts von seiner wenigen Kraft verliert. Die hiesige Gegend besitzt wirklich Reize, welche einzig in ihrer Art sind und ihres Gleichen meines Wissens nicht in Deutschland haben; der Genuß dieser natürlichen Schönheiten und die Entfernung von verdrießlichen Gegenständen mag auch wohl jenem Wasser Dasjenige an Güte zulegen, was ihm die Natur versagt hat; denn es ist wirklich wahr, daß ich an mir einigen Nutzen spüre, ohne sonderlich merkwürdige Bestandtheile der Quelle zu kennen. Indessen ist doch nicht Alles durchs Wasserbad gemacht; ich werde wohl am Ende noch einen Nachschuß brauchen müssen, welcher den Punkt auf das i setzen kann. Es ist mir lieb, daß es Deiner Schwester in Jena gefallen hat. Über Dein Urtheil, den Mangel an Lebensweise im preußischen Dienste betreffend, kann ich weiter nichts Ver-

neinendes sagen, als daß man die preußische Armee nicht nach der Potsdamer Garnison beurtheilen muß, weil bei dieser Alles übertrieben ist und der natürliche Stand des Soldaten, zu welchem gleich die Philosophie seines Lebens gehört, so eine Unform bekommen hat, daß man dort lauter Drahtpuppen zu sehen glaubt, — ein Begriff, der Einem wirklich nicht beifällt, wenn man die Regimenter, die in anderen Orten stehen, zu sehen bekommt — lauter Dienstthuer, lauter Sclaven, nicht ein freiwillig dienender Mensch, fast kein Beurlaubter. Dieses Alles sind Dinge, welche in der That gar nicht zu dem übrigen Sinn der Armee passen, nach welchem wirklich der Soldat der erste Bürger des Staates ist.

Der selige König, der fast nie sich von einem Begriff losmachen konnte, der ihm in der Jugend eingeprägt worden war, konnte auch den der Potsdamer Wachtparade seines Vaters nicht abschütteln. Die Steifigkeit, welche bei jener war, behielt er durch den ganzen Charakter seines Dienstes bei, und nur nach und nach kamen geschickte Leute in den Landgarnisonen dahinter, daß die Potsdamer Methode nicht die rechte sei, führten eine andere ein, und erreichten das Ziel, das der selige König erlangt wissen wollte, aber selbst, als einzelner Muster-Meister genommen, nie erreichte. Ich wünschte, Du sähest nur einmal ein Potsdamer Regiment mit einem Magdeburgischen Regimente zusammen.

Wie hat Dir denn die Geschichte in Frankreich geschmeckt? Leb wohl!

C. A., H. z. S.

45.

Erfurt, den 13. Januar 1793.

Lange kam mir nichts Erfrischenderes in mein Blut, als das Lied, was Du mir schicktest; sein Inhalt ist wahr, und seine Form recht passend zu seinem Inhalte: ich danke Dir dafür. Das hessische Volk hat eine wahre Charakteristik der Deutschen geliefert, dadurch, daß es sich gleich vor bürgerlicher Unordnung scheute und trotz aller Raisonnements derben Widerstand allen beleidigenden neufränkischen Witzen entgegensetzte. Gäbe es nur ein Mittel, diesen Geist, der in allen deutschen Adern fließt, allgemein und in Einem Augenblicke wirken zu machen, so wäre unser Vaterland nicht so geplagt, wie jetzt in diesem Moment. Möchten doch die Engländer ernstliche Mittel einschlagen, um uns zur Ruhe zu bringen!

Gern käme ich diesen Winter nach Hause, aber ohne feste Winterquartiere ist nicht daran zu denken, daß Einer, der sich noch etwas rühren kann, die Armee verlassen dürfte. Die wirkliche Schlappe in Hochheim hat die Franzosen etwas gedemüthigt. Wer diese Nation in der Nähe sieht, muß einen wahren Ekel für sie fassen; sie sind alle sehr unterrichtet, aber jede Spur eines moralischen Gefühls ist bei ihnen ausgelöscht. Ich habe nichts ähnlicher mit dem jüdischen Charakter gefunden, als den der Franzosen. Das Avancement in der Armee ist außerordentlich stark, fast alle Leute rangiren sich aus; vier meiner Junker sind Officiere geworden.

Die Nachrichten, welche ich von meinen Kindern bekomme, machen mir Freude, auch schreiben sie mir bisweilen recht artige Briefe; ich hoffe, daß die jetzigen Zeiten einen solchen Ekel vor dem Geist derselben hinterlassen sollen, daß ein jeder sich bestreben werde, seinen Nachkommen die größte Einfachheit einzuflößen, die allein stätig glücklich macht. Was hilft der sogenannte und so hoch belobte Atticismus (oder wie man es

sonst nennen will) den Franken, dieser Nation, bei der sonst alles Honette, Dauerhafte, Erhaltung und würdige Fortpflanzung Sichernde gänzlich erloschen ist?

Der Mensch war nie, die Zone, unter der er lebt, mag sein, wie sie wolle, er war nie, sage ich, zur Treibhauspflanze bestimmt. Sobald er diese Cultur erhält, geht er zu Grunde; auch beurtheilt man die Franzosen falsch, wenn man glaubt, ihre Reife habe sie auf den jetzigen Punkt gebracht. Eines unterdrückte das Andere im Reiche, und nun unterdrücken die Unterdrückten selbst ihre alten Beherrscher, weil diese nachlässig und stupid waren. Nicht das mindeste Moralische liegt dabei zum Grunde, sondern man hat jetzt eine Art Moralität oder eine philosophische Zunft zum Werkzeug gebraucht. Es ist nichts Neues mehr unter der Sonne, sagte schon Salomo, und dieses ist lange her wahr und bleibt es noch. Möchte ich nur bald so alt sein, daß auch der mindeste Grad von Neuheitssucht von mir entfernt bliebe, alsdann wäre ich glücklich bei Euch und theilte Gutes und Böses mit meinen Freunden. Grüße Deine Schwester, behalte mich lieb und leb wohl!

C. A., H. z. S.

46.

Weimar, den 4. März 1797.

Nie werde ich aufhören, an Deinem Schicksal den lebhaftesten Antheil zu nehmen und thätig, so viel als die Umstände erlauben und Dein eigener Wille es zulassen wird, beizutragen, es zu verbessern. Wenn Du noch Willens bist, eine Abwesenheit zu machen, so hoffe ich, Dich von ungewohnten Gegenständen erfrischt wieder zu sehen. Ich glaube, Dich avertiren zu müssen, daß es wahrscheinlich ist, daß der Minister von Har-

denberg die Direction der Markgrafthümer nicht behalten, sondern daß der Minister von Alvensleben vielleicht an seine Stelle kommen wird. Leb wohl!

C. A., H. z. S.

47.

Ettersburg, den 23. September 1797.

Egloffstein sagt mir, daß er Dich in Nürnberg auf dem Markte in einem Hause verlassen hätte, wo Du unter einem Wust von Büchern begraben lägest. Für Deinen neulichen Brief und Deine Erinnerung an meinen Geburtstag sage ich Dir den verbindlichsten Dank. Da Du mir selbst bekennst, Du findest, es ginge bei uns noch leidlicher, als an manchen und den meisten anderen Orten zu, so bestätigt mich dieses in der Meinung, daß man es bei uns aushaiten könne. Es ist sehr zu bedauern, daß die Maßregeln, welche man in Franken nimmt, die Reputation der preußischen Politik so ziemlich zerstören, und gerade in einem Augenblick, wo jeder ehrliche Mann eines Anhaltens bedarf und es bei Preußen sucht.

Den Präsidenten von Schuckmann habe ich immer als einen vorzüglichen Mann gekannt; es freut mich, daß er der Reputation seines Charakters treu bleibt.

Hier bin ich mit der Hirschbrunst beschäftigt; ich habe mir diesen Aufenthalt sehr zugeeignet und gefalle mir sehr darin. Die Zeit wird mir nie lang, obwohl ich ganz allein mit Dumanoir hier bin; jeder Gang im Walde unterhält mich; zu Anfang Octobers denke ich ein paar Tage nach Leipzig auf die Messe zu gehen.

Seebachen erwarte ich alle Tage mit seinen Pferden aus England zurück; er wollte schon den 9. von Hull abfahren mit etlichen vierzig Thieren. Morgen kommt die Erbprinzessin von

Baden nach Weimar mit ihrer angehenden Königin von Schweden. Sie reisen zwei Tage darauf weiter nach Stralsund. Der große Brand, den wir gehabt haben, soll uns bessere Häuser verschaffen. Die Scheunen sollen hinaus aufs Feld kommen und neue Häuser auf den Schweinemarkt.

Goethe schreibt mir Relationen, die man in jedes Journal könnte einrücken lassen; es ist gar possierlich, wie der Mensch so feierlich wird.

Von Engländern wimmelt's in Weimar. Mourier's Institut fängt an, sich zu bevölkern, das wird wohl englisches Blut in die Racen bringen und geradere Kreuze, als bisher.

Viel Glück zu allen Deinen Unternehmungen und leb wohl!

C. A., H. z. S.

48.

Weimar, den 21. (ohne Jahreszahl.)

Deine Übersetzung der Elegieen von Properz hat mir Herder, sehr schön gedruckt und gebunden, überschickt und den Brief beigelegt, den Du an mich geschrieben hast. Ich danke Dir für Dein Andenken und für das angenehme Geschenk. Solche Meisterstücke der älteren Kunst uns, die wir der Lesung des Originals nicht gewachsen sind, genießbar zu machen, ist ein wohlthätiges, nützliches, verdienstvolles Bestreben, das ich für meinen Theil dankbarlich erkenne und benutze. Den ganzen Werth Deiner Arbeit kann ich nicht beurtheilen, nur von meiner Erfahrung darüber rede ich, und sie wird ein Beitrag zu Deinem Lobe sein; ich las nämlich Deine Übersetzung mit vieler Bequemlichkeit, der Rhythmus derselben ist mir angenehm, und die Gedanken, welche die Elegieen enthalten, knüpfen sich in meinem Sinn leicht und dauerhaft an einander.

Dir wünsche ich Glück, daß Unternehmungen dieser Art

Dir wohl gerathen, und daß Du sie ausführen magst; es begleite Dich dieses Glück stets und führe Dir mehrere so angenehme Beschäftigungen zu. Leb wohl!

C. A., H. z. S.

49.

Weimar, den 4. Januar 1800.

Für Dein Andenken, mein lieber Knebel, beim Wechsel des Jahres, sage ich Dir den besten Dank; möge diese neu eröffnete Lebensbahn Dir Zufriedenheit und Gesundheit gewähren und bringen; immer werde ich mich freuen, wenn es Dir gut geht und ich dazu habe beitragen können.

Heute Abend haben wir Gustav Wasa von Kotzebue zum ersten Male; ein gutes Winterstück; die Schauspieler können nicht darin frieren, denn sie laufen unaufhörlich auf und ab, ziehen sich etliche Male um, indem fast jeder zwei und drei Rollen zu spielen hat. Wie es den Zuschauern dabei gehen wird, ist eine andere Frage. Die Sprache des Stücks ist hübsch, die Verse fließend, und da sich der Autor nie sehr erhebt, so kann er auch nicht sehr tief fallen.

Die Übersetzung Mahomets von Goethe soll hoffentlich eine Epoche in der Verbesserung des deutschen Geschmacks machen.

Steinkohlen finden wir im Weimarischen wie Sand am Meer.

Leb wohl! C. A., H. z. S.

50.

(Ohne Jahreszahl.)

Es ist mir unmöglich, den 10. in Jena einzutreffen, gehe also gerade fort nach Weimar, und erzähle dort überall, daß

Du statt meiner einen Brief von mir in Augsburg gefunden hättest, wo ich Dir schreibe, daß ich nach Frankreich gegangen sei und noch nicht wisse, wenn ich wiederkomme. Sollte mein Schwager mit Dir sein, so sage ihm, daß er diese Lüge mit bestärke und erzähle. Meine Frau ist von Allem unterrichtet; Du mußt Dich aber öffentlich anstellen, als ob Du einen Brief von mir an sie mitbrächtest. Leb wohl, Lieber!

C. A., H. z. S.

51.

(Ohne Jahreszahl.)

Du scheinst Dich beobachtet zu haben, wie Einer, der dreißig Jahre alt ist, und dem einen Arzt zu brauchen nicht mehr verstattet ist. Du bist durch Krankheit und Wohlsein so oft in den Fall gebracht worden, die feinsten Verbindungen, Stärken und Mängel Deiner Natur zu bemerken, daß Du mit Sinn wohl hinter das, was Dir nützen oder schaden kann, gekommen sein kannst. Es ist unweise, einen Arzt in der Behandlung eines Kranken, den er lange beobachtet hat, durch unsicheren Rath zu behindern; handle Du also mit Dir *selber*, wie der verpflichtete Physikus in seinem Amte. Impfe Dir ein, purgire Dich, schreibe Dir Bewegung vor oder Ruhe.

Der Zweck meiner Reise ist nicht wichtig genug, die mindeste Gesundheit eines Menschen zu verlangen: Ich *dachte* Dir in vielerlei dadurch wohl zu thun, geschieht's aber damit nicht, so treibe Dich selber wie Du willst, nur sei und lebe wohl und froh.

C. A., H. z. S.

Amalie,

Herzogin von Sachsen-Weimar,

an

Knebel.

1.

Ettersburg, den 1. Januar 1780.

Sie haben mir wieder, lieber Knebel, einige sehr vergnügte Augenblicke, sowohl mit Ihrem Brief, als auch mit dem Reise-Journal, gemacht, das mir Goethe mitgetheilt hat. Ihre Beschreibung von Marie-Einsiedel hat mich ganz an den Ort versetzt, ich glaubte das Alles zu sehen und zu empfinden, was Sie gesehen und empfunden haben. Machen Sie eine Beschreibung davon an die Madame la Roche, Sie werden sie hierdurch wunderbar begeistern, und uns ein neues, auf ihre Art gezeichnetes Gemälde in ihren Briefen verschaffen. Die Tusnelde schickt Ihnen einen Brief für diese sonderbare Frau; suchen Sie Ihr Herz frei zu behalten, wenn es möglich ist; sie hat vollkommen die Gaben, eine lebhafte Imagination noch lebhafter zu machen. Machen Sie von mir viel zärtliche Complimente, sowohl an sie, als auch an den la Roche. Wenn Sie nach Düsseldorf kommen, werden Sie auch den großen Fritz Jacobi kennen lernen, der Sie im Anfang sehr einnehmen wird, wie's aber auf die Dauer gehn wird, weiß ich nicht. Wir leben noch immer hier auf unsere alte Weise, die Beständigkeit ist unsere gute Seite. Ich freue mich sehr auf die Zeichnungen, die Sie mir mitbringen wollen, und erwarte sie nebst Ihnen mit vielem Verlangen. Ich bin stets Ihre

sehr wohl affectionirte Freundin

Amelie.

2.

Ettersburg, den 28. Juli 1780.

Sie wissen, lieber Knebel, was Illusion beim Menschen vermag, wie ihm Alles, was er nicht sieht und nicht genießt, so schön und vollkommen sich darstellt, und wie die schmeichelnde Einbildungskraft ihm entfernte Dinge lieblicher vorspiegelt, als Alles, was wirklich um ihn lebt und er besitzt. Darum sind auch wohl Reisebeschreibungen und Journale wie süße Träume für eine lebhafte Imagination. Ihr Brief aus Zürich war mir mehr noch als das; urtheilen Sie also, wie lieb er mir gewesen ist.

Was Sie mir von den Menschen in der Schweiz sagen, ist sehr gut. Es muß für einen Reisenden höchst interessant sein, die wunderbaren Modificationen der Menschheit in der Nähe zu sehen. Denn nur dadurch sind sie, wie ich glaube, in sich unterschieden, und ich bin sehr überzeugt, daß vom Süd- bis zum Nordpol sie sich alle gleichen und nur in stärkerm oder schwächerm Schatten und Licht sich uns darstellen.

Ich glaube gern, daß für Sie einer der interessantesten Gegenstände in der Schweiz Freund Lavater muß gewesen sein. Wenn ihm ein Rendez-vous nicht anstößig wäre, möcht' ich's ihm wohl vorschlagen, aber ich fürchte, er würde weiberscheu werden, weil sie ihn so ängstlich mit ihren Physiognomien und Lobeserhebungen quälen. Doch verspreche ich, bescheidener zu sein, als die französische Dame, wollte auch gern eine Maske vorthun, wenn ich ihn nur sehn und sprechen könnte.

Mein alter Öser ist bei mir gewesen, er war sehr vergnügt und heiter, er hat mir wieder gar schöne und herrliche Sachen mitgebracht. Im Herbst kommt er vielleicht wieder, um mit mir nach Ilmenau zu gehen, welche Gegend er sich sehr zu sehn wünscht.

Was Neuigkeiten betrifft, damit wird Sie wohl Constantin versehen, es steht noch immer Alles beim Alten.

Die Ettersburger Compagnie grüßt Sie sämmtlich. Ich bin immer

Ihre Freundin

Amelie.

5.

Weimar, den 7. December 1781.

Ich bin Ihnen sehr verbunden für die überschickten Kunstsachen. Ich habe sie meistens behalten, die übrigen schicke ich hier mit dem Gelde, was sie kosten. Hier leben wir nach der Weisen Lehre in Zucht und Ehrbarkeit; mein Sohn, der Herzog, ist nach Eisenach auf die Jagd. Ich! ich lebe wie ein Fuhrmann, der die Pferde antreibt, den beladenen Karren aus dem Koth zu ziehen, aber leider steckt er so tief, daß viel dazu gehört, ihn vom Flecke zu bringen. Es wird viel und allerlei von Comödien gesprochen, französischen und deutschen, aber man hat noch nichts zu Stande kommen sehn; ich habe mit einem Schattenspiel das Theater eröffnet, welches die Geschichte des Königs Midas repräsentirt; was darauf erfolgen wird, steht zu erwarten. So viel von unsern Neuigkeiten. Wenn Sie von schönen sieben Sachen wissen und hören, so theilen Sie mir etwas davon mit. Noch lieber wird es mir sein, wenn ich immer hören werde, daß Sie wohl und vergnügt sind.

Leben Sie wohl und vergessen nicht

Ihre Freundin

Amelie.

Wenn Sie Imhoffs weiblich und männlich Geschlecht sehen, so grüßen Sie. Hier folgt auch das berühmte Tiefurter Journal.

4.

Weimar, den 15. Januar 1782.

Eine Menge Neujahr=Briefe haben mich bis hieher abgehalten, Ihnen, lieber Knebel, für Ihren Brief und die Bratwürste zu danken. Ich thue es hiermit, und auf Ihr Wohl habe ich mir letztere wohl schmecken lassen. Sie werden aus dem Brief von der Göchhausen und aus der Beilage gesehen haben, wie wir unser Leben hinbringen, das Tableau muß man mit Augen sehen, um sich eine lebendige Vorstellung davon zu machen. Ich bin ganz stolz, so einen Schatz zu besitzen; aber Sie, lieber Knebel, scheinen mir wirklich mit Beten und Essen beschäftigt zu sein, Gott gebe seinen Segen dazu, doch denke ich, daß der heilige Geist noch nicht ganz über Sie ausgegossen sein wird, darum wage ich's, Ihnen ein Kunstprodukt zu schicken, von Witte an mich dediciret.

Die letzten Briefe von Constantin waren aus Rom, und eben jetzt bekomme ich wieder einen, der auch von Rom datirt ist; er scheint sich vorzüglich da zu gefallen, er ist sehr gesund und vergnügt; von Albrechten habe ich auch Nachricht, der sehr zufrieden ist. Ich schicke Ihnen auch die Adresse, ich habe es meinem Sohn geschrieben, daß Sie Ihren Winter in Nürnberg zubringen. Wir sind in großer Erwartung der Dinge, die da kommen sollen; auf den Geburtstag der Herzogin wird sich's aufklären; Goethe ist abermals der Schöpfer davon. Adieu, lieber Knebel, vergessen Sie nicht Ihre Weimarischen Freunde.

Amelie.

Mein Sohn, der Herzog, läßt Sie fragen, warum Sie ihm nicht antworteten, da er Ihnen doch vor vier Wochen geschrieben hätte. Wenn Sie nicht bald antworten, so sollte das — — — — — Sie holen.

5.

Weimar, den 23. März 1782.

Ich danke Ihnen, lieber Knebel, für das neue Kunstwerk, was Sie so gütig waren, mir zu schicken; es ist das Erste von der Art, was in meine Sammlung kommt, und auch das Erste, was ich gesehen habe. Der Künstler muß mehr Geduld als ich gehabt haben; was können doch Menschenhände hervorbringen! Wenn doch auch Menschen durch Kunst das Wetter besser machen könnten! Jetzt, da ich Ihnen schreibe, fällt ein so gräßlicher Schnee, daß die Leute auf der Straße darin waten müssen; das Wetter macht Einem den Kopf so verwirrt, wie die heutige Politik.

Der heilige Papst kommt heute in Wien an, Gott gebe, daß Se. Heiligkeit keinen Katarrh von der rauhen Luft bekommen.

Ich erwarte in ein paar Tagen meinen Freund Öser, auf den ich mich herzlich freue. Tobler*) hat mir auch geschrieben und hat mir einige artige Sachen geschickt; das eine, der befreite Prometheus, kommt in den Merkur; er will den Sommer nach Italien, mir scheint, es mißfällt ihm sehr in seinem Vaterland. Meine letzten Briefe von Constantin waren aus Neapel, er wird aber schon wieder zurück nach Rom sein, um da die heilige Woche zuzubringen. Er hat sich auch entschlossen, was mir viel Freude macht, über Frankreich nach England zu gehen. Ich werde den Sommer wieder in Tiefurt's Hainen zubringen; werde ich Sie auch da finden? Adieu, lieber Knebel, sein Sie gesund und vergnügt, und vergessen Sie nicht die immer sein wird

Ihre aufrichtige Freundin

Amelie.

---

*) Ein Schwager Lavaters.

6.

Tiefurt, den 23. Juni 1782.

Ich kann Ihnen, lieber Knebel, nicht genug sagen, wie sehr Sie mich mit Ihrem Brief erfreuet haben, ich hätte Ihnen auch sogleich wieder geantwortet, wenn nicht die fürstlichen Visiten, die wir à foison gehabt haben, daran gehindert hätten. Nun bin ich, Gott sei's gedankt! ruhig in dem lieben Tiefurt, und suche es auf alle Art zu verschönern. Könnte ich mit Villoisons Superlativen und mit seinem Brennspiegel Sie damit herlocken, würde ich mich gewiß glücklich schätzen; kommen Sie auf ein paar Tage zu mir, und sehen Sie selbst mit Ihren eigenen Augen, ob ich Ihrem schöpferischen Geist nachgekommen bin. Der theure Villoison, der durch seine wohlgenährte Behaglichkeit (die uns hier ganz unbekannt ist) etwas beschwerlich wird, aber doch auch wiederum durch seine Wissenschaften und seine kindliche Gutmüthigkeit lieb wird, gefällt sich bei uns noch sehr. Ich schicke Ihnen eine Abschrift von einer kleinen Correspondenz, die sich seit ein paar Tagen zwischen uns angesponnen hat. Sie müssen wissen, daß ich unsern drei Genien ihre Büsten in dem Lohhölzchen aufgestellt habe, und Villoison bat, er möchte die Inschriften dazu machen; da nun seine Feder einmal angesetzt und unaufhaltsam fort läuft, so habe ich denn auch ein ganzes halbes Dutzend dergleichen bekommen. Seit Villoisons Hiersein habe ich das Griechische angefangen, ich kann sieben Anakreontische Oden lesen und verstehen, ich bin aber auch une Princesse pleine de génie. Knebel, was sagen Sie dazu? wären Sie hier, wie wollten wir die Sprache der Götter treiben. Es macht mir wirklich unendlich viel Freude und bringt mir viele Stunden sehr angenehm hin.

Constantin hat seinen David von Venedig zurückgeschickt und einen andern Bedienten angenommen, der mit fremden Sprachen besser fertig werden kann; ich werde ihn so lange bei

mir behalten, bis mein Sohn zurückkommt; er hat mir viel Gutes von meinem Sohn erzählt, daß er an Gesundheit und Stärke sehr zugenommen, und die ganze Zeit ihm gar nichts gefehlt hätte. Jetzt muß Constantin in Paris sein, wo er sich nur ein paar Wochen aufhalten wird, um von da nach den Niederlanden über Ostende nach England zu gehen, wo er den ganzen Winter sich aufhalten wird. Leben Sie wohl, lieber Knebel; ehestens werde ich Ihnen ein schönes Kunstwerk von hier schicken, wovon Sie gewiß Freude haben werden.

Amelie.

Tusnelde läßt Ihnen viel Schönes sagen.

7.

Tiefurt, den 29. August 1782.

Ich schäme mich meines langen Stillschweigens, lieber Knebel; große Plaisirs oder wichtige Geschäfte haben mich nicht dazu verleitet, aber wohl eine langwierige Brunnencur, und mein großer Fleiß in der griechischen Sprache. Was das Erste betrifft, so ist sie nun glücklich geendigt; das Griechische aber nimmt mit großen Schritten seinen glücklichen Fortgang. Wie habe ich doch so verlassen sein können und nicht eher diese Sprache der Seele gelernt! Mir ist es, als wär' ich in einer ganz andern Welt; meine Seele flattert so leicht mit dem liebenswürdigen Täubchen, welches aus Anakreons Hand sein Brod pickt.

Mit der fahrenden Post bekommen Sie endlich das versprochene große Kunstwerk. Ihre Sagacität wird Ihnen leicht das Räthsel auflösen. Villoison hält's noch immer bei uns aus, und man weiß noch nicht, wenn er weggehen wird; künftiges Frühjahr macht er einen Spaziergang auf den Berg Athos, ein glücklicher Sterblicher, der so seine abgeschiedenen Freunde besuchen kann! —

Constantin ist in Paris, vielleicht auch schon weg und auf dem Wege nach England. Von hier kann ich nicht viel Neues benachrichtigen. Auf meines Sohns Geburtstag gebe ich eine kleine Fete in Ettersburg, die sich mit einer Farce endigen wird, betitelt: „das Urtheil des Paris;“ Einsiedel ist der Verfasser davon. Prinz August ist hier, der uns durch seinen leichten und angenehmen Umgang sehr wohl thut. Vergessen Sie nicht, lieber Knebel, Ihre Übersetzung fürs Tiefurter Journal zu schicken, welche Sie mir in Ihrem letzten Brief versprochen haben.

Leben Sie wohl, lieber Knebel.

Amelie.

8.

Weimar, den 8. November 1782.

Sie können glauben, lieber Knebel, daß mich Ihre guten Wünsche bei Gelegenheit meines Geburtstags sehr gefreut haben; ich bin überzeugt, sie kommen aus dem Herzen eines Freundes; und meine Freunde machen mir diesen Tag lieb, denn sie machen mir durch ihre freundschaftliche Theilnehmung das Leben süß. Wie innig würde es mich freuen, wenn sie mir Gelegenheit gäben, sie überzeugen zu können, wie sehr ich ihnen ergeben bin. Goethe hat mich durch ein Geschenk von allen seinen ungedruckten Schriften sehr erfreut; sollte das Einem nicht schmeicheln, lieber Knebel? Ich bin aber auch ganz stolz darüber.

Da Ihnen Tusnelde von meinem Aufenthalt in Wörlitz einige Nachrichten gegeben hat, so will ich weiter nichts davon sagen. Aber das müssen Sie wissen, daß meine Imagination etwas gelitten hat, denn ich ruhe und raste nicht, bis ich Tiefurt in einen (dürft' ich doch sagen!) beinahe ähnlichen Zustand

gebracht habe. Kaum war ich wieder zurück, stürmte ich mit Projecten los; mein armes Tiefurt war ganz erstaunt über meine erhabenen Ideen; und in der That, die Hand wurde daran gelegt. Das Lohhölzchen wurde umgeschaffen und in einen solchen Zustand gesetzt, daß Faunen und Nymphen sich nicht zu schämen brauchen, ihren Aufenthalt darinnen zu haben. Ich will Ihnen einen Plan schicken, den mir Goethe für die Entree im Garten hat machen lassen, die, wie Sie wissen, etwas enge im Raum ist. Sie kennen ja wohl das bekannte Sprüchwort: **les petites choses engendrent des grandes.** —

Das Portrait, was Sie mir von dem Herzog von Glocester machen, gefällt mir sehr, es ist etwas selten, aber desto liebenswürdiger. Von Fürsten haben wir hier nichts; hingegen sind wir immer mit sonderbaren Menschen gesegnet; wir besitzen für jetzt einen großen Theosophen, Namens Oberreits aus der Schweiz; das Mystische wird so Mode bei uns, daß alle Damen sich hier mit mystischen Wohlgerüchen parfümiren; dieser Brief, welcher damit gesalbt worden ist, soll Ihnen einen kleinen Echantillon davon geben.

Mein alter Öser ist hier gewesen und war so galant, daß er zu meinem Geburtstag kam, und viele schöne Gaben mitbrachte; ich habe ihn lange nicht so vergnügt und so gut gesehen, als dieses Mal. Villoison läßt viel Schönes sagen, die kleine Werthern desgleichen; sie läßt Ihnen noch sagen, sie wolle morgen recht viel tanzen, und das bei mir. Hiermit endigen sich meine Neuigkeiten; ich kann aber nicht endigen, ohne Ihnen ernstlich zu versichern, wie sehr ich aufrichtig bin

Ihre Freundin

Amelie.

Ich habe vergessen, Ihnen zu danken für den schönen Beitrag für das Tiefurter Journal. Wollten Sie auch wohl so gut sein und hübsches Spielzeug aussuchen für unser kleines Kind, denn Weihnachten naht heran.

9.

Tiefurt, den 27. October 1783.

Lieber Knebel! Wie könnte ich Ihnen meine Freude und Verwunderung über das schöne Geschenk beschreiben, was ich am 24. October von Ihnen erhalten habe! Das Gefühl von Dankbarkeit und das von Ihrer dauernden Freundschaft gegen mich waren in mir so gemischt, daß ich mir selbst nicht bewußt war, welches von beiden das überwiegende war, und doch soll es so verbunden noch zur Stütze meiner immerwährenden Freundschaft gegen Sie bleiben.

Sie wissen, daß ich lange abwesend gewesen bin; es ist mir im Braunschweig'schen sehr gut gegangen, mein Bruder, der Herzog, ist sehr liebenswürdig und zum Regenten gemacht, ich wünschte, daß Sie ihn so kennten, wie ich ihn kenne. Doch hat mich der Genuß meines Tiefurts wieder gefreuet; der herrliche Herbst, den wir haben, macht, daß ich jetzt noch größere Freude daran habe, als in den allzuheißen Sonnenstrahlen dieses Sommers. Ich bin jetzt sehr mit Anpflanzungen und mit Bauen beschäftigt, ich habe eine ganze Wand von Felsen am Ufer und im Lohholz anbauen lassen; wie wünschte ich, daß Sie es sehen könnten! gewiß würde es Ihre Approbation haben, denn wirklich, es macht einen gar schönen Effect.

Leben Sie wohl, lieber Knebel, und sein Sie von der aufrichtigen Freundschaft versichert, mit welcher ich bin

Ihre aufrichtige Freundin

Amelie.

10.

Weimar, den 4. Januar 1784.

Da ich mir gewöhnlich zum heiligen Christ den Spaß mache, meinen Freunden ein kleines Andenken zu bescheeren, so

schicke ich Ihnen hier auch eins; und wenn wir Deutschen nicht so schwerfällig wären, und könnten schon Luftreisen, wie unsere lieben Nachbarn, die Franzosen, thun, so würde ich selbst auf einem **Globe aërostatique** angefahren kommen, um es Ihnen selbst zu bescheeren. Indessen wünsche ich von Herzen, daß es Ihnen so viel Spaß, als mir Vergnügen macht, Ihnen darzuthun, wie gern ich alle Gelegenheiten ergreife, Ihnen meine aufrichtige Freundschaft zu zeigen.

Unsere größte Neuigkeit wird Ihnen schon bekannt sein, daß wir nämlich eine Truppe deutscher Komödianten haben, die ganz leidlich ist und mir gewiß mehr Spaß macht, als alle die Scenen, die **le Confiturier Saxon** mir immer bemüht ist zu geben. Mein Fleiß im Griechischen geht mit großen Schritten, diesen Winter studire ich den Aristophanes, welchen ich zuweilen mit Wieland lese; ich finde an ihm sehr viel Vergnügen, sein beißender Witz ist unerschöpflich, und mit allem dem hat er so viel Grazie, daß man ihm Alles gern verzeiht, auch selbst seine schmutzigen Sachen. Ich habe mit den Fröschen den Anfang gemacht, die so gut auf unsere Zeiten passen, daß, wenn Aristophan jetzt noch lebte, er nicht besser über unsere *Μουσικὴ χελιδονῶν* und *λωβητοὶ τεχνῆς* sprechen könnte!

Wieland hat abermals seinen Witz auf mich schießen lassen, Thusnelde wird es Ihnen abschreiben und schicken; es ist zu schmeichelhaft für mich, als daß ich was darüber sagen könnte; des alten Poeten Witz ist einer Grube gleich, deren Ausbeute den Werth an Gold und Silber weit überwiegt.

Leben Sie wohl, lieber Knebel, und lassen Sie bald was von sich hören.

Amelie.

11.

Tiefurt, den 4. Februar 1784.

Ich kann Ihnen jetzt, lieber Knebel, nur mit zwei Worten für Ihr freundschaftliches Andenken danken. Herders sind bei mir und ich will Ihre Zeit nicht aufhalten.

Sie sind in einem gelobten Lande, wo solche Früchte wachsen; in einer solchen Gegend und bei dieser Kost kann man es mit Fledermäusen und Professoren zur Noth noch aufnehmen. Es grüßet Sie Alles, und wir wollen Ihre Gesundheit essen und trinken. **Amelie.**

12.

Weimar, den 30. November 1785.

Ja wohl ist es lange, daß ich nichts von Ihnen gehört habe; wenn ich nicht zuweilen durch die dritte Hand vernommen hätte, daß Sie in der Welt herumschweiften und sich's wohl sein ließen, würde ich vielleicht gar an Ihrer Existenz zweifeln; doch, lieber Knebel, ohne rancune, Ihr Brief von München hat mich sehr gefreut, und mir ist es wohl geworden, zu vernehmen, daß Sie vergnügt sind und sich Ihre Lebensgeister mit neuen und reizenden Gegenständen zu erfrischen suchen.

Ihre kurze Beschreibung von Tyrol hat *meine Imagination* etwas in Bewegung gesetzt und mir schöne Bilder verschafft.

Es freut mich, daß Ihnen die bairische Nation gefällt, ich habe immer eine heimliche Neigung zu ihr gehabt, besonders soll das schöne Geschlecht sehr reizend, geistreich und dabei gutherzig sein; was will man denn mehr?

Was soll ich Ihnen von hier sagen? Es geht immer so seine alte Weise fort, die Imhoff ist hier, ihr Mann aber noch

nicht; sie wohnt in dem ehemaligen Graf Wertherschen Hause, also nahe bei mir, und wir sehen uns oft; ich für meine Person existire diesen Winter in der Musik, sie ist ein Cordial für schwarzes schweres Blut, denn es steht in der Bibel, daß König Saul seine schwarze Melancholie damit vertrieben habe; glauben Sie darum nicht, lieber Knebel, daß ich mich in Umständen Sauls befinde.

Alle Ihre gute Freunde und Freundinnen lassen Sie herzlich grüßen, auch die Herzogin läßt Ihnen viel Schönes sagen, und ich, lieber Knebel, bin immer die Ihrige.

Amelie.

13.

Rom, den 18. November 1788.

Man sollte glauben, lieber Knebel, daß es leicht wäre, von Rom aus zu schreiben, und dennoch ist nichts Gewisseres, als daß es eine sehr schwere Sache ist. Stellen Sie sich eine Person vor, die an einer sehr guten und schmackhaften Tafel sitzt und deren Magen nicht gehörige Verdauungskräfte hat, so können Sie sich meinen Zustand vorstellen. Der Genuß ist hier groß, man ist umringt mit dem Schönsten und Vollkommensten, was man in der Welt wünschen kann. Lieber Knebel, könnte ich Sie hierher zaubern und Sie in das Heiligthum des Tempels der Musen führen! Apoll steht umringt von den neun Musen, selbst als Muse bekleidet, er spielt auf der Leier, sein ganzes Wesen ist Harmonie, man hört den himmlischen Gesang, wird entzückt, und die Seele wird selbst zur Harmonie. Der Geist des Künstlers muß über Herder gekommen sein, als er das Saitenspiel dichtete, es ist ganz der Nachklang dieser vortrefflichen antiken Statue. Lesen Sie es mit Bedacht und Sie können sich eine Vorstellung dieses himmlischen Werks machen.

Ihre kleinen süßen Verse, die Sie an Herder geschickt haben, sind bei der Angelika vorgelesen worden, als ich mich von ihr malen ließ. Mein Portrait, oder vielmehr das Tableau, was die Angelika von mir macht, ist die schönste Poesie, die man auf mich hätte machen können, ich finde mich dadurch sehr geschmeichelt; mit der Zeit sollen Sie Alles erfahren. Jetzt ist die Zeit kurz, ich muß schließen.

Leben Sie wohl, lieber Knebel, und vergessen Sie nicht die, die immer Ihre Freundin sein wird.

Amelie.

14.

Portici, den 29. Mai 1789.

Ich bin Ihnen, lieber Knebel, für Ihr Andenken sehr verbunden. Das Gute und Schmeichelhafte, was Sie mir sagen, ist von einer Art, daß, besäße ich mehr Eigenliebe, ich stolz darüber werden könnte; es soll mir aber vielmehr zur Ermunterung dienen, mich noch mehr zu befleißigen, meinen Freunden nützlich zu werden, um bei meiner Zurückkunft in meinem Kreise so viel wie möglich mitzutheilen, was ich hier in Italien empfangen habe. Unterdessen bitte ich Sie, lieber Knebel, lesen Sie den sechsten Gesang der Äneide Virgils, Sie werden darin Alles finden, was ich jetzt fast beständig vor Augen habe; wie sehr wünschte ich, daß ich es mit Ihnen genießen könnte!

Der Vesuv, zu dessen Füßen ich jetzt wohne, hat die große Höflichkeit und giebt mir alle Abende ein kleines Feuerwerk. Für Jemanden, der nie dergleichen sah, ist es eine große Erscheinung. Vor einigen Tagen war er mit Wolken ganz umkränzt, die Mündung ausgenommen, die eine dunkelrothe hohe Flamme ausstieß; die glühenden Steine, die er auswarf, tanz-

ten leicht in der Luft, alsdann kam die Lava, die sich mit den Nebelwolken mischte und sie zertheilte. Der Wiederschein der Lava machte über den Berg eine dunkelrothe glühende Glorie, die bis tief in die Nacht dauerte. Es war das schönste Schauspiel, was ich in meinem Leben gesehen habe; ich ermangele auch nicht, alle Abende meine Andacht dem Vesuv gegenüber zu halten, und kann mir recht gut vorstellen, wie es Nationen giebt, die das Feuer anbeten.

Herder ist jetzt von mir weg. Es thut mir sehr leid, daß er nicht bei mir geblieben ist, denn viel genossen hat er nicht in Portici, doch kommt er nicht leer zurück.

Der Frau von Kalb danken Sie für ihr Andenken an mich; ich erwiedere es ihr gewiß, grüßen Sie sie auf das Freundschaftlichste; auch meinen alten Wieland, der mich ganz vergißt. Sie, lieber Knebel, bleiben Sie immer mein Freund, so wie ich Ihre Freundin sein werde.

Amelie.

15.

Neapel, den 13. September 1789.

Ich kann Ihnen nicht genug sagen, wie sehr Sie mich durch Ihr liebes Andenken erfreut haben; sein Sie versichert, lieber Knebel, daß, ob ich schon im Genuß der schönsten Natur lebe, mir doch eine liebe bekannte Stimme von dort her sehr willkommen ist. Wie sehr wünschte ich, daß ich auf Art der Napolitaner mit Allegorien und feinen Sprüchwörtern die Schönheit der Natur hier beschreiben könnte, um Ihnen Lust zu machen, sie selbst einmal in Augenschein zu nehmen. Die Napolitaner sagen wohl mit Recht: **è un pezzo di cielo caduto in terra.**

Könnten Sie nur einen hiesigen Mondenschein sehen, wenn er, schöner als die Thüringische Sonne auch in den wärmsten Abenden bei uns untergeht, hier majestätisch hinter dem Vesuv hervortritt, auf der Spitze desselben ruht und die ganze Gegend begrüßt, deren glühender Purpur nur dem neuen Lichte weicht. Der dunkelblaue Himmel, dessen brillantirte Sterne den Mond zu umkränzen und lieblich um ihn zu tanzen scheinen; die funkelnde Milchstraße mit ihren Millionen Sternen, die, wie der Gürtel der Venus, den ganzen Erdkreis mit Liebe zu umgeben scheint; dieses Alles doppelt in dem silbernen Meere wiederscheinend, das ruhig und still alles das Schöne aufnimmt, womit es rund umgeben ist. Aber ich komme mir ordentlich wie ein elender Schmierer vor, der ein Gemälde von Rafael copirt, indem ich eine Scene der Natur beschreibe, die nur durch Anschauen und Gefühl kann genossen werden; auch will ich schweigen und es Ihrer fruchtbaren Imagination überlassen, sich selbst ein Bild davon zu machen.

Was die französische Revolution betrifft, so traue ich mir nicht, darüber zu urtheilen, aber ich glaube, man könnte über den jetzigen Zustand der Franzosen einem gewissen Griechen nachsprechen, der zu Solon sagte: **chez vous les sages discutent et les foux décident.** Bis jetzt ist es noch eine völlige Anarchie; ob etwas Gutes herauskommen wird und kann, muß die Zeit lehren. Man erwartet hier viele französische Prinzen mit Weib und Kindern.

Sagen Sie Herdern von mir tausend schöne Sachen, und melden Sie, daß Mr. Caco oder Sacco ein determinirter Antiroyalist geworden sei und dadurch seine stumpfe Nase noch einmal so hoch trüge und noch viel decidirter geworden sei.

Die Zeit ist zu kurz, Ihnen, lieber Knebel, mehr zu schreiben. Grüßen Sie den alten Wieland mit seiner schönen gestickten Robe und die Frau von Kalb von mir; wie geht es denn ihrem Manne? Man sagt, alle fremde Regimenter sollten abgedankt

werden. Adieu, bald hoffe ich, Ihnen mündlich sagen zu können, wie sehr ich bin

Ihre aufrichtige Freundin
Amelie.

16.

Belvedere, den 3. August 1790.

Ich glaube, lieber Knebel, daß Sie von der guten Gesinnung, die ich gegen Sie habe, vollkommen überzeugt sind, daß ich nicht nöthig habe, Sie erst davon zu versichern und Ihnen zu sagen, wie sehr Sie mich mit Ihrem lieben Brief erfreuet haben.

Ich denke noch mit vielem Vergnügen an die paar Tage, die ich mit Ihnen und Ihrer lieben Schwester zugebracht habe, und wünsche von Herzen, daß Sie mit ihr zu uns kommen, um zu wiederholen und zu verlängern, was ich in einer allzu kurzen Zeit genossen habe.

Seitdem ich mich nun wieder im Thüringer Land befinde, ist es mir nicht anders zu Muthe, als erwachte ich aus einem tiefen Schlaf, und alle die schönen und glücklichen Tage, die ich in Italien gelebt habe, wären nur ein schöner Traum gewesen; auch habe ich noch alle Muße, davon zu träumen.

Ich habe mich auf die Höhe begeben, und wohne in Belvedere. Mein Haus in der Stadt und Tiefurt sind ziemlich beschädiget worden von der letzten Überschwemmung, so daß ich weder in dem einen, noch in dem andern wohnen kann. Ich suche mir einen Kreis von guten Menschen zu machen. Herders, Goethe und Wieland sind fleißig bei mir. Herder wird bei mir wohnen, um hier eine Brunnen-Cur zu gebrauchen; Goethe hat leider nach Schlesien reisen müssen, wohin ihn mein Sohn hat kommen lassen. Ich hoffe, daß mein Sohn, weil

nun Friede ist, in der Mitte oder am Ende Augusts hier sein wird. Der kleine August Herder wohnt bei mir, und macht mir recht gute Augenblicke; es ist ein recht liebes und gescheidtes Kind. Mit den Kunstsachen, die ich mitgebracht habe, habe ich mir hier ein kleines Museum arrangirt. So lebe ich denn nun hier so in dem Genuß des Vergangenen, und suche, so viel es in meinen Kräften stehet, mitzutheilen.

Sagen Sie Ihrer lieben Schwester recht viel Schönes von mir; ihr lieber, sanfter Umgang macht sie allen denen, die sie kennen, werth und schätzbar.

Der kleine August läßt Sie grüßen. Ich bin

Ihre Amelie.

17.

Weimar, den 4. November 1790.

Ihre Theilnehmung, lieber Knebel, an meinem Geburtstag ist mir sehr schmeichelhaft; er wird mir dadurch werth und schätzbar, weil meine Freunde veranlaßt werden, sich meiner zu erinnern.

Für die guten Wünsche, die Sie bei dieser Gelegenheit thun, bin ich Ihnen recht sehr verbunden; möchte sie doch der Himmel erfüllen, damit ich Ihnen noch lange Zeit Beweise meiner Freundschaft geben könne.

Ich bin nun seit einigen Tagen wieder in Weimar. Das Laub fällt ab; ich sah also nichts auf meiner Belvederischen Höhe als nackte Bäume, die eben nicht den schönsten Auftritt auf der Schaubühne der Natur bilden. In der Stadt ist es zwar nicht viel besser; doch suche ich mich hier mit meinen italienischen Kunstsachen zu beschäftigen, um mein Gemüth in Heiterkeit zu erhalten.

Die Gesellschaft der Frau von Berlepsch, die den ganzen

Winter hier zubringen wird, trägt durch ihren leichten Witz und angenehmen Ton auch viel dazu bei, daß in meinem kleinen Kreise Munterkeit und guter Muth herrscht; es fehlt nichts, als daß Sie durch Ihre Gegenwart den Kreis vervollkommneten. Daß die italienischen Prinzessinnen und Damen nicht gefallen haben, kann ich mir recht gut vorstellen. Ich glaube die Sache mit den Farben vergleichen zu können: die neapolitanische Nation liebt sehr die lebhaften und starken Farben, die des reinen Himmels wegen unverfälschten Lichtstrahlen bewirken in den Augen eine angenehme und fröhliche Empfindung. Sollten nun solche Farben sich in einem dicken und nebelichten Horizont finden, so würden sie sehr grell und hart auffallen. So ist es mit der ganzen italienischen Nation. Man muß sie in ihrem eigenen Lande sehen, um sie kennen zu lernen, hier in Deutschland kann sie nicht gefallen.

Sagen Sie viel Liebes von mir an Ihre Schwester und behalten Sie mich in freundschaftlichem Andenken.

Ihre Amelie.

18.

Weimar, den 27. November 1790.

Lieber Knebel! Ich hätte Ihnen sogleich auf Ihren Brief geantwortet, wenn ich nicht umringt wäre mit lauter Prinzen von Sachsen und von Hessen, die sich wohl hier einige Zeit aufhalten werden.

Sein Sie so gut, lieber Knebel, und lassen von den besten geschnittenen Steinen, welche Sie für die vorzüglichsten halten, Abdrücke entweder in Siegellack oder in Schwefel, und die Cameen etwas tiefer abdrucken als die Intaglios, alsdann schicken Sie sie mir; es ist selten in Deutschland so etwas zu finden; wer nur recht viel Geld hätte — es wäre der Mühe

werth, die ganze Sammlung zu kaufen. Ich bin vor einigen Tagen in Erfurt gewesen und habe da die deutsche National-versammlung gesehen, es ging recht manierlich und ordentlich zu. Constantin ist vierzehn Tage bei uns gewesen, ich habe ihn sehr zu seinem Avantage verändert gefunden, bei dem Regiment ist man sehr mit ihm zufrieden. Ich endige, weil die Post will abgehen. Ich bin Ihre

Amelie.

Viel Liebes an Ihre Schwester.

19.

Weimar, den 20. December 1790.

Ich schicke Ihnen hier, lieber Knebel, die kupfernen Platten zurück. Ich bewundre die Mühe und den Fleiß, die der verstorbene Christ angewandt hat, sein Cabinet selber zu stechen, und so viel aus den Platten sich ersehen läßt, müssen es schöne Steine sein; doch glaube ich in Schwefel-Abgüssen oder in Siegellack kann man noch mehr und besser von der Arbeit urtheilen; ich denke also, lieber Knebel, Sie sind wohl noch so gut, und sorgen dafür, daß ich einige dergleichen Abdrücke bekomme.

Ob wir zwar hier keine Staats-Umwälzung zu befürchten haben, so scheint doch die Natur mit uns eine sehr unangenehme Veränderung im Sinne zu haben, daß sie aus vernünftigen Geschöpfen Schwämme machen will, denn seit zwei Monaten haben wir nichts als Regen und die abscheulichste feuchteste aller Witterungen gehabt; ich bin wie ein Fisch, der nach Luft schnappt, und muß vergehen, wenn es nicht bald anders wird.

Meine kleine Societät ist ein wenig in Unordnung gerathen, und das durch lauter fürstliche Durchlauchtigkeiten, die

aber alle heute weggehen, und so mit dem heutigen Tage fängt auch mein kleiner Cirkel wieder an.

Von literarischen Neuigkeiten kann ich Ihnen nichts sagen, ich weiß gar nichts, als Calender von Schiller und Schulze, die Sie wohl schon haben werden. Wieland beschäftigt sich mit Dialogen, von welchen einige im Merkur schon stehen; zwölf läßt er in einem aparten Bändchen drucken; ich glaube, Neujahr kommen sie heraus.

Tausend Grüße an Ihre Schwester, und ich bin immer

Ihre Amelie.

20.

Weimar, den 7. Februar 1791.

Goethe wird Ihnen, lieber Knebel, geschrieben, wegen der geschnittenen Steine, die Sie an ihn geschickt, und seine Meinung darüber mitgetheilt haben; also will ich weiter nichts davon sagen, und Ihnen nur danken für Ihre gütige Vorsorge, mir etwas Gutes zuzuwenden.

Die Hoffnung, die Sie mir machen, künftiges Frühjahr mit Ihrer Schwester zu uns zu kommen, freut mich unendlich, nur wünsche ich, daß es Ihrer Schwester bei uns so sehr gefalle, als ich mich auf ihre Gesellschaft freue.

Seitdem ich wieder in Deutschland bin, habe ich leider gefunden, daß die deutsche Literatur nicht an Geschmack und Feinheit zugenommen, sondern vielmehr verloren hat; das Wenige, was ich noch davon gesehen habe, ist kaum zu verdauen. Was Sie mir von den Heften von Riga schreiben, ist mir noch unbekannt, ich werde aber suchen, sie anzuschaffen, denn ich sehne mich sehr nach etwas Gutem. Indessen halte ich mich an die französische. **Les voyages du jeune Anacharsis** ist ein sehr unterhaltendes und instructives Buch; mir ist es besonders

interessant, wo es von Großgriechenland handelt, wovon ich einen Theil gesehen, und gefunden habe, daß daselbst noch Vieles von den alten Sitten beibehalten ist.

Unser Carneval ist sehr brillant; wir haben viel Fremde. Das Theater ist etwas verbessert durch einen Acteur und seine Frau von Mannheim, welchen der Herr von Dalberg erlaubt hat, einige Zeit hier zu spielen; H. Beck und seine Frau (so heißen sie) sind Leute von Talent; der Mann spielt mit vieler Kunst, Verstand und Feinheit; er ist noch aus der Schule des Eckhoff. Seine Frau hat eine hübsche Stimme und singt sehr gut; leider aber reisen sie in ein paar Tagen wieder von uns.

Ich bin, lieber Knebel,

Ihre aufrichtige Freundin

Amelie.

21.

Tiefurt, den 5. Juli 1796.

Ihr Überschicktes, lieber Knebel, bekam ich gestern zu spät, um Ihnen meinen Dank dafür zu sagen. Ich thu's also jetzt und das mit dem wärmsten Dankgefühl.

Ich wünschte, daß das erste Schema, nämlich:

In dem Thal, wo du den Lenz der Jahre genossest,

aufgesetzt würde; nach meinem Gefühl deucht es mir passender für den Verstorbenen und Hinterlassenen zu sein, und auch einfacher. Ohne erst Goethe zu befragen, welcher sich nicht mehr mit solchen Sachen abgeben zu wollen scheint, bitte ich Sie, lieber Knebel, es mit großen Buchstaben abschreiben zu lassen, damit auf dem Monument kein Schreibfehler passire, und alsdann dem Klauer zu geben, damit er es auf dem Stein einhauen kann.

Das Wetter ist freilich nicht so reizend, daß man Jemanden darauf einladen könnte, aber doch ist es immer angenehmer hier in Tiefurt, als vor dem Thor von Weimar, wo man nur mit Krautländern umgeben ist. Indessen leben Sie wohl, lieber Knebel.

Ich bin immer Ihre

Amelie.

22.

Weimar, den 29. October 1798.

Wie sehr Sie mich mit Ihrer Übersetzung des Properz überrascht haben, und das Vergnügen, was Sie mir damit gemacht, ist schwer mit Worten auszudrücken. Eben so ist es mit dem schmeichelhaften Compliment, was Sie mir machen, indem Sie mir einen kleinen Theil an diesem Werk der Kunst und des Geistes, womit Sie dem gelehrten Publicum ein so schönes Geschenk machen, zueignen wollen; ich kann es nur annehmen als eine poetische Empfindung, die Sie auf einen Augenblick getäuscht hat. Indessen nehmen Sie meinen wärmsten Dank für Ihr Andenken und für die guten Wünsche, die Sie mir am 24. October zuschickten. Nichts könnte mich mehr freuen, als wenn ich überzeugt wäre, daß Sie vergnügt und wohl sind; dies ist, was Ihnen mein Herz wünscht. Ich bin

Ihre Freundin

Amelie.

23.

Weimar, den 28. April 1802.

Ich danke Ihnen, lieber Knebel, für die zurückgeschickten Manuscripte. Das schmeichelhafte Compliment, was Sie mir darüber sagen, könnte mich stolz machen, wenn ich nicht wüßte, daß oft die Freundschaft mit einem Gefühl der Güte Fehler bedeckt, die vielleicht Andere mit schärferer Kritik nicht so billig ansehen würden, als Sie; auch war es immer meine Meinung gewesen, daß ich es nur für sehr billige Freunde und zu meiner eigenen Erinnerung der glücklichen Tage, die ich genossen hatte, aufsetzte. Ihre Schwester wird Ihnen gemeldet haben, daß unsere liebe Caroline confirmirt worden und mit vielem Anstand sich dabei betragen hat. Herder hat wieder dabei nach seiner Gewohnheit durch seine schöne Rede, die er hielt, die Herzen der Menschen an sich gezogen, sie war abermals seiner ganz würdig.

Nach allen großen Incongruitäten des Winters in politischer Welt genießen wir die Ruhe und freuen uns auf den schönen Frühling, den wir haben, und welcher uns hoffen läßt einen schönen Sommer. Ich schicke Ihnen hier das Moden-Journal. Die Lotte Kalb ist bei uns; sie ist noch nicht bei mir gewesen, sie soll aber noch die nämliche sein. Grüßen Sie Weib und Kind, und ich bin

Ihre aufrichtige Freundin

Amelie.

24.

Weimar, den 7. Januar 1804.

Ich bin Ihnen sehr verbunden, lieber Knebel, für die überschickten Gläser, sie sind sehr gut ausgefallen.

Daß ein so großer und edler Mann, wie Herder, sterben muß, ist unverzeihlich, doch wird er immer leben bei guten Menschen. —

Wegen des kleinen Jungen, für welchen Sie sich interessiren, will ich in der künftigen Woche mit Ihnen weiter sprechen, meine Reise nach Dresden hat es in Vergessenheit gebracht. Warum kommen Sie nicht zu uns, ein Phänomen in der Gestalt der Frau von Staël kennen zu lernen? Sie würde Ihnen gewiß gefallen. Sie ist voll Liebenswürdigkeit ohne Egoismus, ohne Prätensionen; sie weiß zu schätzen, was zu schätzen ist in jedem Menschen. Man muß sie selber kennen, um ganz andere Ideen von ihr zu bekommen; fast alle Abende bringt sie bei mir zu. Künftige Woche wird sie noch wohl bei uns bleiben. Der Bote eilet, ich schließe also mit der aufrichtigen Freundschaft, womit ich ewig sein werde

Amelie.

Die Staël hat einen sehr klaren Begriff über Goethe.

25.

Weimar, den 26. October 1804.

Die guten Wünsche, die Sie, lieber Knebel, mir bei Gelegenheit meines Festes schriftlich thun, sagen mir, daß die Freundschaft Ihre Feder geleitet hat, um mir so viel Schönes zu wünschen; ich nehme sie an mit einem dankbaren Herzen, und wünsche mit Ihnen, daß der Himmel sie mag in Erfüllung bringen, um Ihnen stets zeigen zu können, wie freundschaftlich ich gegen Sie denken werde.

Danken Sie in meinem Namen Ihrer guten Frau für den schönen Rosenstock, der mich sehr gefreut hat, ich pflege ihn selber, und täglich finde ich ein neues schönes Knöspchen. Gebe der Himmel, daß die neu aufgehende Sonne, die wir erwarten, durch ihre Strahlen uns Rosen erblühen läßt.

Sie werden doch zum Einzug kommen? Der Herzog ist dem jungen Ehepaar entgegen gegangen bis Cüstrin, auch die Herzogin wird bis Naumburg gehen, und ich werde sie in Geduld und Demuth an der letzten Stufe der Treppe erwarten.

Leben Sie wohl, lieber Knebel.

Ihre aufrichtige Freundin

Amelie.

26.

Weimar, den 22. Juni 1805.

Ihr freundlicher und wohlwollender Brief, lieber Knebel, den ich durch den Herrn Robinson bekommen habe, hat mir sehr viel Freude gemacht, nicht nur allein, daß er mir Gelegenheit gab, den Herrn Robinson noch genauer kennen zu lernen, sondern auch, daß Sie an mich denken und Freund von mir sind.

Das schmeichelhafte Compliment, was Sie mir machen bei Gelegenheit unserer liebenswürdigen Erbprinzeß, ist für mich das schönste Lob; sie ist wirklich eine ausgezeichnete Person, die das Schöne und Gute in ihrer Jugend in einem gewissen Grad von Vollkommenheit besitzt; dies ist wohl Alles, was man nur wünschen kann. Kommen Sie, und sehen selbst; es ist nicht hübsch, da Sie doch selbst ein Verehrer des Schönen und Guten sind und es zu schätzen wissen, und nicht kommen, um ihr ein kleines Opfer darzubringen.

Der Herr Robinson gefällt mir sehr, sein schöner reiner und umfassender Verstand, dabei sein edles gefühlvolles Herz, haben mich für ihn ganz eingenommen; es thäte mir recht leid, wenn wir ihn verlieren sollten wegen eines albernen Prozesses, womit der Herr Professor gewiß nicht viel Ehre ernten wird.

Die arme Prinzeß Caroline leidet noch sehr am Ohr, und

das mit so vieler Geduld, daß sie Einen recht dauert, wenn man sie sieht. Mit Einsiedel geht es auch endlich besser, aber er kann noch nicht ausgehen.

Bleiben Sie gesund und wohl, und sagen von mir tausend Schönes an Ihre Frau und Kind. Ich verbleibe stets

Ihre aufrichtige Freundin

Amelie.

27.

Weimar, den 29. October 1805.

Komme ich zwar etwas spät mit meinem Dank für Ihren freundschaftlichen und theilnehmenden Brief, den ich den 24. October von Ihnen bekommen habe, so habe ich dennoch nicht minder gefühlt Ihre guten Wünsche, die Sie mir an diesem Tage machen, und sollten sie alle in Erfüllung gehen, so wünschte ich es nur um meiner Freunde willen, die so gut es mit mir meinen, als um mich selber; auch die zarten und lieblichen Verse des kleinen Carl haben mich sehr gefreuet, und beiliegendes Billet wird ihm selbst sagen, wie lieb sie mir sind; sie sagen mehr als die wortreichen Hexameter des guten alten Voß.

Ein Nordstern ist angekommen in Berlin, auch wir hoffen, daß er uns erscheinen wird; der Erbprinz hat sogleich nach Berlin gemußt. Es geht sehr bunt in der Welt zu, doch muß man nicht Alles glauben, was der große Buonaparte sagt. Der Erzherzog Ferdinand hat sich mit vierzig tausend Mann durchgeschlagen und ist glücklich durchgekommen — schöne Thaten werden aber verschwiegen — so sind die Franzosen. Doch wird immer am Frieden gearbeitet, wie man sagt, auch scheint es, daß der große Napoleon nicht gern Preußen zum Feinde haben möchte. Im Grunde wissen sie alle nicht, was sie

wollen, auch selbst Buonaparte, der nur seinem tollen und blinden Stolz und Übermuth den Zügel laufen läßt, und sucht wie weit er kommen kann.

Leben Sie wohl, lieber Knebel, und sein Sie versichert von meiner Freundschaft, mit welcher ich bin

Ihre Amelie.

28.

Weimar, den 9. März 1806.

Ich finde mich sehr geschmeichelt, lieber Knebel, durch das gute Zutrauen, das Sie in mich setzen. Wollte der Himmel, es stände in meiner Macht, den lieblichen Traum der Vorwelt, der Sie begeistert zu haben scheint, wahr zu machen! aber leider! fühle ich zu sehr, wie wenig meine Kräfte hinlänglich sind, dem gewaltigen Dämon zu widerstreben, der die Herzen aller Menschenkinder zusammendrückt, und die Welt selbst aus ihren Angeln zu heben droht. Nur im Stillen kann der gute Wille mit Liebe und Freundschaft in einem kleinen Kreise von Freunden auch das Gute wirken. Sollte die Natur mit diesen Gaben mich versehen haben, so würden Sie, lieber Knebel, die ersten Früchte derselben davon tragen.

Ihre Amelie.

29.

Weimar, den 13. Mai 1806.

Ein heftiger Husten, der weder Tag noch Nacht mich in Ruhe gelassen und mich genöthigt hat, beinahe den halben Tag im Bette zu liegen, ist die wahre Ursache meines Stillschweigens auf Ihren freundschaftlichen Brief; aber das anhaltend

schöne Wetter hat mich ganz wieder hergestellt, und mein Erstes ist, daß ich Ihnen herzlich danke, lieber Knebel, für Ihr Andenken, und mich sehr freue, wenn es mir einigermaßen gelungen ist, Ihnen bei Ihrem Hiersein einen Beweis von meiner wahren Freundschaft, die ich für Sie und für die Ihrigen habe, geben zu können.

Was sagen Sie zu dem schnellen Tode des Doctor Herder? mir ist er sehr empfindlich; Alles ist in mir wieder erweckt an traurige Erinnerungen; noch die einzige Sprosse seines Vaters, was von ihm bei uns zurück blieb, muß ihm so schnell folgen! Was wird die arme Mutter leiden, die nichts von der Krankheit ihres Sohnes weiß, und den Tod allein erfährt; es wird für sie ein neuer schmerzhafter Kampf entstehen. Welches Schicksal für die arme Frau!

Der Rath Starke wird Ihnen Alles erzäht haben von der Krankheit des Verstorbenen; leider mag er wohl selbst Schuld an seinem schnellen Tode gewesen sein. Jedermann betrauert ihn, auch ist der Verlust für Weimar sehr groß.

Die Zeit her, daß ich nicht wohl war, habe ich nicht viel mit der großen Welt gelebt, daher kann ich auch nicht viel davon sagen. Hingegen schicke ich Ihnen ein kleines Werkchen, was Sie vielleicht interessiren wird, es ist hübsch erzählt, und besonders finde ich darin eine sehr wahre Schilderung des französischen Charakters.

Leben Sie wohl und grüßen Sie von mir Frau und Kind.

Ihre aufrichtige Freundin

Amelie.

30.

Tiefurt, den 8. August 1806.

Es ist für mich das größte Vergnügen, von Ihnen, lieber Knebel, zu hören, daß Sie zufrieden sind von den paar

Tagen, die Sie bei mir zu Tiefurt zugebracht haben, und auch dadurch meine Wünsche erfüllt worden sind, Ihnen meine Freundschaft zu bezeigen. Daß die berühmte **Sauce à la Jartax** nicht mag so gut gewesen sein, als gewöhnlich, daran mag wohl nichts Anderes schuld sein, als, wie **Goullon le grand faiseur des sauces** sagt: daß die verschiedenen Kräuter, womit sie assaisonnirt ist, sauer geworden und nicht mehr ganz frisch waren. —

Das Leben von Schmettau beweist hinlänglich, daß Österreich immer das war, was es jetzt ist.

Auf den Mittwoch werde ich Ihnen Hugo Grotius schicken; der Autor dieses Buches wird Professor der Geschichte in Jena, und ist ein sehr guter Freund von Johannes Müller und vom Geheimenrath Hufeland.

Eine traurige Nachricht muß ich Ihnen mittheilen, die Wieland bekommen von der Frau von La Roche, welche uns Alle hier sehr bestürzt hat, und Ihnen gewiß leid thun wird. Nämlich sie schrieb, daß die Verfasserin von verschiedenen schönen Gedichten, Fräulein von Günderode, vor acht Tagen sich selbst entleibt hat. Sie lebte viel in dem Hause der La Roche und war eine Busenfreundin der Bettina Brentano, die auch sehr exaltirt ist und bekannt durch tolle Streiche, die sie vorgenommen hat. Man weiß aber nicht die Ursache, wie die La Roche schreibt, warum sie eine solche That an sich begangen habe. Die einzige Vermuthung wäre ein Brief, den sie den Abend vorher bekommen haben sollte, der sie traurig gemacht hat. Den andern Morgen fand man sie mit zwei Dolchstichen im Herzen am Ufer des Rheins todt, auch vermuthet man, daß sie sich habe in den Fluß stürzen wollen, wenn die Stiche nicht tödtlich gewesen, denn man fand, daß sie ziemlich große Steine um den Hals gebunden hatte.*) Welche schreckliche

---

*) Siehe „Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde," Bd. I., S. 75—110, wo Bettine in einem Brief an Goethes Mutter diese Begebenheit

That! Der Idealismus hat schon manche Opfer dem Charon zugebracht.

Indem bemerke ich, daß ich einen dummen Streich gemacht und falsche Seiten beschrieben habe; vergeben Sie es mir, ich kann es nicht mehr ändern, weil die Zeit zu kurz ist. Der Bote will fort. Leben Sie denn wohl und machen tausend Grüße an Frau und Kind.

Ihre Amelie.

---

ausführlicher und genauer erzählt. — über Caroline von Günderode, die ihre Gedichte unter dem Namen Tian herausgab, vgl. Schindel, die deutschen Schriftstellerinnen, Bd. I., S. 176—178. Aus den genaueren Zusammenstellungen über ihr Leben geht jedoch hervor, daß Bettine die eigentlichen Motive ihres Todes, die zum Theil in einer unglücklichen Liebe zu suchen, in ihrer Darstellung völlig unbeachtet gelassen hat. D. Red.



Louise,
Großherzogin von Sachsen-Weimar,
an
Knebel.

1.

Weimar, den 26. October 1805. (?)

Ihr Andenken und die Versicherung Ihrer Freundschaft hat mich sehr gefreut. Auch kann ich Ihnen nicht genug für Ihre Art von mir zu denken danken; obgleich es blos ein Beweis Ihrer Güte ist; denn ich kenne mich ziemlich genau, und habe durch diese Kenntniß die Überzeugung bekommen, daß meine Existenz auf keine andere wirken kann.

Ich hoffe noch immer, daß Ihre Familienumstände Ihnen erlauben werden, bald zu uns zu kommen. Und dann freue ich mich schon von weitem, Ihre Gesinnungen für Frankreich verändert zu finden; denn jetzt ist es doch in der That unmöglich, daß Sie dieses Reich, sammt seinen Demokraten, seinem Schicksal und seinen philosophischen Träumen nicht überlassen sollten. Der neue Kaiser wird in Ihrer Gegend gewesen sein. Alles scheint sich über ihn zu freuen, und will einen Weisen an ihm haben. Friedlich gesinnt mag er wohl auf allen Fall sein; und gewiß war es bei den gegenwärtigen Umständen ein Glück für die Ruhe Deutschlands, daß er und sein Gegner gelindere Gesinnüngen als ihre Minister hatten. Leben Sie recht wohl, und sein Sie des wahren Antheils versichert, den ich Zeitlebens an Allem, was Ihnen widerfährt, nehmen werde.

L., H. z. S.

2.

Weimar, den 9. Februar 1810.

Sie sind so gütig gewesen, meines Geburtstages sich mit so vieler Theilnahme zu erinnern, daß ich Ihnen dafür nicht genug zu danken weiß. Ich wünsche aber sehr, daß Sie die Überzeugung bekommen mögen, daß Ihr Andenken mir immer wohlthuend ist. Sie haben auch die Güte, Antheil an der bevorstehenden Verheirathung meiner Tochter zu nehmen, wofür ich eben so dankbar bin. Dieses Ereigniß ist aus mancherlei Rücksichten recht erfreulich. Wir leben seit vielen Wochen in einem etwas lästigen Taumel, der durch die Ankunft der durchziehenden Truppen noch vermehrt wird. Man macht uns jedoch Hoffnung, bald durch etwas Schönes erfreut zu werden, nämlich durch die Vorstellung Ihres Saul. Ich freue mich recht darauf, und hoffe, daß Sie alsdann hierher kommen werden. Leben Sie so wohl, als ich es Ihnen von ganzem Herzen wünsche, L., H. z. S.

3.

Weimar, den 25. September 1810.

Ich war Ihrer Theilnahme an dem unglücklichen Schicksale Eisenachs versichert, und Ihr gütiger Brief überzeugt mich noch mehr davon. Es ist schrecklich und empörend, mitten im Frieden ein solches zu erleiden. Bald wird man in allen Zeitungen einen Beweis der kaiserlichen Gnade und Milde zu lesen bekommen, denn heute kommt nach Eisenach, auf Befehl des Kaisers Napoleon, Martin d'Hedouville, sein Gesandter am fürstlichen Primatischen Hofe, um an Ort und Stelle den Schaden zu besehn und zu beurtheilen.

Es freut mich, daß Sie gute Nachrichten von Ihrer Fräulein Schwester erhalten haben, und wünsche, daß es immerfort so gut gehn möge.

Sie hätten doch hierher kommen sollen, um Iffland spielen zu sehn, denn er leistet viel in seiner Kunst. Leben Sie so wohl und zufrieden, als ich es Ihnen von ganzem Herzen wünsche. L., H. z. S.

4.

Weimar, den 5. Februar 1811.

Durch Ihre fortgesetzte Theilnahme an meinem Geburtstage wird meine Dankbarkeit für Ihre gütigen Gesinnungen gegen mich immer von Neuem rege. Ich wünsche, daß Sie diese auch in Zukunft mir erhalten mögen; da es in jetzigen Zeiten, wo Alles los und schwankend ist, dem Gemüthe besonders wohlthut, auf längst bewährte Gesinnungen sich berufen zu können.

Ihre Neigung zur eingezogenen Lebensart begreife ich sehr gut, und beneide Jeden, der sich ihr überlassen kann, denn auf diese Weise, dünkt mich, wird das Leben eigentlich benutzt und erfreulich. Wenn aber Saul aufgeführt wird, so werden Sie ihr doch auf einige Tage entsagen müssen, denn es wäre unbillig, wenn Sie nicht zugegen wären, und ich wünsche es desto mehr, um Sie bald zu sehn.

Leben Sie aufs Beste wohl.

L., H. z. S.

5.

Weimar, den 2. Januar 1813.

Ich bin durch einen bösen Finger verhindert worden, Ihnen früher für die Zurücksendung der Bücher zu danken, und freue mich, die Reisebeschreibung zu lesen, von der Sie mir so viel Gutes sagen. Mit dem guten Wieland will es leider noch nicht besser werden, obschon heute ein gutes Zeichen sich geäußert hat, nämlich ein Anfall von sehr übler und heftiger Laune. Der Arzt hat ihn zwar noch nicht ganz aufgegeben; er meint aber: seine Jahre seien eine Krankheit, die schwer zu überwinden wäre. Die Erbprinzessin bekam gestern die Nachricht vom Tode ihres Schwagers, des Prinzen Georg von Oldenburg, und ist sehr darüber bekümmert. Schade ist es um ihn, denn er war ein recht braver junger Mann, der seinen Tod im Lazareth geholt hat, wohin er, ohne die geringste Vorsicht zu gebrauchen, aus Menschlichkeit gegangen war. Leben Sie so wohl und zufrieden, als ich es Ihnen von ganzem Herzen wünsche.

L., H. z. S.

6.

Weimar, den 6. Februar 1813.

Jeder Beweis Ihres Andenkens ist mir erfreulich, und ich danke Ihnen recht sehr für Ihren so gütigen theilnehmenden Brief. Unsern lieben guten Wieland vermissen wir alle sehr. Sein langes und glückliches Leben und sein ganzes Wesen hatte so viel Wohlthuendes, daß ich ihn noch immer als lebend mir vorstelle, und glaube ihm irgendwo zu begegnen.

Mit den besten Wünschen für Ihr Wohlbefinden während des sonderbaren Winters bitte ich Sie, ferner mir Ihr gütiges Andenken zu erhalten.

L., H. z. S.

7.

Weimar, den 29. September 1813.

Für die Mittheilung beiliegenden Journals bin ich sehr dankbar. Mir scheint die Geschichte des jungen Menschen doch etwas Romanhaftes zu haben, obgleich die Sache nicht ganz unmöglich ist. Ihre Ruhe wird, wie ich höre, nächstens gestört werden, und die unsrige, die wir erst seit gestern genießen, wird auch nicht von Dauer sein. Russen und Schweden sollen bei Langensalza und Eisenach sein, und so kommt es denn bald wieder zu blutigen Auftritten. Der Himmel bewahre uns nur vor ihrer zu großen Nähe. Mein Vorsatz, nach Jena zu reisen, findet immer neue Hindernisse, und es wäre mir sehr unangenehm, ihn nicht ausführen zu können, und dadurch die Freude, Sie wieder zu sehn, aufgeben zu müssen.

Wenn Sie nach Mecklenburg schreiben wollen, so bitte ich, Ihren Brief nächsten Sonnabend mir zu schicken. Leben Sie aufs Beste wohl.

L., H. z. S.

8.

Weimar, den 18. Februar 1814.

Die Gelegenheit, deren Abgang ich Ihnen anzeigte, wird zwar in den nächsten Tagen nicht erfolgen; indessen können Sie aber versichert sein, daß der Brief an Ihren Sohn richtig besorgt werden wird, und sollte es ganz an einer Gelegenheit fehlen, so sende ich ihn nach Brüssel an ein sicheres Haus, wohin die Briefe an den Herzog adressirt werden. Ihr Sohn wird Hamm nicht belagern, da die Festung den 20. den Alliirten übergeben wird. Man überläßt den Holländern die Belagerung der Festungen, die noch von den Franzosen besetzt sind. Bei Antwerpen bleiben acht tausend Mann und die Engländer, und der Herzog geht mit seinem Corps vorwärts. Seine letzten Briefe waren vom 11. aus Brüssel, wohin er den 7. angekommen war. Seine Gesundheit war gut, und er scheint zufrieden zu sein. Die Brüsseler waren sehr artig gegen ihn. Die Brabanter wollen durchaus wieder österreichisch werden. Den 11. wurde das sächsische Corps erwartet, was durch die vielen Überschwemmungen sehr aufgehalten worden war. Nach Briefen von der alliirten Armee scheint es, daß der Kaiser Napoleon sich nach den Niederlanden zurückzieht, und so könnte ihm der Herzog leicht begegnen. Der Himmel gebe seinen Segen dazu, und erhalte uns Alle, die uns werth sind. Ich theile Ihnen diese Nachrichten mit, weil ich glaube, daß sie Sie interessiren werden, und wünsche Ihnen recht wohl zu leben.

L., H. z. S.

9.

Weimar, den 9. April 1814.

Sie werden verzeihen, daß ich, durch Verschiedenes abgehalten, Ihren Brief nicht früher beantwortet habe, und werden hoffentlich versichert sein, daß es nicht aus Mangel an Theilnahme an Ihrer Zufriedenheit geschehn ist. Ich freue mich, daß Ihr Wunsch erfüllt ist, obgleich ich keinen Theil daran habe.

Heute früh brachte Jagemann die Nachricht von dem Einzuge des Kaisers von Rußland und des Königs von Preußen in Paris. Der Herzog hatte die Nachricht bekommen und theilte sie uns sogleich mit. Am 30. kam es noch zu einer Schlacht, und den 31. geschah der Einzug beim Jubel und Applaudium des Pariser Volks. Der Oberst Egloffstein und unsre Leute haben sich ungemein brav in Tournay gehalten. Der General Maison wollte die Stadt einnehmen, wurde aber zweimal zurückgeschlagen mit vielem Verlust. Der Kronprinz von Schweden will nicht vorrücken, und bringt dadurch den Herzog in manche Verlegenheit. Überhaupt ist seine Lage oft sehr kritisch. Der Himmel hat ihm bis jetzt geholfen und hoffentlich noch ferner. Ich wünsche Ihnen recht wohl zu leben.

L., H. z. S.

10.

Wilhelmsthal, den 25. Juli 1815.

Recht sehr freut mich die Anstellung Ihres Sohnes bei der preußischen Armee, und ich danke Ihnen, daß Sie so gütig gewesen sind, mir diese Nachricht mitzutheilen. Daß Bern-

hard*) so gut jede Gefahr überstanden hat, macht mich sehr glücklich.

Mein Aufenthalt in dem schönen Thale ist, durch das böse Wetter, nicht ganz erfreulich, denn es regnet fast beständig, und dabei ist es meistens so kalt, daß man einheizen muß.

Die Franzosen bleiben sich in ihrem Leichtsinn und ihrer Niederträchtigkeit treu. Welch elendes Volk! Sie machen schon wieder Calembours, und nennen Ludwig XVIII.: **Louis deux fois neuf.**

Leben Sie mit den Ihrigen aufs Beste wohl und gedenken meiner. L., G. H. z. S.

11.

Weimar, den 18. Juni 1817.

Die guten Wünsche, womit Sie die Güte haben, meine Reise begleiten zu wollen, erfreuen mich sehr, und werden mir Glück bringen. Ich bin des Reisens so entwöhnt, daß ich Mühe haben werde, mich darein zu finden.

Daß Sie große Freude an den Japanesern haben würden, war ich überzeugt. Es ist ein merkwürdiges Volk, sowohl in Hinsicht seiner Bildung, als wegen seiner großen Klugheit und Menschlichkeit. Welch ein Unterschied zwischen ihnen und den Chinesern. Behalten Sie die Bücher so lange Sie wollen, und hierbei sende ich Ihnen ein anderes Werk, von dem viel Gutes gesagt wird, und das, nach meiner Zurückkunft, ich mir wieder *ausbitten* werde. Leben Sie mit den Ihrigen recht wohl, und behalten mich in gutem Andenken. L., G. H. z. S.

---

*) von Weimar.

12.

Weimar, den 31. März 1819.

Die Beilagen werden Ihnen sagen, daß leider der jetzige Augenblick nicht günstig für Ihre Angelegenheit war. In einiger Zeit werde ich Graf Görtz nochmals daran erinnern, und da ihm der König von Baiern sehr wohl will, so hoffe ich, daß er's durchsetzen wird. Am guten Willen wird es ihm gewiß nicht fehlen.

Kotzebues Ende ist in jeder Rücksicht schauderhaft. Ich wußte, was an ihm war und schätzte ihn nie, auch hat sein albernes Geklatsche uns viele Unannehmlichkeiten zugezogen, aber abscheulich bleibt doch die That. Soll denn ein Vehmgericht wieder in Deutschland eingeführt werden? Die großen Schreier über Mangel an Freiheit sind doch wohl die größten Despoten, denn sie dulden ja nicht einmal eine ihnen entgegengesetzte Meinung.

Es wird bei Ihnen schon recht grün seyn? Hier fängt es auch an hübsch zu werden; wenn wir nur einmal die Äquinoctial-Winde überstanden hätten.

Ich wünsche Ihnen recht wohl und gesund zu leben.

L., G. H. z. S.

13.

Weimar, den 25. Februar 1828.

Durch Ihr so gütiges Schreiben, bei Gelegenheit meines Geburtstages, haben Sie von Neuem bewiesen, daß Sie Ihre gütigen Gesinnungen mir immer erhalten, wofür ich sehr dankbar bin.

Mit wahrer Freude höre ich, daß, trotz des unbegreiflichen

Wetters, Ihre Gesundheit sich gut erhält. Goethe, der Beschützer des Barometer, fängt an, an dessen Zuverlässigkeit zu zweifeln, und weiß nicht recht, wie er dessen unbegreifliches Steigen und Fallen entschuldigen soll. Vielleicht habe ich, zur Zeit der Baumblüthe, das Vergnügen, Sie in Jena zu sehn, was mir viele Freude machen wird. Leben Sie indessen recht wohl und zufrieden, und behalten mich in gutem Andenken.

L., G. H. z. S.

F. H. von Einsiedel

an

K n e b e l.

1.

Düsseldorf, den 30. Juni 1778.

Dir, dem zu jeder Zeit und Stund'
An Leib und Seel' ist weh und wund,
Wohnest in Palästen prächtig und hoch
Und neidest d'rum doch die Maus im Loch,
Sitzest am Wasserfall klar und rein
Und sehnst Dich zu des Pachters Schwein —
Weißt eben nicht, was Dir frommen mag,
Und Wünsche käuest den ganzen Tag:
So daß von Deiner Finger Spitz
Nicht mehr zu sehn der Nägel Sitz.
Dir sei zu Deinem Trost und Heil
Geweiht dieß Brieflein — ganz oder zum Theil!
Was Dir daran däucht zu kurz oder zu lang,
Zu glatt oder rauh, zu dick oder schlank,
Magst Du auf Deine Rechnung schreiben,
Wir immer unser eigen Wesen treiben;
Lassen uns auch wenig modificiren,
Wie Du wirst bei der Rückkehr spüren:
So daß Faun-Ohr und Hinterfuß
Dir machen wird noch viel Verdruß —
Indeß Deiner Unbehaglichkeit uneingedenk
Ich Dir ein freundlich Andenken schenk'
Und in jovialischem Behagen
Dir Folgendes thu' in Prosa fürtragen: —

Da es unter den Philosophen lange Quästion gewesen ist, ob das Leblose der Schöpfung über das Belebte im Maß der Proportion rangeriren möge, und der Chimborasso mit einem Sommervogel verglichen werden könne: so habe ich, wegen der Dir angebornen Präcision, lange Anstand genommen, womit ich den Anfang machen soll, Dir das Detail unsrer Reise vorzulegen. Um indeß irgendwo anzufangen, so sei es mit den Menschen, die uns von Ort zu Ort aufgestoßen sind — die

Herrlichkeiten der Natur sollen nachstehen. Unser erster dauernder Aufenthalt war zu Frankfurt einige Tage lang. — Von Goethes Mutter weiß ich nichts zu sagen: sie ist über alle Beschreibung erhaben, und Du kennst sie selbst. Wir haben die Bekanntschaft vom Merk gemacht, der von da aus unser Reisegesellschafter geworden ist; ohne alle poetische Zuthat, ist dieß einer der vorzüglichsten Menschen, die ich je gesehn habe, dabei mit allen gesellschaftlichen Talenten begabt, die sich nur denken lassen, und das Gefallen, das die Herzogin an ihm hat, trägt nicht wenig zu unserm allgemeinen Wohlbefinden bei. — Außerdem haben wir in Frankfurt sehr beträchtliche sehenswürdige Gemälde-Sammlungen gesehn, und im Concert ein Kind von zwölf Jahren mit unglaublicher Geschwindigkeit und Präcision auf dem Violoncello spielen hören. Bis Coblenz sind wir immer auf dem Wasser gewesen — nur hier ein paar Worte von Madame de la Roche: Wenn Du Dir die Frau von Bechtelsheim zu Eisenach auf einem höhern weiblichern, mehr individuellen Grad idealisiren kannst, so weißt Du mehr, als ich zu beschreiben im Stande bin; dabei hat sie ein außerordentliches Talent, über Alles zu raffiniren und so viel darein zu poetisiren, bis ganz und gar nichts Wahres mehr an der Sache wahr bleibt — diese Fertigkeit geht so weit, daß ich keinen Menschen kenne, der sie zu beleidigen im Stande wär', und von dem sie sich nicht höchst flattirt glaubte. Ihr Mann ist ein sehr hellsehender thätiger Geschäftsmann, mit dem sich's gut leben läßt. In Neuwied haben wir uns einen ganzen Tag lang aufgehalten, am gräflichen Hofe zu Mittag und Abend gespeist, und an der dasigen jungen Gräfin eine sehr interessante Frau kennen lernen; es befindet sich daselbst eine beträchtliche Colonie Herrnhuter, deren Einrichtungen Du zu gut kennst, als daß ich mich mit der Beschreibung aufhalten sollte.

Nunmehr etwas von Düsseldorf, unserm jetzigen Aufenthalte. Der Director der hiesigen Maler-Akademie, Herr Krahe, ist ein sehr dienstfertiger, gefälliger, freundlicher Künstler; von

jungen Malern, deren mehr als zwanzig hier sind, ist ein einziger, Namens Heß, merkwürdig, von dem wir Arbeiten mit uns bringen. Der Hof-Kammerrath Jacobi ist einer der liebenswürdigsten, edelsten Menschen, die ich je gesehen habe, von schöner körperlicher Gestalt und gefallendem Betragen — seinen Bruder, den Dichter, kennst Du.

Zum Beschluß etwas von der Reise selbst. Wie unaussprechlich schön die Rheingegenden sind, darf ich Dir nicht erst sagen — mir hat die zwecklose Eilfertigkeit unserer Wasserreise einen großen Theil des Genusses geraubt und wahren Schmerz gemacht, daß ich Alles nur als ein Traumbild habe vorüberschwinden sehn. In Cöln ist höchst sehenswerth — über alle Beschreibung ein Gemälde von le Brun, vorstellend die Familie eines Kunstliebhabers, Namens Inbach — das Andenken daran seit dem Eintritt ins Haus des ehemaligen Bewohners ist mir zu heilig, als daß ich etwas davon sagen mag.

Die hiesige Bildergallerie muß man selbst sehn. — Merk ist ein großer Mentor für alle Kunstsachen, und sieht für tausend Kenner und Künstler gewöhnlichen Schlags.

Nun hab' ich Dir, denk' ich, genug erzählt, vielleicht mehr, als Deine Geduld ertragen mag. Du kannst diesen Brief als eine Zeitung brauchen und mir einen Theil meiner Correspondenz erleichtern, wenn Du ihn für Alle, die sich für unsre Reise interessiren, preisgeben willst.

Leb wohl, empfiehl mich des Herzogs und des Prinzens Durchlaucht zu gnädigem Andenken. Grüße, wer sich meiner erinnert, und glaube, daß ich an allen Orten und Enden unveränderlich bin ganz der

Deinige

Einsiedel.

2.

Rom, den 3. December 1788.

*) Ich habe Dich oft zu uns gewünscht, lieber Knebel! und mein Wunsch war das Gefühl unserer Aller; wenn wir von der Blüthe dieses Landes genossen, und uns seiner Süßigkeit freuten — in solchen glücklichen Augenblicken dachten wir stets an Dich, und wenn wir diese ätherischen Nahrungen einst bei guter Muße wiederkäuen werden mit denen, die sich hier nebst uns daran labten; so wird es uns doppelt schmerzen, daß Du diesen Genuß nicht vollkommen mit uns theilen kannst. Wenn Du also das Wohl Deiner Seele recht vor Augen hast, so ziehe dann auch einst in dieses Land; wir wollen uns mit der Nachkost unterhalten, bis Du wiederkehrst — dann folgt ein anderer unserer Freunde Deinem Beispiel! — dann wieder ein anderer! und auf diese Art verpflanzen wir das Beste, Schönste, Herrlichste dieses Landes in unsere einheimischen Gefilde; indem wir dem Genuß davon, durch Tradition bewährt im eignen Anschauen, steten Geschmack und stete Dauer geben. Was dünkt Dir von diesem Plane? — er erfordert zur Ausführung nichts, als Geld, Gesundheit und Freiheit — drei Stücke, ohne welche ein honetter Sterblicher gar nicht existiren sollte. Ich meines Theils bin dermalen blos mit dem mittleren dieser Güter versehen, und doch behelf' ich mich dabei so gut ich kann — die Leichtigkeit und Anlockung, ein jedes derselben zu vergeuden, stellt sich hier überall Einem entgegen; doch wer weiß nicht eben so gut als Alkmenens Sohn, was rechts oder was links ist?

Wir haben hier Herdern und Dalberg gefunden, auch die kleine artige Seckendorff, deren schöne schwarzbraune Augen

---

*) Einsiedel war der Begleiter der Herzogin Amalie auf ihrer Reise in Italien. D. Red.

sich in Italien gut ausnehmen. Unser Leben ist ein wenig bunt; gelehrt und ungelehrt, vertraulich und im Gleis der Etiquette, mit großer und kleiner Welt — doch im Ganzen nicht ohne wahren geistigen Gewinn für unsere ganze Zukunft. Die Herzogin ist sehr gesund und vergnügt, doch wünsche ich, daß sie die warmen Monate nicht erwarten möge, denn ihr physisches Wohl besteht und gedeiht blos in mäßiger Kälte — ihr Entschluß wird nach der Reise nach Neapel, die wir Anfang Januars antreten, vermuthlich erst eine Bestimmung bekommen, denn jetzt begreift sich's leicht, daß sie nicht entschlossen sein kann.

Wie lebt man denn in Weimar? Wie geht es Dir in Jena? Es ist seit unserem Abschied von einander schon eine lange Zeit verstrichen, und beim Empfang dieser Zeilen beginnt schon ein neues Jahr! — Möge sich in dem Zeitraume, der uns noch trennen wird, nichts verändern, das uns beim Eintritt in die vaterländische Gegend ein schmerzliches Vermissen erregen möge! Doch die verderbliche Zeit wird ja den kleinen Kreis unserer Freunde und Freundinnen verschonen.

Auf Neapel freu' ich mich sehr, man sagt allgemein, daß die Luft und die Menschen allda eine leichtere Existenz geben — von den Römern kann man sagen, daß sie eigentlich blos Verstand haben: die Göttin Thorheit mit ihrem fröhlichen Gefolge wohnt hier gar nicht, und noch ist mir Italien nirgends als das Land des Tanzes, des Gesanges und der Freude erschienen, wie man sich's denkt und vorstellt. — Neapel soll die Ausnahme machen, vielleicht gefällt es uns dort, um bis Ostern zu verweilen.

Wenn Du mir einmal schreibst, so werde ich's als einen Wink ansehn, daß ich Dir mit einer umständlicheren Correspondenz nicht unwillkommen bin; bis dahin verschließe ich die gesammelten Schätze meiner Weisheit, die leider ohnedieß noch in Scheidemünze ausgeprägt sind — zu Medaillen braucht man reine Formen, und reines Gold!

Ich endige dieses Blatt und sage Dir das freundschaftlichste Lebewohl! Es soll mir nicht schwer werden, einst diesem schönen Lande lebe wohl! zu sagen; wenn ich mir dabei denke, daß ich Euch, meine Lieben! wiedersehe.

Einsiedel.

3.

Neapel, den 30. September 1789.

Meine Feder, liebster Knebel, war abermals ein träger, säumender Dolmetscher meines Andenkens! Zwar verweilte die regere Phantasie gern und oft in Deiner Nähe; sie zeichnete mit zartem Griffel Manches zu ihrer Ergötzung auf; doch dieß will und darf ich Dir für keinen Brief anrechnen — und ich säume daher nicht länger, Dir in sichtbaren Lettern ein Zeichen meines Lebens zuzusenden.

Wir haben uns dieser Stadt und diesem Lande zum zweiten Male genähert, und dieß beweist Dir schon, daß es sich allhier gut wohnen läßt! Zwar wird man nicht weiser an Kunst und Wissenschaft unter diesem Himmel: doch giebt es Blumen und Blüthen genug, um den Kranz des Lebens sich so bunt als möglich damit auszuschmücken — und wer nährt sich nicht gern mit Glanz und Duft, und läßt die solidere Frucht Dem, der auf rauherem Boden für die Zukunft, für den Winter und für die Zeit der Mißernte sammeln muß? Indeß begreifst Du leicht, daß diese Philosophie blos auf den Moment meiner gegenwärtigen Lage calculirt ist, und das leichte, lockere Fundament derselben mag die vaterländische Luft immerhin einst verwehen!

Wärest Du bei uns, liebster Freund! — wie ich es oft und herzlich gewünscht habe! — so würdest Du aus dem Innern des Vesuvs manchen Schatz für Dein Cabinet sammeln, denn die Naturkundigen harren mit Ungeduld der abgekühlten

Lava, die kleine, aber den ganzen Sommer lang dauernde Eruptionen ans Tageslicht brachten; Du würdest Deine profane Liebhaberei an den Gräueln der Vorzeit, bei dem Anblick der Tempel zu Bajä und Pästum sehr gelobt haben; Du würdest die klassische Erde mit leiblichen Füßen betreten, und so manche Scene aus der Dichter-Welt anschaulicher genossen haben — vorzüglich aber würde die schönste aller Künste, welche Ovid sang, Dir recht praktisch und leicht geworden seit.

Unsere Freuden sind Thalia in der Schellen-Kappe der **Opera buffa**, die wir oft besuchen; zuweilen auch die im eigentlichsten Sinn verstümmelte Melpomene der **Opera seria**; Spazierfahrten zu Meer und Land; Concerte in den großen Kreisen der neapolitanischen großen Welt, und in kleinerer Gesellschaft bei uns; die schönen Aussichten aus jedem Balcon unserer Wohnung; das milde, wohlthätige Klima; und — weiter nichts! Was braucht auch ein Sterblicher weiter, wenn seinem materielleren Theile Maccaroni zur Speise, und Lacrymá Christi zum Tranke dabei nicht fehlen? Der guten Freunde, getreuen Nachbarinnen und desgleichen gedenke ich nicht; weil diese Lebens-Bedürfnisse in der Haus-Tafel des neapolitanischen Katechismus keine Rubrik haben — falsche Freunde und ungetreue Nachbarinnen aber giebt's hier, wie überall, und man behilft sich damit so gut man kann. Damit ich indeß, über den schönsten Genuß unsers Daseins, und über das reinste, höchste Gefühl menschlicher Wesen Dir nicht leichtsinnig oder gleichgültig scheine; so gestehe ich Dir gern, daß der Mangel von Verhältniß zu denen, unter welchen man lebt, die gänzliche Verschiedenheit und Abgeschnittenheit von ihnen, durch andere Art zu denken und zu empfinden, auf die Dauer drückend ist, und oft unmuthig macht! Wen das Schicksal nicht sehr früh aus seinem Vaterland verpflanzte, der bleibt ein ewiger Fremdling unter einem fremden Volke. —

Ich höre, daß man sich in den Mauern Weimars sehr lustig macht, welches mir eine willkommene Nachricht ist; denn

ich halte es sehr mit der Freude, und ich gedenke, dieser Göttin, auch als ein Ultramontanus, fortzudienen, wenn ich wieder bei Euch bin — welches oft mein Wunsch war und sein wird bis zu dem schönen Augenblick der Erfüllung! Wo ich dann auch Dich, liebster Knebel, wiedersehe und von Herzen umarme! — Einsiedel.

4.

Tiefurt, Sonnabend den 4. Oct. 1794 Nachts.

Der Regengott, der für die neuen Franken
Im ersten Kampfe so entscheidend stritt,
Vereitelt unsern Wunsch: die Trauben-Hügel
Der Saale, sammt der Musen Sitz, zu sehn!
Er schüttet seinen allzureichen Segen
Auf die schon trunkne Flur mit solcher Macht
Herab, daß zwei der Elemente — die
Nach ihrem Range zwar die letzten sind —
Uns rüstig Stirn und Tatze bieten, um
In uns die Lust des Kampfes zu vertilgen. — —
So eine Fickleneß, im schönsten Plane!
Wird Jungfer Wunderlich — die Meisterin
Der Kocherei, des Gaumens schaffende
Patronin — zwar durch ihren Namen schelten;
Allein die Noth hat kein Gesetz; und der
Unmöglichkeit gebietet selbst der Wink
Der Freundschaft hier umsonst! — Drum zürne nicht,
Wenn Thee und Kuchen, Obst und Chocolate
Auf Deinen Sälen lieblich aufgetischt,
Vergebens lockt und prangt. — — Ein gläubiges
Gemüth bedarf der Kost der Sinne nicht,
Es schmeckt im Geist! und ehrt des Gebers Güte,
Mit reinerm Danke, ohne Eigennutz.

Noch ein Wort in Prosa, liebster Freund! Es dünkt mich, die Herzogin sei nicht ganz wohl, denn heute nahm sie Medicin, und ich möchte bei dem bösen Wetter sie nicht zu einer Excursion bereden, so sehr solche mich und die jungen Gesell-

schafterinnen freuen würde. Vielleicht entscheidet der dauernde Regen sogar für die Retour nach der Stadt.

Mit dem Gelde eilt es nicht — doch freut es mich, daß mein Cassen-Vacuum Dich nicht allzusehr belästigt hat, da das edle Metall schon in Deiner Hand ist.

Lebe wohl und vergnügt — und wenn es Dir einsam dünkt, so kehre wieder zu Deinen Freunden!

Einsiedel.

5.

Weimar, den 12. September 1797.

Ich nahm Deine liebe freundschaftliche Zuschrift, in der vorigen Woche, mit mir nach Jena, um daselbst mit besserer Muße als hier eine Antwort aufs Papier zu bringen — denn in Gedanken erschien mir Alles, was ich Dir, in Erwiederung Deines liebevollen Vertrauens, zu sagen hätte, schon beim Lesen dieser Blätter; allein es ist nun Zeit, daß ich es niederschreibe, und den langen Verzug verbessere, den dießmal ganz ungewöhnliche Hindernisse und Zerstreuungen, bei meinem Aufenthalt in Jena, veranlaßt haben.

Unsere menschliche Existenz ist eine wahre chronische Krankheit, die man wohl lindern, aber nicht heilen kann; und je mehr innere moyens der Mensch hat, viel Existenz zu haben, je mehr äußere bedarf er, um jenes größere Maß von Existenz wirklich zu erlangen. Diese Betrachtung ist eigentlich eine Art von Apologie für die sogenannte Resignation, die früher oder später immer unser Loos wird, und je williger man sich mit diesem Palliativ unseres Zustandes bekannt macht, je sicherer ist dann seine Wirkung. Wenn ich mich nicht irre, so gehen Deine Überlegungen über die pours et contres, eine neue Laufbahn zu betreten, von dieser Betrachtung aus, oder sie führen

Dich vielmehr auf dieselbe zurück. Unter den Gründen für die Negative ist einer der wichtigsten: unser beunruhigtes Zeitalter, und die Unsicherheit und Entfernung der Krisis, die Alles wieder ausgleichen und befestigen soll. Ich komme nach dieser Einleitung nun näher auf den Inhalt Deiner lieben Zuschrift.

Es kann und wird gewiß Niemand mit Grund Dir darüber einen Vorwurf machen, daß Du geneigter bist, die Früchte und Vortheile eines schon gemachten Weges ruhig zu genießen, als Dir erst einen neuen Weg zu bahnen, um jenes Erworbene ganz oder zum Theil missen zu wollen.

Die große Hamletische Frage ist also blos die: ob außer der bekannten und gewohnten Scene des Lebens ein genüglicher Ersatz Dir auf einem noch unversuchten Wege werden kann? und diese Frage hast Du selbst bestimmt entschieden, da Du auf verschiedene Weise mit Dir selbst darüber zu Rathe gegangen bist — mithin brauche ich keine Zweifel einzustreuen und mir ein weises Ansehen zu geben, da Deinen Entschluß Zeit, Entfernung und eigne Überlegung gereift hat.

Was die Ausführung Deiner künftigen Lebensplane betrifft, so weißt Du schon, daß die Herzogin Deine Anträge hierüber überhaupt kennt,*) und daß sie, mehr die Sorge, eine Gesellschafterin zu verlieren, als Finanz-Rücksichten, über eine feste Erklärung noch unentschlüssig macht, obwohl sie den Antrag selbst nicht überspannt findet. Der Herzogin sehr geschwächte Gesundheit hat mich zeither abgehalten, ihr die Nothwendigkeit einer bestimmten Entschließung dringender vorzulegen. Jetzt befindet sie sich besser, und ich würde meinem Brief einen reelleren Inhalt geben können, wenn ich nicht erst einen Präliminar-Punkt dieser Unterhandlung mit Dir bereden müßte, und dieser besteht darin: ohne des Herzogs Vorwissen wird die Herzogin nichts beschließen, und ich halte es auch zur Befestigung des Entschlusses nöthig, den Herzog dazu beitreten

*) Bezieht sich auf die beabsichtigte Verheirathung Knebels mit dem Fräulein von Rudorf.

zu lassen; darüber aber, lieber Knebel, muß ich erst Deine Meinung hören, und um so mehr, da Du zu diesem Schritt nicht geneigt scheinst. Ich kann freilich das Geheime dieser Angelegenheit nicht mehr verbürgen, wenn der Herzog eine Mittelsperson dabei wird; allein da er der Zukunft halber eine Hauptperson sein muß, so kann man ihn schon um deßwillen nicht übergehen, ungerechnet daß ihm dieser Mangel der Offenheit auffallen könnte. Wenn Du dieß mit Dir selbst überlegt hast, so wäre es gut, wenn ich, oder vielleicht noch besser, wenn die Rudorf einen offensiblen Brief dazu von Dir erhielte, und in beiden Fällen kannst Du auf mich zählen.

Ich sage Dir dießmal nichts von meiner Reise nach Kissingen und Würzburg, wo ich einen Theil des schönen Frankenlandes gesehen habe, noch von andern Dingen, und spare es auf, weil ein angekündigter Besuch mich zum Schlusse dieses Briefs treibt — doch bald ein Mehreres. Leb wohl und erhalte mir Dein freundschaftliches Andenken, welches ich herzlich erwiedere.

Einsiedel.

6.

Weimar, den 31. December 1797.

Das Datum des beiliegenden Briefes von Du Vau ist der Ankläger meiner Saumseligkeit; ich bessere mich mit dem Schlusse des Jahres nun **a nuovo conto** zu sündigen.

Dein letzter Brief, liebster Freund, hat mich veranlaßt, ein paar Visiten zu machen, die mir als Resultat viele Betheuerungen einbrachten, daß man Deine Fräulein Schwester durch keine widrigen Eindrücke beunruhigen wolle. Die fürstlichen Kinder erscheinen auch wieder in der Herzogin Haus seit einiger Zeit, und es scheint Alles gemildert zu sein. Wenn Glück und eine, auch den Augen Anderer anschauliche Zufrie-

benheit Deiner neuen Lebensbahn folgt, wie ich es mit ganzem Herzen wünsche; so wird alles Gespräch zerfallen, und die Bessergesinnten werden sich freuen.

Ich weiß nicht, ob dieß Blatt Dich noch in Nürnberg finden wird, doch ich hoffe, Du hast eine Adresse hinterlassen, daß es Dir nach Anspach nachfolgt.

Die R— ist an den Feiertagen zu ihren Verwandten gereist, und kommt Ende dieser Woche aufs Späteste wieder. Diese kleine Excursion war mir ganz lieb, denn sie entfernt den **embarras** der Concerte, und gewöhnt die Herzogin an die Nothwendigkeit der Trennung.

Deine Freunde in Jena, deren Organ Loder war, wünschen, daß Du ihre Stadt zum Aufenthalt wählen möchtest, und hoffen, daß Du wenigstens als Versuch die Quellen der Ilm mit den schönen Saal-Ufern vertauschen möchtest. Gewiß ist es, daß in Jena viel Interesse und Leben ist, und die Menschen, die nicht Privatinteresse dort trennt, meinen es mit dem Kreise ihrer Freunde redlich, und haben mehr Gemüthliches, als wie hier.

Ich bin in meiner Lebensweise blos auf mich selbst reducirt, und träume mir Mährchen vor, deren zwei fertig sind, und eins davon, das Du nicht kennst, hat man ziemlich goutirt. Ich erwarte jetzt Göschens Antwort, um eine Theorie „über die Schnitzel-Kunst" zu schreiben; die allgemeine Skizze davon hat Göschen schon gedruckt, und ich werde Dir diese allgemeinen Sätze mittheilen, wenn Du uns näher bist.

Diese Autor-Occupationen haben etwas Beruhigendes, und machen mich manches Leere und Lästige vergessen — ich kann sie also als probat empfehlen.

Nun lebe wohl, liebster Knebel, möge ein freundlicher liebreicher Genius Dich in das neue Jahr hinüber geleiten und Dich vergessen machen alles Beunruhigende des vergangenen!

Dein Einsiedel.

7.

Weimar, den 20. December 1798.

Ich habe Deinen schönen Properz und Deinen lieben Brief erhalten, liebster Knebel, und für beide danke ich Dir freundschaftlichst. Was unsere Sprache an Schärfe des Ausdrucks — die Kürze und Nachdruck mit sich führt — und an Eleganz vermag, das hast Du Deiner meisterhaften Übersetzung gegeben, und ich lese sie recht con amore, das heißt bei mir: wenig auf einmal, und immer in den besten Stunden.

Du erinnerst Dich bei Deinen Werken auch meiner literarischen Bestrebungen: davon habe ich eigentlich nichts zu produciren, als einen langen, trocknen, einförmigen Plan zu einem Dictionnaire français-allemand du bon ton, unter dem Titel: „Die französische Sprache in ihrer Reinheit und Schönheit, ein Nachtrag zu den Wörterbüchern und ein Studium für die Deutschen." Ich habe diese sterile Arbeit, wobei man jedoch die französische Sprache sehr cultivirt, seit vorigem Winter angefangen und neuerlich auch Mitarbeiter bekommen, so daß diese ganz neue Art von Wörterbuch im nächsten Jahrhundert gedruckt erscheinen soll. Ich habe es schon lange auf dem Herzen gehabt, Dir diesen Plan mitzutheilen, und Dich zur Theilnahme daran einzuladen; allein da sich so etwas besser mündlich als schriftlich proponirt und verabredet, und da ich immer hoffte, daß wir uns sehen würden, so hast Du nichts davon erfahren. Scharfsinnige Leser, die das Feine und Eigene der französischen Sprache empfinden, und die unsere Sprache gut kennen, sind mir würdige Mitgehilfen — also wären Dein Beitritt und Deine Beiträge mir hoch willkommen. Es ist wenig Ruhm, aber etwas Gold bei diesem Unternehmen zu gewinnen. Wieland und Jean Paul haben mich am meisten ermuntert, den Anfang zu dieser Sammlung von Sprachformen, die den sittlichen, eigenen Charakter der französischen Sprache darstellen,

zu etwas Ganzem werden zu lassen. Das beiliegende Blatt stellt, besser als Worte, den Zweck dar, und ich bitte Dich, mir zu sagen: ob Du in müßigen Stunden, die der Lektüre eines guten französischen Autors gewidmet werden, an dem Vorhaben Theil nehmen und mir etwas senden willst. — Doch genug davon! — Auch mir, liebster Freund, würde es eine wahre Erquickung sein, wenn wir uns nur einen oder ein paar Tage sehen könnten, doch damit muß es nun wohl bis nach diesem Winter anstehen, und mit dieser Hoffnung will ich mich indeß unterhalten.

Unser Freund Richter wohnt allerdings bei uns, und gefällt sich sehr wohl. Ich sehe ihn zuweilen bei der Herzogin, doch selten sehen wir uns allein beisammen; ihm und mir sind die Morgenstunden theuer, und des Abends, wo er umherwandelt zu den geistreichen Frauen und Jungfrauen, da bin ich gebunden — mithin genieße ich ihn leider zu wenig. Es ist ein liebenswürdiger guter Mann, der Herz und Kopf immer bei der Hand hat, um Alles leicht und stark zu empfinden, zu fassen und Ideen zu erwecken. — Ich wünschte Dir seinen Umgang zuweilen auf einige Wochen; und dieß kann geschehen, denn er ist ein großer Fußgänger, wenn's bessere Jahreszeit ist.

Nun lebe wohl, hoffentlich schreibe ich künftig thätiger. Sage Deiner lieben Frau viel Schönes und Freundschaftliches, heute kann ich nur Dir schreiben, und das in Eile. Erhalte mir Dein liebes Andenken.

Einsiedel.

8.

Weimar, den 18. Januar 1799.

Daß Du, liebster Freund, meinen letzten Brief, den ich nach einem langen Stillschweigen schrieb, erhalten hast, hat mir August Herder gesagt, und ich habe auch von ihm ver-

nommen: daß Du zu der sterilen Arbeit, Phrasen zu sammeln, Deine Hand mit bietest, welches mich, meiner Seits, gar sehr ermuntern wird, das begonnene Werk zu fördern. Ich habe über achtzehnhundert ächte Gallicismen und eigenthümliche Sprachformen; ich bemerke dabei, daß ich sichtbar in der französischen Sprachkunde zunehme, und achte dieß für einen Gewinn, da diese Mundart in Deutschland eher mehr verbreitet, als verdrängt werden wird.

Du hast indeß einen patriotischern Plan in petto, der mir sehr gefällt; um Dich zu überzeugen, daß ich über diesen Plan, wenigstens en gros, speculirt habe, so sende ich hier ein Blatt, das meine Idee davon enthält, ich bitte Dich, mir dagegen die Deine zu senden, und Herder kann ebenfalls so einen Grundriß über das Ganze entwerfen — dann wollen wir uns über die zu wählenden Gegenstände dieses Journals vereinigen. Du, Richter, Herder, Böttiger, Scheerer, Meyer, mein Bruder August und ich machen schon eine Partie Mitarbeiter aus. —

Da ich heute gar zu eilig schreiben muß, so endige ich lieber, und antworte Dir sogleich, sobald ich über den ganzen Inhalt dieses Briefs von Dir etwas höre.

Sage Deiner lieben Gefährtin viel Freundschaftliches und Verbindliches von mir.

Ganz Dein

Einsiedel.

9.

Weimar, den 3. März 1799.

Ich habe Deine letzte liebe Zuschrift erhalten, und ich freue mich des guten wohltönenden Inhaltes derselben; davon also zuerst ein paar Worte — den andern Theil des Inhalts,



der unter diejenigen Accorde der Lebens-Melodie gehört, welche blos Stiefschwestern und Halbbrüder des reinen Dreiklanges sind; diesen Theil will ich ein anderes Mal berühren, und wie ich hoffe, nicht auf eine disharmonische mißfällige Weise.

Du hast sehr Recht, daß in unsern Tagen eine Zeitschrift zu schreiben, die Alles, was die Menschheit interessirt, effleuriren soll, ein schweres Unternehmen ist; indem der Geist der Zeit, der durch die Ereignisse der Zeit in seiner Richtung geleitet wird, den Verstand, das Gefühl und die Phantasie der Menschen über die literarischen, poetischen, kritischen Gegenstände, die eigentlich den Inhalt eines Journals ausmachen sollten, nicht ganz rein und unbefangen läßt; auch ist nicht zu leugnen, daß wir sehr genirt sein werden, gegen diese Tendenz zu kämpfen, und aus Vorsicht Manches, das groß, neu und rein empfunden oder gedacht wäre, unterdrücken werden müssen. Doch diese Rücksicht soll die Ausführung nicht hindern, und die Anzeige des Journals wird also in der Ostermesse kund werden. Der Titel soll, nach Herders Idee, Aurora heißen: da wir mit dem neuen Jahrhunderte anfangen, so ist dieser Titel sehr glücklich gewählt, und noch ist kein Journalist auf den Gedanken gerathen, diese Gottheit à la tète seiner Zeitschrift zu stellen; mithin ist dieser Titel auch neu. Deine Zweifel, daß Du nicht gestimmt seist, an der Unternehmung recht thätigen Antheil zu nehmen, brauch' ich nicht zu widerlegen; denn die Macht, es zu wollen, liegt blos in Deinem Entschlusse dazu, und diesen hoffen wir durch unser Beispiel zu bestimmen und zu befestigen. —

Einsiedel.

10.

Weimar, den 11. Februar 1803.

Liebster Knebel! Deine freundschaftliche Zuschrift und Theilnahme ist mir so erfreulich, daß ich — so wenig wortreich mein Dank auch jetzt sein kann — mit dem zurückkehrenden Boten Dir antworte.

Ich dränge Alles, was ich Dir außer diesen Gefühlen mittheilen möchte, kurz zusammen. Ich habe einen schlimmern Husten gehabt, als den gewöhnlich hergebrachten, der mich im Winter besucht. Doch bin ich seit einigen Tagen wieder ausgegangen. Krankheit und eingezogene Entfernung von meiner Dienstpflicht haben immer den Vortheil für mich, daß ich leichter Urlaub bekomme, um meine Gesundheit zu bessern — und so sind sie mir willkommen. Auch habe ich Muße gehabt, ein Mährchen für den künftigen Almanach zu machen, und das Sostrum medicum dem Buchhändler abzugewinnen.

Die „Mohrensclavin" wird vielleicht schon in der nächsten Woche gegeben. Ich habe sie ganz und gar umgearbeitet: weil man Vieles noch sehr unsittlich fand — ich glaube mit Recht, weil das Haus der Thais und ihr Verhältniß zu hetärenmäßig ist, und Chäreas Triumph über die violirte Pamphila zu klar und zu laut. Der erste Akt ist ganz neu erfunden, und der vierte fast auch. Es hat mir Mühe gemacht: doch nun ist die Mohrensclavin ganz weiß gewaschen! Ich spreche von dieser Arbeit, weil Du Dich derselben so freundschaftlich erinnerst. Noch etwas von fremder Autorschaft: Schiller hat ein tragisches Stück mit Chören gemacht: die Braut von Messina. Vortreffliche Arbeit!

Die Muße begleite Dich bis zum glorreichen Ende, in Deinem Lukrez! Ich freue mich auch auf ein Fragment davon: es wird, als Magnet, auch das Ganze emporheben.

Ich schäme mich der unleserlichen Schrift; aber der Bote

muß jetzt den Brief empfangen, weil ich Nachmittags nicht wieder nach Hause komme.

Ich empfehle mich Dir, liebster Freund, und Deinem Hause mit herzlicher Freundschaft. — Lebe wohl!

Ganz der Deine.

Einsiedel.

Die Finanzen können harren, bis ich erscheine: denn wir sehen uns gewiß in diesem Jahre!

11.

Weimar, den 1. Mai 1811.

Du hast mir, Lieber, durch die überschickte Übersetzung der Novellen des Cervantes eine sehr große Freude gemacht: es war das Angenehmste, was mir gestern an meinem Geburtstage erschienen ist! Deine Güte bereitet mir einen dauernden Genuß, der sich auf meinen Aufenthalt zu Wilhelmsthal fortverbreitet.

Sehr gut war es, daß Du mir die ältere Übersetzung — von der ich nichts wußte — empfohlen hast: sie geht der späteren unendlich vor; am sichtbarsten erscheint ihr Vorzug aus den Versen.

Es ist mein Vorsatz, das Zigeunermädchen in Wilhelmsthal zu übersetzen. Großmüthig und sehr hilfreich wäre es, wenn Du die Romanzen, die darin vorkommen, zu übersetzen übernehmen wolltest: ich würde Dir das Spanische ausschreiben, und eine ganz wörtliche Verdeutschung beifügen, weil viele Stellen allerdings schwer zu verstehen sind.

Die Prosa ist in dem Altfranzösischen sehr getreu und im Geist des Originals, und mir ein guter Wegleiter: aber die Verse kann ich, ohne Deine Beihülfe, nicht so zu Stande bringen, wie es sein muß. Wenn Du noch den Entschluß faßtest,

unsern romantischen Sommeraufenthalt mit uns zu theilen, so würdest Du in schönen Stunden die Dichtungen des Cervantes noch lieber gewinnen. Eben las ich eine Anekdote von Cervantes: er ist an demselben Tage und in demselben Jahre gestorben, wo Shakespeare starb, nämlich am 23. April 1615. Beide Dichter hatten eine helle, weite und tiefe Einsicht auf Menschen und Welt, und ihre Werke gehören allen Jahrhunderten an.

Unsere Damen empfehlen sich Dir: sie theilen meinen Wunsch, Dich in Wilhelmsthal zu sehen.

Lebe wohl und behalte mich in liebendem Andenken

Dein

Einsiedel.

12.

Weimar, den 27. Januar 1812.

Ich habe, liebster Freund, Deine Zuschrift vom 21. und die des Tages darauf, nebst dem zurückkommenden Manuscript und Buch, erhalten; empfange meinen herzlichen Dank für Deine Verwendungen zum Besten der großen Zenobia; Du hast ihr durch die meisterhaften Stanzen unseres Freundes Gries eine große Zierde verschafft: schade ist es freilich, daß er die Stanzen des Wechselgesprächs zwischen Aurelian und Zenobia nicht, zu eben der vollendeten Übersetzung wie jene, aufgenommen und das Stück damit geschmückt hat. Doch es wäre unbescheiden, ihn mit Bitten noch mehr zu bestürmen, da ihm allerdings seine Zeit zu eigenen Arbeiten mit gutem Gewissen nicht geraubt werden darf.

Du hast sehr Recht, das Ungeregelt-Genialische des Calderon ihm zu einem Fehler, vorzüglich als dramatischem Dichter, anzurechnen; oft hat es mich verwundert, daß er über

Wahrscheinlichkeit so leicht hinweggeht, da er doch unverkennbar das Ganze des Stücks, als Gang und Anordnung der Scenen, mit sehr dramatischem Geist und Sinn behandelt, und darin consequent ist.

Seine Stücke sind mit großer Pracht aufgeführt worden; sein König, ich glaube Philipp der Dritte, war dem Aufwand in Allem ergeben, und liebte Calderon; dadurch ist er wohl verleitet worden, den Augen viel zum Besten zu geben.

Ich gehe heute wieder aus, und habe zum ersten Ausgang dieses mildere Wetter abgewartet.

Von unseres Wielands letzten Tagen werde ich nun hören; ich weiß blos durch ein Billet von Frau von Wolzogen, daß sein Abscheiden sehr sanft war. Da mich Niemand zu besuchen pflegt, so habe ich keine Nachricht weiter. Huschke, der sein Arzt war, hat mich nur beim Anfang meiner Krankheit besucht, und schien wenig Hoffnung für seine Erhaltung zu haben.

Lebe wohl, und gedenke meiner, nebst den Deinen, mit freundlichem Wohlwollen. **Einsiedel.**

13.

Weimar, den 18. Januar 1813.

So eben erhalte ich die Übersetzung der Zenobia von Goethe, nebst einem Billet — denn wir sind beide nicht zum Ausgehen geeignet — welches mir sein großes Wohlgefallen an den Stanzen schildert, er nennt sie „eine wahrhaft sonnige Erscheinung,“ und denkt nun mit Ernst an die Aufführung dieses Stücks.

Ich sende Dir, mein theuerster Freund, die Übersetzung, die Freund Gries lesen will, und bitte Dich, sie ihm zukommen zu lassen; aber, wie das Sprüchwort sagt: ein Unglück

folgt dem andern; so folgt hier ein unbescheidenes Anliegen dem anderen: die vortrefflichen Stanzen stehen gar zu herrlich und wohlgefällig hervor, schön wär' es, wenn das Übrige sich ihnen näherte. Dieser Wunsch ist in Goethen erwacht, da ich ihm schrieb, daß Gries die Übersetzung zu lesen wünsche, „möchte er bei Lesung des Stücks gereizt werden, weiter fortzufahren, und das Übersetzungsbemühen mit dichterischen rhythmischen Zierden bekrönen!" Diesem Wunsche stimme ich freilich gar sehr bei; vorzüglich hatte ich schon in Jena ein Anliegen auf dem Herzen, wegen eines Wechselgesprächs in Stanzen von sechs Zeilen, die sich pag. 227 in der Übersetzung, und pag. 89 im Original befinden, allein ich wagte es damals nicht, gar zu viel zu bitten; jetzt hat unser Gries, durch die Vortrefflichkeit der ersten Stanzen, eine Annäherung und Gewogenheit schon zu den bemerkten Stanzen im zweiten Akt — und wenn das Ganze ihn interessiren kann, so erhört er auch wohl den Wunsch von Goethe im Allgemeinen des Stücks.

Auch Du also, liebster Freund, ladest Dir durch eine Güte der Verwendung, da sie so schöne Frucht gebracht, das Anliegen auf, sie abermals zu erneuern, und der Zenobia hülfreich zu sein; wer weiß, ob Dein Geist dieser hohen Frau nicht schon einst, in Longins Gestalt, zugethan war.

Goethe wird Dir heute oder nächstens selbst schreiben.

Lebe, unter den freundlichsten Grüßen, recht wohl! und empfiehl mich Deinem lieben Hause freundschaftlichst!

Der Deinige.

Einsiedel.

14.

Weimar, den 17. Januar 1813.

Ich war gestern ein kranker Mann, und konnte Deine liebe Zuschrift nicht beantworten; heute habe ich mich vom Lager erhoben, um Dir, theuerster Freund, ein paar Worte zu schreiben. Die Dichtung unseres Freundes Gries ist höchst meisterhaft, ich habe mich ganz verjüngt und gesund gestern, mitten in fieberhafter Dunkelheit, gefühlt, als ich diese schönen Stanzen las, und heute bewundere ich mit mehrerem Sinn die Vortrefflichkeit derselben, indem ich sie mit dem Original verglich; der ganze Sinn des Spanischen ist so treu, so wohltönend und mit solcher Leichtigkeit wiedergegeben, daß durchaus nichts zu wünschen übrig bleibt.

Wenn mir das Schreiben nicht so schwer würde, und wenn ich nicht befürchtete, daß ich den Meister Gries mit einer Antwort belästigte, so würde ich ihm selbst dieß Alles sagen, und meinen frohen und wärmsten Dank ihm darbringen; sei Du, als ein Mann von beredter weiser Lippe, mein Stellvertreter. Empfange auch Du meinen liebevollen Dank für die thätige Verwendung und den regen Eifer, welche dieser schönen Dichtung das Dasein gegeben haben.

Erst heute konnte ich Goethen die Stanzen senden, und das Manuscript der Zenobia von ihm für Gries begehren; ich erwarte seine Antwort. Um jedoch die reitende Post nicht zu versäumen, so sende ich dieß Blatt ab, und schreibe Dir morgen mit der fahrenden Post wiederum, wenn ich das Manuscript der Zenobia nebst dem Original Dir für Gries sende.

Also für einen kurzen Zeitraum ein herzliches Vale.

Der Deinige.

Einsiedel.

15.

Weimar, den 17. Juni 1815.

Lieber Freund!

Damit ich nicht ganz schamroth werde — was eigentlich der Jugend angehört und auch dem Alter nicht unanständig wäre — wenn ich vor Dir erschiene, so will ich Deine freundliche Zuschrift vom 5. dieses Monats nicht länger unbeantwortet lassen und dieses ansprechende Merkmal Deines lieben Andenkens erwiedern.

Du fragst, lieber Freund, wie ich mein Dasein verlebe? Ich kann darauf blos die wenig interessante Antwort geben, daß ich mich dem Geist, oder, anspruchsloser zu sagen, der Gewohnheit der großen Masse gleichstelle, die den verworrenen, schwer zu entwickelnden Zeichen der Zeit neugierig entgegenschaut; in dieser Hinsicht ist es mir lieb, daß ich kein Prophet bin, ich würde mich selbst überleben, und nichts zu erwarten, zu hoffen und zu fürchten haben. Du siehst aus diesem Selbstbekenntniß, daß ich den goldenen Spruch: vive tibi, noch nicht ganz zu Herzen genommen habe.

In der nächsten Woche beginnt ein Sommeraufenthalt in Wilhelmsthal, der unserer Großherzogin sehr wohlthätig sein wird. Ich wünschte sehr, daß Du Dich so wohl befinden möchtest, diesen anmuthigen Wohnort mit uns zu theilen!

Ich komme, aber nur für einen Tag, zum Hofgericht nach Jena, und hoffe Dich zu sehen. Empfiehl mich freundschaftlichst Deinem lieben Haus. Lebe wohl!

Dein

Einsiedel.

16.

Mein alter, ehrwürdiger und lieber Freund! Ich habe lange gesäumt, Dir für Deinen Lukrez — ich nenne ihn so, weil Du ihn Dir ganz angeeignet hast — meinen herzlichen Dank darzubringen; um Dir sagen zu können, daß ich zwei Bücher desselben gelesen habe.

Das Meisterhafte Deiner Übersetzung ist erkennbar, wenn man die Urschrift auch nicht vor Augen hat, so wie ein getroffenes Portrait die Wahrheit des Originals bezeichnet, das uns unbekannt ist.

Ich möchte, daß Du unserer Großherzogin, durch Frau von Stein, ein Exemplar Deiner Übersetzung sendetest; ich vermuthe, daß sie es erwarten könnte.

Unser ländlicher Aufenthalt ist von der Witterung nicht begünstigt; es ist kalt und feucht. Der nächste Monat läßt uns bessere Tage erhoffen.

Ich grüße Dich und die Deinen freundlichst und herzlich. Lebe wohl, mein Bester, und gedenke mein!

Ganz und für immer der Deinige!

Einsiedel.

Karl von Dalberg

an

Knebel.

1.

Mannheim, den 27. Februar 1787.

Ich bin so begierig auf die herrlichen Balladen aus Ossians Vaterlande, die Sie, würdiger Mann, uns versprachen, daß ich Sie hieran sowohl, als an Hamanns Schrift zu erinnern wage. Die guten und zum Theil philosophischen Stunden, so ich mit Ihnen verlebte, gebaren beiliegendes philosophisches Geständniß, das Ihnen gewidmet ist. Theilen Sie es doch auch dem edlen Herder mit, weil mir das Motto meiner Schrift vorzüglich am Herzen liegt. —

Dem Herzog empfehlen Sie mich zu Gnaden — und dem gütigen Andenken der Frau von Schard —

Ihr gehorsamster

Dalberg.

2.

Mannheim, den 1. März 1787.

Hochwohlgeborner Freiherr! Durch Übersendung beigefügten dramatischen Gedichtes, welches Sie bei der Vorstellung hier mit Ihrem Beifalle beehrten, erfülle ich hiermit mein Versprechen; mög' es Ihnen bei der Lectüre nicht auch ganz mißfallen, und sehen Sie es immer mehr als Versuch in dieser Gattung, als schon etwas Vollendetes an. Schmeichelhaft und zugleich belehrend wird mir immerhin Ihr Urtheil über dieses Trauerspiel sein.

Unvergeßlich sind mir noch die wenigen Augenblicke, welche Sie uns hier geschenkt haben; möge die Rückerinnerung an das schöne Heidelberg immer noch den Gedanken und zugleich

den Wunsch in Ihnen erhalten, unsere Gegend zur angenehmen Sommerszeit wieder zu besuchen; ich hätte dann gewiß die Hoffnung, Ew. Hochwohlgeb. Gesellschaft etwas länger genießen zu können.

Ich habe die Ehre, mit vorzüglichster Hochachtung zu sein Ew. Hochwohlgeb.

gehorsamster Diener,

Dalberg.

Darf ich bitten, Beigefügtes Herrn Wieland zuzustellen?

3.

Mannheim, den 9. März 1787.

Daß ich auf Ihren letzten lieben Brief nicht früher antwortete, mögen Sie entschuldigen, wegen tausend mannichfacher Abhaltungen.

Sie beurtheilen mich zu gütig! mein an Sie gesandtes Bekenntniß hat das Gepräge der Wahrheit, das ist sein erstes und beinahe einziges Verdienst.

Hier ein kleines musikalisch-metaphysisch-moralisches Schriftchen, das die Verhältnisse der Musik zur Harmonie der Seele angeben soll; wollten Sie doch unserem Herder in meinem Namen eines überreichen.

Auf seine Schrift: Gott! bin ich äußerst begierig. Wenn der edle Mann mir sie gütigst zusenden wollte, würde ich ihm unendlich dankbar sein.

Was sagen Sie zu Jacobi's neuem Glauben von David Hume? Ich liebe diese Art metaphysischer oder vielmehr dialektischer, oder besser sophistischer Irrgärten nicht. Ich weiß nicht, verliert der Leser den Knaul? oder hatte der Schriftsteller selbst keinen? Genug, beide kommen nicht zusammen, und man weiß oft nicht, wohin der Weg gehen soll!

Leben Sie wohl. Ihr Dalberg.

4.

Mannheim, den 29. März 1787.

Hochwohlgeborner Herr, verehrungswürdiger Freund! Ihr Tadel ist Lob; und ich bin nicht wenig stolz darauf. Sie haben Recht, manche Dialogen sind noch etwas zu tiradenreich und zu sehr gedehnt in meinem Trauerspiel; ich fühlte es beim Bearbeiten, und wollte doch manche Schönheiten des Originals beibehalten, daher meine Schüchternheit, welche allerdings die scharfe Kritik veranlassen kann, über stellenweise Weitschweifigkeit billige Klagen zu führen.

Mathildens Wahnsinn, welcher Ew. Hochwohlgeb. Gefühle etwas zu beleidigen scheint, ist nach meinem Bedünken wesentlich, um die Thränen einer Wittwe über den Verlust ihres Gemahls nach unseren Begriffen dem Zuschauer wahrscheinlich zu machen. Zerrüttete Phantasie rechtfertigt gewissermaßen den funfzehnjährigen täglich wachsenden Schmerz eines Weibes, welcher noch durch Einsamkeit und den Anblick einer höchst romantischen Gegend vermehrt und erhöht wird. Mein Ideal war freilich eine Siddons, als ich Mathildens Charakter nach Cumberland anlegte und ausführte, und daß leider die deutschen Bühnen noch keine solche Schauspielerin haben, ist zu bedauern. Doch werden Sie in der Vorstellung gefunden haben, daß Madame Rennschüb Mathildens Charakter höchst interessant und angenehm dargestellt hat, vielleicht würde die allzuwahre und getreue Darstellung des Wahnsinns, welche die Siddons bis zur Raserei schildert, unser etwas delicateres deutsches Publikum beleidigen.

Ihre Zufriedenheit über meine Versification schmeichelt mir ungemein. Solcher Kenner Beifall ist Lohn für langjährige Arbeit, welche die Feile der Jamben erforderte; in demselben Sylbenmaaße (welches ich der theatralischen Declamation so höchst angemessen finde) hab' ich ein Drama beinahe so weit fertig. Der Stoff dazu ist ein wohlthätiger Zug aus

des großen Montesquieu Leben. Ihre Nachsicht und Güte sagen mir, daß Sie mir erlauben, auch bald Ihr gründliches Urtheil über diesen zweiten Versuch fordern zu dürfen.

Sehr begierig zu vernehmen wäre ich, ob Wieland mit meinem Mönch zufrieden oder unzufrieden gewesen ist; fast sollte ich Letzteres glauben, da ich auf meinen Brief keine Sylbe Antwort erhalten habe. Wielands Kritik wäre mir eben so wichtig, als ein Beweis von ihm, daß er mich nicht ganz vergessen hat.

Für die überschickten herrlichen Briefe empfangen Ew. Hochwohlgeb. meinen wärmsten Dank. Daß ich das Versprechen des Geheimnisses halten werde, sein Sie ganz versichert.

Ich habe die Ehre, mit unbegrenzter Hochachtung zu sein

Ew. Hochwohlgeb.

ganz gehorsamster Diener,

Dalberg.

5.

Herrnsheim bei Worms, den 5. August 1787.

Seit langer Zeit habe Ich nichts von Ihnen gehört, lieber Herr von Knebel; nur unser braver Herzog sagte mir letzt, Sie seien wohl. Die Ursache, warum ich nicht geschrieben, liegt in der Unruhe dieser Zeitläufte und den Festivitäten der Gegend, die kein Ende hatten, und durch die meine Seele wider Willen aus ihrer philosophischen Ruhe gezogen ward.

Müßig bin Ich doch nicht gewesen; das schöne letzte Werk unseres Herder, sein „Gott," (das er mir zuschickte) interessirte mich so, daß ich darüber in eigene Spekulationen gerieth, und um ins Klare zu kommen, meinem alten Wege folgte, nämlich die Geschichte, Entstehung, Bildung dieser Idee aus mir selbst entwickelte.

Das Resultat davon lege ich unserem Herder vor; da Sie mir einmal über denselben Gegenstand schrieben, so bitte ich, lieber Freund, es zu lesen und mir Ihre Gedanken zu eröffnen. Ich glaube, wir kommen so ziemlich überein, oder scheiden wir uns auch in Manchem, so gewiß doch in nichts Wesentlichem.

Nach meinem Sinn kann ein Vernunft-Beweis Gottes, und zwar lediglich der Spinozistische (allen anderen entsage ich willig) statt finden. Aber dieser Beweis zeigt mir nichts als die ewigen nothwendigen Gesetze dieser Vernunft, d. h. das, was von Gott in ihr liegt. Weiter kann sie wohl in der Erkenntniß dieses Wesens nicht bringen; — nebst diesem Weg nehme ich den der geschichtlichen Ueberlieferung, und den inneren (oder der Intuition) an, also weder Vernunft allein, noch Glaube allein, sondern beide zusammen und vereint führen, dünkt mich, zu Gott. Und den näheren Bezug des Menschen zu Gott lehrt uns Christus — oder wenn Sie wollen, jeder geoffenbarte Glaube.

Lassen Sie mich doch wissen, in wie fern sich unsere Gedanken treffen.

Oft und viel spreche ich mit der lieben, edlen Frau v. Seckendorf von Ihnen. Sie sind uns in stetem Andenken. Leben Sie wohl.

Dem Herzog empfehlen Sie mich zu Gnaden, so auch der Frau v. Schard.

Ihr Dalberg.

6.

Bester edler Freund! Ich danke für Ihren letzten Brief. Ihr Andenken und das Bewußtseyn, von Ihnen nicht vergessen zu werden, ist mir unschätzbar.

In dieser Welt, wo alles wandelt und wechselt, woran hielten wir uns noch, wenn nicht

„Zwo Knöspchen unter allen hier,
Lieb' und die Freundschaft, blieben mir?“

Ach! nur sie versüßt uns die Sattigkeit und den Ekel, der uns oft so unwillkührlich über das bunte Schauspiel der Lebensscenen anwandelt. Ich habe auf Ihren Rath sogleich Turgots Leben gelesen, das ich noch nicht kannte. Es ist reich an Welt- und Lebenskenntniß — und zugleich das schöne Bild eines reinen thatenreichen Menschen, kräftig und warm hingemalt. — Doch sagt man, die Memoires sollen noch besser sein — sie sind aber vergriffen; auch hier habe ich sie noch nicht ausfindig gemacht.

Ich wünschte, ein guter Kopf machte sich hinter der Wust des neuern französischen Finanz- und Regierungs-Wesens — und stellte dieses in einem hellen Lichte dar; man sagt mir, Jacobi habe diese Idee. Ich weiß aber nicht, ob sie durch ihn hell werden wird.

Sie wissen doch schon die neuen Münchner Auftritte, — daß Hompesch per Litteras pacis vom Kurfürsten wieder berufen ward — weil der Karren gar nicht mehr aus dem Schlamm wollte. Er ward vom bairischen Ludwig XV. als sein Erretter empfangen — entwarf einen Plan — legt' ihn vor, versprach, die Landschulden (von drei bis vier Millionen) in einem Jahre ohne neue Auflage, ohne Gehaltsabzüge zu tilgen; Baiern und die Stände frohlockten, aber Oberndorf und Consorten brüteten Verderben unter süßem Hoflächeln. Hompesch hatte des Schurken Stubenrauch Entfernung als Conditio sine qua non seiner Direktion gesetzt.

Dies ward Motiv und Wirkursache seiner Entfernung. — Stubenrauch und Oberndorf benutzten einige Stunden des Nachmittags, wo der Kurfürst im Weintaumel lag — und Abends ließ er Hompesch sagen, er könne gehen, wo er hergekommen — auch trat er ab und betrug sich im Ganzen as a man; aber

das Volk hätte beinahe revoltirt, wollte ihn nicht weglassen, warf Stubenrauch die Fenster ein, drohte ihn an die Hausthüre zu hängen, wenn er sich blicken ließe. Der Bursche mußte entweichen, und der Kurfürst ist gezwungen, ihn aus den Geschäften zu entfernen. Indessen hat Oberndorf das ganze Finanz-Ruder in Händen — und im Lande geht's bunt.

Können Sie uns nicht einmal besuchen; unsere Frau von Seckendorf und ich sprechen oft von Ihnen! — und wir sind hier Gott Lob! so fern von der Politik — daß ruheliebende Menschen sich recht pflegen können. Ihr Dalberg.

7.

Lieber würdiger Freund! Ich hätte gewiß früher auf Ihren letzten Brief geantwortet, wäre ich nicht durch manche Berufsgeschäfte verhindert worden; denn hätte ich meinem Herzen folgen können, würde ich Ihnen sogleich meine Freude über den Inhalt Ihres Schreibens bezeigt haben. Es trägt ganz das Gepräge der Freimüthigkeit und Wahrheitsliebe; Eigenschaften, so ich am Menschen vor Allem schätze. Im Ganzen sind wir auch gewiß eines Sinnes; denn ob ich gleich eine metaphysische Erforschung des Daseins und der Natur eines ersten Wesens nicht ganz verwerfe, so dünkt mir doch (wie Ihnen), man könne hierin nicht vorsichtig genug sein, und die Untersuchung laufe immer Gefahr, auf irgend einer Seite Blößen zu zeigen; Blößen — die um so gefährlicher sind, als sie auf den praktischen Gebrauch unserer Vernunft so großen Einfluß haben.

Denn wer über diesen Gegenstand apodiktische Gewißheit oder Anschauung a priori verlangt, geräth endlich in gleiche Verlegenheit, wie der Idealist, oder besser der Pyrrhonist, der, um consequent zu sein, die Existenz der Dinge (selbst seine eigene) leugnet, weil sie ihm nicht bewiesen ist; da nun dieser Zustand

offenbar eher eine Krankheit des Verstandes, als eine Folge richtiger Vernunftschlüsse ist, und die schädlichsten Folgen daraus entstehen können, muß der Mensch, um nicht ungewiß und ohne Compaß in der hohen See zu schwanken, irgend einen Hafen suchen, in den er einlaufen kann. Ich glaube den meinigen in der Vorstellung gefunden zu haben, daß die Erkenntniß Gottes beim Menschen (da seine Vernunft nicht bis zu diesem höchsten von ihm so verschiedenen Wesen reicht) durchaus historisch sei, und sein müsse; daß die Idee dieses Wesens und das Bedürfniß darnach virtualiter zwar in der Seele liege, von außen aber als ein positives Faktum dem Menschen verkündet werde, so per Traditionem von den ersten Tagen der Schöpfung an durch alle Geschlechter fortgepflanzt, sich nach Maaßgabe der gereinigten Begriffe der Menschen auch reiner und intuitiver darstelle; daß also der Unterricht über die Gottheit gleichsam pädagogisch im Menschengeschlechte fortgehe, und wahrscheinlich auch weiter als diese Welt fortgehen werde, je mehr wir uns diesem ersten Prinzip nähern. Dies ist auch der Sinn meiner Schrift, und die Ursache, warum ich bei Untersuchung meines Begriffs von Gott genetisch zu Werke ging.

Ihr Urtheil über dieselbe zu vernehmen, bin ich sehr begierig. Frau von Seckendorff schreibt mir: eine vortreffliche Frau (Frau von Schard) habe sie mit Beifall gelesen; versichern Sie sie doch meiner warmen Verehrung. Ich lege Ihnen ein neues Lied mit Musik für Sie bei. Wie gern unterhielt ich mich noch länger mit Ihnen, aber — Geschäfte rufen mich ab.

Leben Sie wohl.

Ihr Dalberg.

Unserem vortrefflichen Herder empfehlen Sie mich, und danken ihm in meinem Namen für das Uebersandte.

Ankündigung.

Seit dem 1. Januar d. J. erscheint in unserm Verlage:

Literarischer Zodiacus.

Journal

für Zeit und Leben, Wissenschaft und Kunst.

Redigirt von

Dr. Th. Mundt.

Diese Monatsschrift, die seit der kurzen Zeit ihres Erscheinens die erfreulichste Verbreitung gewonnen, hat sich zu einem eben so kräftigen als wirksamen Organ des vernünftigen Fortschritts, und zu einem Vereinigungspunct der ausgezeichnetsten Köpfe Deutschlands, die sich hier zu gemeinsamem Wirken und Streben begegnen, gemacht. Es ist ein neues und belebendes Schauspiel in der deutschen Literatur, zu sehen, wie sich in diesem Journal hochberühmte und gefeierte Namen in Wissenschaft und Kunst in geschlossener Reihe mit der jungen, aufstrebenden Literatur zu einem Ziele verbinden, das die freieste und lebensvollste Entfaltung der nationellen Cultur nach allen Richtungen hin im Auge hat. Und dies Ziel ist nur durch Gemeinsamkeit erreichbar und fruchtbar zu machen unter einem Volke, in dem sich sonst Alles sondert und in Einzelnheiten zersplittert, und wo die Notabilitäten und Heroen der Literatur sich immer so gern in einen vornehmen Dunstkreis gegen einander und gegen die Nation abgesondert haben. Eine andere Epoche ist im Anzuge; es ist die einer gleichmäßigen Verallgemeinerung der Cultur, wo Wissenschaften und Künste mit dem Volksleben und den Zeitinteressen sich durchdringen und verschmelzen. Solche Journale, wie

der Literarische Zodiacus, sind die Schwalbenvorboten der besseren und reicheren Periode. Es wird hier ein Grund und Boden zu bilden gestrebt, auf dem sich die regsten Kräfte aus den verschiedenartigsten Sphären des Lebens und der Stellung nebeneinander bewegen und äußern, und bei aller ihrer individuellen Verschiedenheit doch eine gewisse gemeinsame Strömung der Zeit bezeichnen. So enthält der Zodiacus Beiträge von August Böckh, Eduard Gans, K. A. Varnhagen von Ense, F. G. Kühne, Leopold Schefer, Friedrich Rückert, dem Verfasser der Briefe eines Verstorbenen, Karl Rosenkranz, K. G. Jacob, Eduard Duller, H. Stieglitz, M. Veit, Ch. H. Weiße u. v. A., und bei dem fortgesetzten und unermüdeten Bestreben der Redaction, diese Reihe zu erweitern, wird sich eine immer erfreulichere Mannigfaltigkeit des Inhalts zur Unterhaltung und Anregung erreichen lassen. Der sehr wohlfeile Preis dieses Journals (der Jahrgang von 12 Heften 5 Thlr., der Halbjahrgang 2½ Thlr.) empfiehlt es allen Lesevereinen und Journalzirkeln, so wie Privatpersonen, die ihre Bestellungen bei allen löblichen Postämtern und Buchhandlungen machen können. Der Literarische Zodiacus wird regelmäßig zu Anfang eines jeden Monats ausgegeben.

Bei uns erschien früher:

Madonna. Unterhaltungen mit einer Heiligen. Von Theodor Mundt. 28½ Bogen. 1 Thlr. 20 Gr.

und:

Moderne Lebenswirren. Briefe und Zeitabenteuer eines Salzschreibers. Von Theodor Mundt. 17 Bogen. 1 Thlr. 4 Gr.

Leipzig, im Juli 1835.

Gebrüder Reichenbach.





